

Schriften des Historischen Kollegs

Kolloquien
68

R. Oldenbourg Verlag München 2007

Selbstzeugnisse in der
Frühen Neuzeit

Individualisierungsweisen
in interdisziplinärer Perspektive

Herausgegeben von
Kaspar von Greyerz
unter Mitarbeit von
Elisabeth Müller-Luckner

R. Oldenbourg Verlag München 2007

Schriften des Historischen Kollegs

herausgegeben von

Lothar Gall

in Verbindung mit

Etienne François, Johannes Fried, Klaus Hildebrand, Manfred Hildermeier,
Martin Jehne, Claudia Märkl, Helmut Neuhaus, Friedrich Wilhelm Rothenpieler,

Luise Schorn-Schütte und Dietmar Willoweit

Geschäftsführung: Georg Kalmer

Redaktion: Elisabeth Müller-Luckner

Das Historische Kolleg fördert im Bereich der historisch orientierten Wissenschaften Gelehrte, die sich durch herausragende Leistungen in Forschung und Lehre ausgewiesen haben. Es vergibt zu diesem Zweck jährlich bis zu drei Forschungsstipendien und zwei Förderstipendien sowie alle drei Jahre den „Preis des Historischen Kollegs“.

Die Forschungsstipendien, deren Verleihung zugleich eine Auszeichnung für die bisherigen Leistungen darstellt, sollen den berufenen Wissenschaftlern während eines Kollegjahres die Möglichkeit bieten, frei von anderen Verpflichtungen eine größere Arbeit abzuschließen. Professor Dr. Kaspar von Greyerz (Basel) war – zusammen mit Prof. Dr. Werner Busch (Berlin), Prof. Dr. Friedrich Wilhelm Graf (München) und Dr. Jörn Leonhard (Heidelberg/Oxford) – Stipendiat des Historischen Kollegs im Kollegjahr 2003/2004. Den Obliegenheiten der Stipendiaten gemäß hat Kaspar von Greyerz aus seinem Arbeitsbereich ein Kolloquium zum Thema „Selbstzeugnisse in der Frühen Neuzeit. Individualisierungsweisen in interdisziplinärer Perspektive“ vom 25. bis 26. Juni 2004 im Historischen Kolleg gehalten. Die Ergebnisse des Kolloquiums werden in diesem Band veröffentlicht.

Das Historische Kolleg wird seit dem Kollegjahr 2000/2001 – im Sinne einer „public private partnership“ – in seiner Grundausstattung vom Freistaat Bayern finanziert, seine Stipendien werden gegenwärtig aus Mitteln der Fritz Thyssen Stiftung, des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft und eines ihm verbundenen Förderunternehmens dotiert. Träger des Historischen Kollegs, das vom Stiftungsfonds Deutsche Bank und vom Stifterverband errichtet und zunächst allein finanziert wurde, ist nunmehr die „Stiftung zur Förderung der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und des Historischen Kollegs“.

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2007 Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH, München
Rosenheimer Straße 145, D-81671 München
Internet: oldenbourg.de

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier (chlorfrei gebleicht)

Satz: Typodata GmbH, München

Druck: Memminger MedienCentrum, Memmingen

Bindung: Buchbinderei Klotz, Jettingen-Scheppach

ISBN 978-3-486-58236-9

Inhalt

Verzeichnis der Tagungsteilnehmer	VII
---	-----

Kaspar von Greyerz

Einführung	1
------------------	---

I. Die lange Zeitschiene

Gabriele Jancke

Patronagebeziehungen in autobiographischen Schriften des 16. Jahrhunderts – Individualisierungsweisen?	13
---	----

Rudolf Dekker

Briefe von Seeleuten an Bord niederländischer Schiffe und ihrer Familien im 17. und 18. Jahrhundert	33
--	----

Gudrun Piller

Private Körper. Schreiben über den Körper in Selbstzeugnissen des 18. Jahrhunderts	45
---	----

II. Transkulturalität und Interdisziplinarität

Maïke Christadler

Abwesend anwesend. Spuren des Künstlers in der Kunstgeschichte und in seinem Werk	63
--	----

Rotraud Ries

Individualisierung im Spannungsfeld differenter Kulturen: Positionsbestimmungen und experimentelle Neudefinitionen in der jüdischen Minderheit	79
--	----

Suraiya Faruqi

Ein Istanbuler Derwisch des 17. Jahrhunderts, seine Familie und seine Freunde: Das Tagebuch des Seyyid Hasan	113
---	-----

III. Handwerker und Frauen*James S. Amelang*

Saving the Self from Autobiography 129

*Sara H. Mendelson*Life-writing as letter-writing: The correspondence of Anne Dormer
and Elizabeth Trumbull 141**IV. Oktroyierte Identitäten***Valentin Groebner*

Erasmus' Bote. Wer braucht wieviel Individualität im 16. Jahrhundert? 157

*Peter Becker*Der Verbrecher als ‚Autor‘. Inschriften und Zeichnungen im
Wiener Polizeigefangenhause, ca. 1920 173

Register 197

Verzeichnis der Tagungsteilnehmer

Prof. James Amelang, Madrid
Prof. Dr. Peter Becker, Florenz
Dr. Maike Christadler, Basel
Prof. Rudolf Dekker, Rotterdam
Prof. Dr. Suraiya Faroqhi, München
Prof. Dr. Kaspar von Greyerz, Basel (Stipendiat des Historischen Kollegs 2003/04)
Prof. Dr. Valentin Groebner, Luzern
Dr. Gabriele Jancke, Berlin
PD Dr. Helga Meise, Aix-en-Provence
Prof. Sara H. Mendelson, Hamilton, Ontario
Dr. Rotraud Ries, Düsseldorf
Prof. Dr. Winfried Schulze, München
Prof. Dr. Claudia Ulbrich, Berlin
Dr. Patrice Veit, Bonn

Kaspar von Greyerz

Einführung

Aus der Sicht der aktuellen Geschichtswissenschaft sind Individualisierung, und ihr unmittelbares Korrelat: Säkularisierung, makrohistorische Interpretamente ersten Ranges. In der Art und Weise, wie wir sie heute verwenden, liegen ihre begriffsgeschichtlichen Wurzeln vornehmlich im 19. Jahrhundert, in der ideenpolitisch unterfütterten, nicht selten auch kulturpessimistisch geprägten Verständigung der damaligen Geistes- und Kulturwissenschaften mit sich selbst und ihrer Zeit. Im Historismus und dann wiederum in einer auf das Wirtschaftswunder fixierten, fortschrittsoptimistischen Welt der deutschen Nachkriegszeit wurde diesen Begriffen gleichsam unter der Hand ein letztlich evolutionistisches Verständnis untergeschoben. In dieser Gestalt bzw. auf dieser Grundlage lebt das Individualisierungsinterpretament bis heute fort, zuletzt insbesondere in den einschlägigen Publikationen Richard van Dülmens¹.

Die Tagung vom 25./26. Juni 2004, die Forscherinnen und Forscher, die sich mit Selbstzeugnissen, mit historischen Personenkonzepten aus geschichts-, kunst-, kultur- und literaturwissenschaftlicher Sicht und mit historischen Fragen der Zuschreibung personaler Identität beschäftigen, in München zusammenführte, und welche der vorliegende Band dokumentiert, sollte nun allerdings nicht der Relativierung eines evolutionistischen Verständnisses der Frühen Neuzeit dienen. Dieses hat sich längst selbst ad absurdum geführt. Es ging auch nicht darum, die alte Debatte Mikrohistorie vs. Makrohistorie wieder aufzuwärmen, die wohl die meisten unter uns ohnehin nie als wirkliche Dichotomie verstanden haben². Vielmehr sollte sie dazu dienen, frühneuzeitliche Vorgänge der Individualisierung als personale oder gruppenspezifische Individualisierungsweisen aus der Perspektive interdisziplinärer Fragestellungen in ihrer ganzen Komplexität auszuloten. Die Tagung sollte nicht nur einen Beitrag leisten zur Analyse frühneuzeitlicher Personenkonzepte, sondern auch zum besseren Verständnis der unterschiedlichen Komposita einer grundlegenden makrohistorischen Kategorie der europäischen Geschichte – von Komposita, die vor dem Hintergrund der burckhardtschen Tradition gerne vor-schnell als letztlich nicht hinterfragbare Einheit verstanden werden. Diesen Kom-

¹ Vgl. u. a. *Richard van Dülmen*, Die Entdeckung des Individuums, 1500–1800 (Frankfurt a. M. 1997).

² Vgl. u. a. *Winfried Schulze* (Hrsg.), Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie (Göttingen 1994).

posita entspricht der Begriff „Individualisierungsweisen“. Zur umfassenden Artikulierung eines besseren Verständnisses der angesprochenen makrohistorischen Vorgänge würde selbstverständlich auch der Blick von ganz außen gehören, z. B. aus der Perspektive asiatischer Entwicklungen, worauf Peter Burke als einer der ersten mit Nachdruck hingewiesen hat³. Aus organisatorischen Gründen war dies leider nicht zu leisten. Ich bin jedoch sehr glücklich, daß mit den Beiträgen von Suraiya Faroqhi und Rotraud Ries die Problematik, mit der wir uns in der hier dokumentierten Tagung beschäftigt haben, einen Perspektivenwechsel und auch eine Erweiterung aus der Sicht der Osmanistik und der jüdischen Geschichte erfahren hat.

Selbstzeugnisforschung ist per definitionem ein Forschungsfeld, in dem vor allem Interdisziplinarität weiterführende Resultate hervorbringen kann. Ich greife daher für einmal einleitend nicht auf Jacob Burckhardt und seine bekannten Individualisierungszeugen Benvenuto Cellini und Girolamo Cardano zurück, sondern auf die von Georg Misch bis mindestens Rainer Wuthenow und Günther Niggel gängige literaturwissenschaftliche Auffassung, daß „die Literarisierung der Selbstanalyse als Ergebnis eines Säkularisationsvorganges (...) Hand in Hand (gehe) mit der anderen Entwicklung, die sich durchaus mit ihr verknüpfen läßt, nämlich mit der zur psychologischen Selbstdarstellung, der Ich-Erforschung um ihrer selbst willen“⁴. Und mit diesem Zitat sind wir bereits in medias res: Denn ich muß feststellen, daß wir die durch Wuthenow im Sinne verbreiteter Vorstellungen angesprochene Annäherung von Pietismus und Aufklärung, die ihr Ziel in der rein säkularen, psychologischen Selbstdeutung eines Karl Philipp Moritz fand, bei Selbstzeugnis-Autorinnen und -Autoren des späteren 18. sowie des frühen 19. Jahrhunderts, die gleichsam der mittleren gesellschaftlichen Ebene zuzuordnen sind, vergeblich suchen⁵. Offenbar handelt es sich also bei den Vorgängen, mit denen wir es zu tun haben, um schichtenspezifische Prozesse. Wenn wir Wuthenows Kategorie der „Literarisierung der Selbstanalyse“ hinterfragen, dann stoßen wir auf ein letztlich ästhetisierendes Kanonverständnis, mit dem nicht nur aus geschichtswissenschaftlicher Sicht wenig anzufangen ist, sondern gegen das sich in den letzten paar Jahrzehnten auch in wachsender Zahl die Literaturwissenschaftler selbst gewandt haben, wie etwa Eva Kormann: „An den engen, klassikbezogenen

³ Peter Burke, *Representations of the Self from Petrarch to Descartes*, in: Roy Porter (Hrsg.), *Rewriting the Self. Histories from the Renaissance to the Present* (London 1997) 17–28.

⁴ Ralph-Rainer Wuthenow, *Das erinnerte Ich. Europäische Autobiographie und Selbstdarstellung im 18. Jahrhundert* (München 1974) 37.

⁵ Ich verweise auf die unveröffentlichten Lizentiatsarbeiten von Silvia Leonhard, *Wege zum Selbst. Rituale der pietistischen Selbstvergewisserung dargestellt anhand von Selbstzeugnissen Sophie von Wurstembergers (1809–1878)* (Basel 1998) und von Lambert Kansy, „Zu Ende dieses Jahres erfüllte sich dieser Traum schon allbereit an meinem eigenen Leib ...“. Träume als Instrument biographischer Sinngabe (Basel 1998). Eine Zusammenfassung der Arbeit von S. Leonhard ist erschienen in: *dies.*, *Guaritrice nel Pietismo? Dialoghi di conversione e racconti di guarigione nel diario di Sophie von Wurstemberger (1809–1878)*, in: *Quaderni storici* 112/1 (2003) 165–194.

Theorien, die bis in die 70er Jahre hinein dominierten, entzündete sich in den letzten Jahren die Kritik einer ganzen Reihe von Literaturwissenschaftler(inne)n, die mit unterschiedlichen Akzentsetzungen den Autobiographiebegriff hinsichtlich der Form, des Inhalts, der Epoche, der Schicht und/oder des Geschlechts der Schreibenden ausweiten wollten.“⁶ Übertragen auf die hier angeschnittene Fragestellung bedeutet dies: Prozesse der Individualisierung sind nicht nur schichtenspezifisch, sondern werden auch in geschlechtsspezifisch unterschiedlicher Form artikuliert.

Diese Zusammenhänge erklären, weshalb im Titel dieses Kolloquiums nicht von Individualisierung im Singular, sondern von Individualisierungsweisen im Plural die Rede ist. Was war also das vorrangige Erkenntnisobjekt der Tagungsteilnehmerinnen und -teilnehmer? Sicherlich nicht *das* Individuum des 16., des 17. oder des 18. Jahrhunderts; vielmehr doch zeitgenössische Repräsentationen dessen, was eher generationenspezifisch als epochenspezifisch „die Person“ (im Unterschied zur Familie, zur Gruppe, zur Gemeinschaft im Sinne von „community“) ausmachte. Unser vorrangiges Erkenntnisobjekt war auch nicht *die* frühneuzeitliche Individualisierung *tout court*, sondern – wie erwähnt – Bestandteile, Komposita dieses makrohistorischen Interpretaments, die uns helfen mögen, dessen theoretische Reichweite besser einschätzen zu können.

Wir wissen heute, daß eine Trennung zwischen öffentlichen und privaten Erfahrungsbereichen nicht erst im 18. Jahrhundert erkennbar wird⁷, sondern sich zum Beispiel auch schon in der Schreibpraxis derjenigen Autoren des 16. und 17. Jahrhunderts manifestiert, die gleichzeitig Chroniken und Tagebücher oder Autobiographien verfaßt haben. Ich denke etwa an den Zürcher Theologen Heinrich Bullinger (1504–1575), den Basler Theologen und Mathematiker Christian Wurstisen (1544–1588), den Ulmer Bauherrn und Architekten Joseph Furtenbach (1591–1667) u. a. m. In der Wahl einer bestimmten Schreibform (Tagebuch, Autobiographie, Familienchronik oder Brief) drückten sich nicht selten auch spezifische Wünsche nach Privatheit oder Öffentlichkeit aus⁸.

Es wäre jedoch sehr verwegen, von solchen Beobachtungen aus auf spezifische Individualisierungsvorgänge zu schließen. Denn frühneuzeitliche Privatheit ist nicht automatisch identisch mit einer (modern konzipierten) Individualität. Diese Erkenntnis hat uns namentlich Natalie Zemon Davis in Erinnerung gerufen, als sie ausgerechnet in den autobiographischen Aufzeichnungen eines Michel de Montaigne eine starke Einbindung des Autor-Subjekts in familiäre Zusammenhänge

⁶ Eva Kormann, „Und solliche Grimbnuß hab ich alleweil“. Autobiographik bürgerlicher Frauen des 17. Jahrhunderts am Beispiel des „Pichls“ der Maria Elisabeth Stampfer, in: *Michaela Holdenried* (Hrsg.), *Geschriebenes Leben. Autobiographik von Frauen* (Berlin 1995) 80–94, hier 83.

⁷ Vgl. u. a. Gert Melville u. a. (Hrsg.), *Das Öffentliche und das Private in der Vormoderne* (Köln 1998).

⁸ Dazu James S. Amelang, *The Flight of Icarus. Artisan Autobiography in Early Modern Europe* (Stanford 1998) 225–228.

feststellte⁹. Sinngemäß gilt dieselbe Feststellung im Einzelfalle selbst noch für verschiedene Selbstzeugnisse des Pietismus mit ihrer starken Fokussierung auf die spirituelle Wiedergeburt als Dreh- und Angelpunkt der individuellen Lebensgeschichte, und zwar genauer: für weibliche Selbstzeugnisse des Radikalpietismus, in welchen durch die autobiographische Darstellung von Visionen die Wiedergeburt gleichsam unter der Hand zum kollektiven Vorgang wird¹⁰. Diesen Befund verallgemeinernd hat Ulrike Gleixner kürzlich hervorgehoben, die pietistische Autobiographie diene vorrangig dazu, „sich im Rahmen der pietistischen Konzepte zu deuten, zu stärken und zu vergesellschaften; es ist pietistische *confessio* und bietet die Möglichkeit, ein Bewußtsein von sich selbst zu entwickeln, indem man sich mit den Augen der Gruppe deutet“¹¹.

Nochmals zum Verhältnis von Selbstzeugnis und Lesepublikum: Viele derartige Selbstzeugnisse der frühen Neuzeit wurden bis heute gar nicht oder erst sehr viel später gedruckt. Sowohl die Forschungen von James Amelang zu populären Selbstzeugnissen wie auch die Bestandesaufnahme frühneuzeitlicher Selbstzeugnisse der deutschsprachigen Schweiz durch Gudrun Piller, Sebastian Leutert und Lorenz Heiligensetzer haben deutlich gemacht, daß manche dieser Texte in Manuskriptform zirkulierten und heute zum Teil in mehreren handschriftlichen Versionen vorliegen¹². Wie sehr einzelne Texte auch durch ihre Autorinnen und Autoren zum Privatissimum erklärt werden mögen: In der einen oder anderen Form verlangt letztlich jede autobiographische Selbstdarstellung nach ihrem Publikum.

Auf ganz besondere Weise gilt dies für die Bildnis- und Porträtkunst, wobei ich allerdings allzu hochgeschraubten Interpretationsversuchen eher skeptisch gegenüberstehe. Es ist noch nachvollziehbar, wenn die entsprechende „Sonderleistung deutscher Kunst im verdoppelten Appell der Humanisten wie der Reformation an den Einzelnen“ hinsichtlich seiner Lebensführung und seines Seelenheils ergrün-

⁹ Natalie Zemon Davis, Bindung und Freiheit. Die Grenzen des Selbst im Frankreich des 16. Jahrhunderts, in: *dies.*, Frauen und Gesellschaft am Beginn der Neuzeit. Studien über Familie, Religion und die Wandlungsfähigkeit des sozialen Körpers, übers. von Wolfgang Kaiser (Berlin 1986) 7–18; *dies.*, Leone Modenas „Leben Jehudas“ als frühneuzeitliche Autobiographie, in: *dies.*, Lebensgänge, übers. von Wolfgang Kaiser (Berlin 1998) 41–56, hier 43 (mit Bezug auf Cardano und Montaigne). Vgl. dazu auch Valentin Groebner, Die Kleider des Körpers des Kaufmanns. Zum „Trachtenbuch“ eines Augsburger Bürgers im 16. Jahrhundert, in: Zeitschrift für historische Forschung 25 (1998) 323–358, hier 328.

¹⁰ Jeannine Blackwell, Gedoppelter Lebenslauf der Pietistinnen. Autobiographische Schriften der Wiedergeburt, in: Michaela Holdenried (Hrsg.), Geschriebenes Leben. Autobiographik von Frauen (Berlin 1995) 49–60, hier 49f.

¹¹ Ulrike Gleixner, Pietismus und Bürgertum. Gruppenbildung, Spiritualisierung des Alltags und Traditionsstiftung im gelehrten, pietistisch geprägten Bürgertum Württembergs (17. bis 19. Jahrhundert) (unveröff. Habilitationsschrift TU Berlin, April 2002) 23. Nicht mit diesem Wortlaut, aber sinngemäß jetzt in: *dies.*, Pietismus und Bürgertum [...] (Göttingen 2005) 26.

¹² Amelang, The Flight of Icarus (wie Anm. 8) 68f.; Sebastian Leutert und Gudrun Piller, Deutschschweizerische Selbstzeugnisse (1500–1800) als Quellen der Mentalitätsgeschichte. Ein Forschungsbericht, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 49 (1999) 197–221.

det wird¹³. Entschieden schwieriger zu bejahen ist jedoch die These, daß die „Entdeckung des Individuums in der Portraitmalerei“ sich im Versuch der bildenden Kunst artikuliere, „in der Zeit der kopernikanischen Wende eine dezentrierte, in den unendlichen Räumen des Alls verlorene Welt nunmehr vom Standort und aus der subjektiven Perspektive des in sich selbst zentrierten, unvertauschbaren Ichs neu zu ordnen“¹⁴. Sicherlich: das Aufkommen des Selbst-Porträts ist ein Faktum der Geschichte des 16. Jahrhunderts, aber daneben existierte weiterhin im Buchdruck eine große Beliebtheit in der Auswahl entsprechender Illustrationen. Im Heroenbuch des Basler Humanisten Heinrich Pantaleon (1522–1595), das zunächst lateinisch und dann 1566 als „Teutscher Nation Heldenbuch“ erschien, um nur eines unter vielen möglichen Beispielen zu nennen, fand derselbe Holzschnitt mehrere Male als Abbild der verschiedensten Personen Verwendung¹⁵. Insofern blieb die Reichweite der „Individualisierungsstrategien“ (M. Christadler) der Künstler des 16. Jahrhunderts vorerst zweifelsohne begrenzt.

In welcher Form und mit welcher Absicht verbanden sich Individualisierungsstrategien mit Inszenierungsstrategien? Am Inszenierungscharakter des bekannten sog. Trachtenbuchs des Augsburger Kaufmanns Matthäus Schwarz (1496–1574) kann es zum Beispiel keinen Zweifel geben. Valentin Groebner hat darin eine „ganze Kette von Bilder-Geschichten (gesehen), in denen die Abbildungen der Person mit der Demonstration der Kleider als politische Zeichen verknüpft sind“¹⁶.

In der Verknüpfung von Individualisierungs- mit Inszenierungsweisen spielte der Körper – nicht nur bei Matthäus Schwarz – eine herausragende Rolle. Gudrun Pillers Beitrag liefert dafür ein illustratives Beispiel, das zudem auf der Untersuchung von ausschließlich unveröffentlichten Selbstzeugnissen beruht. „Körperliche Verhaltensweisen und Merkmale, real vorhanden oder auf den Leib projiziert“, so Christoph Lumme, „dienten im Rahmen autobiographisch inszenierter Interaktion als „Kontrastmittel“ zur gesellschaftlichen Standortbestimmung sowohl des beschreibenden als auch des beschriebenen Individuums.“¹⁷ Hinsichtlich der Begegnung mit anderen Kulturen und Religionen, etwa bei Hans Stadens (ca. 1525–1576) Kontakt mit den angeblich kannibalistischen Heiden Südamerikas um die Mitte des 17. Jahrhunderts oder in den Erfahrungen des Ulmer Kaufmanns

¹³ *Peter-Klaus Schuster*, Individuelle Ewigkeit. Hoffnungen und Ansprüche im Bildnis der Lutherzeit, in: *Biographie und Autobiographie in der Renaissance*, hrsg. von *August Buck* (Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung 4, Wiesbaden 1983) 121–173, hier 147.

¹⁴ *Hans Robert Jauss*, Kritische Nachbemerken. Zur Entdeckung des Individuums in der Portraitmalerei, in: *Manfred Frank* und *Anselm Haverkamp* (Hrsg.), *Individualität* (Poetik und Hermeneutik 13, München 1988) 599–606, hier 603f.

¹⁵ *Burke*, *Representations of the Self* (wie Anm. 3) 26.

¹⁶ *Groebner*, *Die Kleider des Körpers des Kaufmanns* (wie Anm. 9) 348.

¹⁷ *Christoph Lumme*, Höllenfleisch und Heiligtum. Der menschliche Körper im Spiegel autobiographischer Texte des 16. Jahrhunderts (Münchner Studien zur neueren und neuesten Geschichte 13, Frankfurt a. M. 1996) 57.

Hans-Ulrich Krafft (1550–1621) mit dem Islam, beschränkt sich die Auseinandersetzung nicht selten auf eine geradezu mechanische Distanzierung gegenüber der körperlichen Andersartigkeit des Fremden¹⁸. Es handelt sich freilich um eine Distanzierung, der wir auch in der binnenländischen religiösen Auseinandersetzung begegnen können. Am frühen St. Galler und Appenzeller Täufern beschreibt der Chronist Johannes Kessler (1502–1574) in erster Linie die merkwürdigen Formen körperlicher Ekstase¹⁹. Mit vergleichbaren, vorrangig äußerlichen Kriterien, die an die Stelle einer inhaltlichen Auseinandersetzung treten, skizziert der Kannengießer Augustin Güntzer (1596–ca. 1657) seine Begegnung mit italienischen Katholiken²⁰. Zweifellos handelt es sich bei den hier angesprochenen Fragen um Aspekte der Selbstzeugnisforschung, die der geschlechterspezifischen Differenzierung bedürfen, was allein schon die Unterstellung sexueller Ausschweifungen nahelegt, ein unübersehbares Kennzeichen der religiös-konfessionellen Auseinandersetzungen der frühen Neuzeit, das sich auch in Selbstzeugnissen zu Hauf wiederfindet.

Die Herstellung von sozialer und personaler Identität vollzog und vollzieht sich damals wie heute in Handlungen. Diese Einsicht versucht namentlich Gabriele Jancke in ihren Forschungen zu Selbstzeugnissen des 16. und 17. Jahrhunderts fruchtbar zu machen. Identitäten verschließen sich einem über- oder außerhistorischen, essentialistischen Verständnis, weil sie immer wieder neu mit anderen und mit sich selbst ausgehandelt werden müssen. In diesem Akt der Aushandlung dominiert nicht automatisch der subjektive Identitätsanspruch; es kann sich auch die Fremdzuschreibung von Identitätsmerkmalen durchsetzen. In klassischer und auch historisch relevanter Form wird dieser Vorgang z. B. von Howard Becker in seiner als *labeling approach* bekannten Devianztheorie illustriert: Die durch ihr soziales Umfeld zu Unrecht der Brandstiftung verdächtige Person verhält sich am Ende aufgrund des auf sie ausgeübten sozialen Drucks tatsächlich wie ein Brandstifter. Das Spektrum der Identitätszuschreibung reicht mit anderen Worten von der (zumindest auf den ersten Blick) unzweideutigen autobiographischen Selbstzuschreibung bis hin zur Fremdzuschreibung im Identitätsausweis, mit der sich Valentin Groebner auseinandergesetzt hat. Welcher Stelle in diesem Spektrum von Selbst-Bestimmung bis zu Fremd-Bestimmung sind Peter Beckers Gefängnis-Graffiti zuzuordnen? In zeitlicher Hinsicht führen sie weit weg von der frühen Neuzeit. Ihre Analyse impliziert jedoch Fragen, die epochenübergreifend für unsere Begriffs- und Kategorienbildung unverzichtbar sind.

¹⁸ Hans Staden, 'Warhaftig' Historia und beschreibung eyner Landtschafft der Wilden, Nacketen, Grimmigen, Menschfresser Leuthen, in der Newenwelt America gelegen (Maring 1557); K(omrad) D(ieterich) Haszler (Hrsg.), Reisen und Gefangenschaft Hans Ulrich Kraffts (Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart 61, Stuttgart 1861).

¹⁹ Johannes Kessler, Sabbata, mit kleineren Schriften und Briefen, hrsg. vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen (St. Gallen 1902) u. a. 154 und 158.

²⁰ Augustin Güntzer, Kleines Biechlin von meinem gantzen Leben. Die Autobiographie eines Elsässer Kannengießers aus dem 17. Jahrhundert, hrsg. von Fabian Brändle und Dominik Sieber (Selbstzeugnisse der Neuzeit 8, Köln u. a. 2002) 138–146.

Gudrun Pillers Forderung einer Rückkehr zu den archivalischen Quellen verdient zweifelsohne ein breites Echo. Noch mehr impliziert und diktiert die systematische Erforschung von frühneuzeitlichen Briefwechseln – bisher aus pragmatischen Gründen durch die Selbstzeugnisforschung vernachlässigt – eine Rückkehr ad fontes. Ich bin sehr froh, mit den Beiträgen von Rudolf Dekker und Sara Heller Mendelson die Erforschung von Briefen als quintessentiellen Selbstzeugnissen im vorliegenden Band vertreten zu wissen.

Individualisierungsweisen und Identitätszuschreibungen sind aufs engste miteinander verzahnt. In der Reihe „Poetik und Hermeneutik“ ist vor nunmehr 25 Jahren (1979) ein voluminöser Tagungsband zum Thema „Identität“ erschienen. Der Band dokumentiert u. a. eine intensive Diskussion, die damals durch den Philosophen Hermann Lübbe mit seiner These ausgelöst wurde, das Personalpapier als Identitätsausweis lege die Annahme nahe, „die geschichtliche Individualität, sofern man auch sich selbst in dieser identifiziert, ‚Identität‘ zu nennen“. Denn die in der Identitätskarte enthaltenen Auskünfte bilden „in ihrem Ensemble (...) stets eine Geschichte. Diese Geschichte macht unsere Identität aus und über sie werden wir identifiziert.“²¹ Ganz anders dagegen der Psychologe Jürgen Straub in einem 1998 erschienenen Sammelband zum Thema „Identitäten“: „Identität ist immer nur ein vorläufiges Resultat kreativer, konstruktiver Akte, man könnte fast sagen: sie ist geschaffen für den Augenblick.“²² Durch die neuere und neueste Selbstzeugnisforschung wird diese letztere, handlungsorientierte Aussage viel eher bestätigt als Lübbes aus heutiger Sicht späthistoristisch anmutende These. Die Forderung nach sozio-kultureller Kontextualisierung der untersuchten Quellen ist nicht ohne Grund in den letzten Jahren zu einem berechtigten methodischen Hauptanliegen der Selbstzeugnisforschung geworden.

Zum Inhalt des vorliegenden Bandes: Verbunden mit einer langen Reihe von pertinenten Fragen an die Forschung kehrt Gabriele Jancke (Berlin) zu ihrer These zurück, daß autobiographische Schriften des 16. Jahrhunderts vorrangig den Bezug des Autors zu einem spezifischen Patronagenetz dokumentieren. Daraus ergibt sich die generelle Frage, inwiefern diese Schriften überhaupt bzw. in welcher Hinsicht einem generationenübergreifenden Individualisierungsvorgang zuzuordnen sind. Die historische Selbstzeugnisforschung des deutschsprachigen Raumes hat sich bisher vorrangig auf Autobiographien, Tagebücher, Familienchroniken und ähnliche Quellen beschränkt und Korrespondenzen kaum zu ihrem Recht kommen lassen, obwohl der persönliche Brief (im Unterschied zum unpersönlichen, reinen Geschäftsbrief) ein Selbstzeugnis par excellence darstellt. Rudolf Dekker versucht diesem Versäumnis abzuhelpen und macht uns dabei mit dem fas-

²¹ Hermann Lübbe, Zur Identitätspräsentationsfunktion der Historie, in: Odo Marquard und Karlheinz Stierle (Hrsg.), Identität (Poetik und Hermeneutik. 8, München 1979) 277–292, hier 278.

²² Jürgen Straub, Personale und kollektive Identität. Zur Analyse eines theoretischen Begriffs, in: Identitäten. Erinnerung, Geschichte, Identität 3, hrsg. von Aleida Assmann und Heidrun Frieze (Frankfurt a. M. 1998) 73–104, hier 93.

zinierenden Beispiel von Briefen vertraut, die auf dem Diktat von weitgehend illiteraten Absendern beruhen. Die durch Sara Heller Mendelson vorgestellte Korrespondenz von Frauen stammt dagegen aus der im späteren 17. Jahrhundert bereits weitgehend alphabetisierten englischen Gentry, aus der auch mit die frühesten weiblichen Selbstzeugnisse der Neuzeit stammen, wenn wir einmal von der spätmittelalterlichen Mystik absehen. Die Briefe der 1648 geborenen Anne Dormer an ihre Schwester dokumentieren deren ausgesprochen unglückliche Ehe und dienen der Repräsentation personaler Identität in einer Krise, die genau diese Identität in Frage zu stellen versucht.

Der Beitrag von Gudrun Piller unterstreicht nicht nur, wie sehr im 18. Jahrhundert das (auto-)biographische Schreiben über den Körper zum Instrument der personalen Identitätsgewinnung wird, sondern demonstriert gleichzeitig auch die unbestreitbaren Vorteile der Forschungsorientierung an (noch) nicht veröffentlichten Selbstzeugnissen. Die Bilder des Basler Künstlers Urs Graf (ca.1485– ca.1528) beschäftigen sich ebenfalls intensiv mit dem Körper, genauer: mit Aspekten menschlicher Körpersprache. Wie Maike Christadler aus kunsthistorischer Perspektive zeigt, ist deren Darstellung jedoch aufs engste verknüpft mit auf den ersten Blick weniger evidenter darstellerischer Symbolik. Zu dieser gehört die Signatur des Künstlers, die Christadler als Selbstzeugnis zu lesen versucht.

Suraiya Faroghi stellt gegenüber der älteren Literatur klar, daß osmanische Selbstzeugnisse zwar rar, jedoch nicht gar so selten sind, wie oft angenommen wurde. Mit dem Tagebuch des Istanbuler Derwischs Seyyid Hasan stellt sie einzelne Aspekte eines umfangreichen, unveröffentlichten Textes vor, der durch seine dichten Beschreibungen des Istanbuler Alltags im 17. Jahrhundert besticht. In der Tagungsdiskussion wurde das Tagebuch Hasans hinsichtlich der präzisen Alltagsschilderungen sicherlich nicht zu Unrecht mit den bekannten, ausgesprochen individuell geprägten Aufzeichnungen Samuel Pepys' aus den 1660er Jahren verglichen²³. Das Hofjudentum des 18. Jahrhunderts ist Gegenstand des Beitrags von Rotraud Ries. Insbesondere am Beispiel des Braunschweiger Hofjuden Alexander David (1687–1765) und seiner Familie spürt die Autorin frühen Individualisierungsweisen im deutschen Judentum nach, die sie als eine Art individuelles Experiment versteht, das erst an der Wende zum 19. Jahrhundert kollektiv-gruppenspezifische Charakteristiken anzunehmen begann.

Grundsätzliche Fragen des Verhältnisses von Individualisierungsweisen und Identitätszuschreibung durch andere werfen die Studien von Valentin Groebner und Peter Becker auf. Groebner nähert sich der Problematik aus der Perspektive seiner Forschungen zum Identitätsausweis und betont den Konstruktionscharakter so mancher Identitätsnachweise des 16. Jahrhunderts, problematisiert also das Verhältnis von Fiktionalität und Referentialität zeitgenössischer, personaler Identitätszuschreibungen. Für das 16. Jahrhundert hebt er demzufolge die vorrangige

²³ The Diary of Samuel Pepys, 11 Bände, hrsg. von Robert Latham und William Matthews (London 1970–83).

Rolle der Identitätszuschreibung durch andere hervor. Die Diskussion zeigte, daß einzelne Selbstzeugnisautoren des 17. Jahrhunderts in aus konfessionellen Motiven als bedrohlich empfundenen Situationen ihre Handlungen durch das Bewußtsein ihrer konfessionellen Andersartigkeit leiten lassen²⁴. In der entsprechenden Situation ergibt sich zumindest momentan, vor dem Hintergrund eines konfessionell fremden Umfeldes, eine weitgehende Übereinstimmung von eigener Identitätszuschreibung und Individualisierungsweise. Über den zeitlichen Rahmen der übrigen Beiträge hinausgreifend problematisiert sodann Peter Becker das Wechselspiel von eigener und fremder Identitätszuschreibung anhand der Untersuchung von Wiener Gefangenen-Graffiti des frühen 20. Jahrhunderts. Auch hier manifestieren sich deutlich die Grenzen der Möglichkeit eigener, aktiver Identitätszuschreibung, die in der kulturellen Kodifizierung des Dialogs der Häftlinge mit ihrer Umwelt begründet sind. Verführung, Verrat und gegen sie gerichtete Verschwörungen dienen denselben als Erklärung ihres sozial abweichenden Verhaltens.

Sowohl Groebner wie Becker artikulieren Probleme, die sich aus der Diskursivität von Identitätszuschreibungen ergeben. Eine unterschiedliche Sichtweise ist in den, einer anderen historiographischen Tradition verpflichteten, Ausführungen von James Amelang zu erkennen. Dadurch, daß er Formen und Inhalte der Kooperation zwischen historischer und literaturwissenschaftlicher Selbstzeugnisforschung kritisch hinterfragt, verweist er am Ende des vorliegenden Bandes ergänzend zurück auf meine Einführung und warnt nachdrücklich davor, Interdisziplinarität zum Selbstzweck werden zu lassen. Ist die Geschichtswissenschaft in all ihrer Interessenvielfalt vor dem „professionellen Dilettantismus“ (J. Burckhardt) zu bewahren?

²⁴ Eigener Diskussionsbeitrag mit Hinweis auf Thomas Platters d.J. Flucht vom Klosterberg Montserrat und auf Augustin Güntzers vergleichbares Verhalten in Loreto. In beiden Fällen ging es um die Angst der reformierten Autoren vor der Aufforderung zur katholischen Beichte. Dazu *Thomas Platter d.J., Beschreibung der Reisen durch Frankreich, Spanien, England und die Niederlande, 1595–1600*, hrsg. von *Rut Keiser*, 2 Teile (Basel und Stuttgart 1968) Teil 1, 369f.; *Güntzer, Kleines Biechlin von meinem gantzen Leben* (wie Anm. 20) 140f.

I. Die lange Zeitschiene

Gabriele Jancke

Patronagebeziehungen in autobiographischen Schriften des 16. Jahrhunderts – Individualisierungsweisen?*

Gelehrte gelten (neben Künstlern) als die klassische soziale Gruppe, mit der die Individualisierung beginnt. Gleichzeitig sind Gelehrte aber auch genau die Gruppe, die in ihren Selbstzeugnissen ihre Patronagebeziehungen mitsamt ihren Abhängigkeiten offenlegt. Individualisierung und Patronage eröffnen also ein Spannungsfeld, das, wie mir scheint, nicht mit einfachen Antworten schnell wieder zu schließen ist. Das Spannende an diesem Feld sehe ich nicht unbedingt darin, daß man sich nun entscheiden müßte zwischen Individualisierung und Patronage, nach dem Modell eines Entweder-Oder; auch nicht darin, daß nun abzuwägen wäre, wie viel Individualisierung und wie viel Patronage jeweils vorhanden gewesen wären. In diesem Fall bestünde das Spannungsfeld nur aus einem Gegenüber von zwei unverbundenen Polen und wäre damit nach dem Muster bipolarer, gegensätzlicher Kategorien organisiert¹.

Warum aber sollte das wirklich so sein? Was läßt uns annehmen, daß Individualisierung und Patronagebeziehungen im Gegensatz zueinander stehen? Konnte Individualisierung nur ohne Patronagebeziehungen stattfinden? Waren Patronagebeziehungen so beschaffen, daß sie keine Individualisierung erlaubten? Wie wäre Individualisierung dann überhaupt möglich gewesen in den europäischen Gesellschaften, die doch vom 15. bis weit ins 19. Jahrhundert hinein tief von Patronageverhältnissen geprägt waren?²

* Bedanken möchte ich mich bei der DFG, die diese Arbeit im Rahmen der Forschergruppe „Selbstzeugnisse in transkultureller Perspektive“ gefördert hat, und bei Claudia Ulbrich für höchst anregende Gespräche über Individualität und die vielen offenen Fragen in diesem Zusammenhang.

¹ Kritisch zu solchen dichotomen Mustern, die mit dem Begriff des Individuums meist verbunden sind: *Gabriele Jancke, Claudia Ulbrich*, Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung, in: *Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung*, hrsg. v. *Gabriele Jancke, Claudia Ulbrich* (Querelles. Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung 10, Göttingen 2005) 1–27.

² Dazu nur einige ausgewählte Titel, wobei ich mich bewußt auf die modernen westlichen Industriestaaten und deren politische Strukturen konzentriere: *Huw Beynon, T. Austrin*, Masters and Servants: Class and Patronage in the Making of a Labour Organisation (London 1990); *J. M. Bourne*, Patronage and Society in Nineteenth-Century England (London 1986);

1. Individualisierung – was ist das?

In der Geschichtswissenschaft wird, wie Winfried Schulze in seinem Aufsatz „Das Wagnis der Individualisierung“ präzise zusammenfaßt, „unter Individualisierung ein Oppositum zur Einbindung des Menschen in umfassendere Sozialverbände gesehen“, und er fährt fort: „In diesem Zusammenhang bedeutet Individualisierung Befreiung von Bindungen, die dem jeweiligen Verband eigen sind, Abkehr von den jeweiligen Normensystemen, Nutzung neuer Ausdrucksformen.“³ Als Beispiele für solche einbindenden Sozialverbände nennt Schulze den Haushalt bzw. das Brunnersche Konzept des „ganzen Hauses“, die Kirche, den Geburtsstand, die Stadt, die Zunft. Nach Schulze sind es also nicht schon beliebige soziale Beziehungen oder Traditionen als solche, die einer Individualisierung entgegenstehen.

Während hier und in vielen anderen historischen Arbeiten Individualisierung meist als Emanzipation und als Weg in die persönliche Autonomie aufgefaßt wird, zeigt Flavia Kippeles Untersuchung, daß dies nur einen kleinen Ausschnitt der in der Soziologie diskutierten Merkmale darstellt⁴. Für die soziologischen Klassiker wie Marx und Engels, Tönnies, Simmel, Durkheim, Weber und Elias konnte Individualisierung zwar ebenfalls Autonomie oder die Emanzipation aus traditionellen Bindungen sein, außerdem aber auch Freiheit, persönliche Eigenart, eine positivere Bewertung des Individuums, innerpsychische Differenzierung, Bewußtwerdung des eigenen Ichs, ein Rückzug ins Private; auch so negativ empfundene Phänome-

Christopher Clapham, Clientelism and the State, in: *Private Patronage and Public Power. Political Clientelism in the Modern State*, hrsg. v. *Christopher Clapham* (London 1982) 1-35; *Ursula Fuhrich-Grubert*, Der Oberpräsident Theodor von Schön. Ein Liberaler im Kampf um Preußens permanente Reform?, in: *Preußens Weg in die politische Moderne. Verfassung – Verwaltung – politische Kultur zwischen Reform und Reformblockade*, hrsg. v. *Bärbel Holtz, Hartwin Spenkuch* (Berichte und Abhandlungen, Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Sonderband 7, Berlin 2001) 29-58; *Lutz Raphael*, Recht und Ordnung. Herrschaft durch Verwaltung im 19. Jahrhundert (Europäische Geschichte, Frankfurt a.M. 2000); *Ronald M. Sunter*, Patronage and Politics in Scotland, 1707-1832 (Edinburgh 1986); *Wolfgang Weber*, Priester der Klio. Historisch-sozialwissenschaftliche Studien zur Herkunft und Karriere deutscher Historiker und zur Geschichte der Geschichtswissenschaft 1800-1970 (EHS III 216, Frankfurt a.M. etc. ²1987, ¹1984); *Eric Wolf*, Kinship, Friendship, and Patron-Client Relations in Complex Societies, in: *The Social Anthropology of Complex Societies*, hrsg. v. *Michael Banton* (New York 1966) 1-22, Nachdr. in: *Friends, Followers and Factions: A Reader in Political Clientelism*, hrsg. v. *Steffen W. Schmidt, Laura Guasti, Carl H. Landé, James S. Scott* (Berkeley 1977) 167-177.

³ *Winfried Schulze*, Das Wagnis der Individualisierung, in: *Wege in die Neuzeit*, hrsg. v. *Thomas Cramer* (Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur 8, München 1988) 270-286, hier 272.

⁴ *Flavia Kippel*, Was heißt Individualisierung? Die Antworten soziologischer Klassiker (Opladen 1998), nützlich v. a. Kap. 9: Dimensionen der Individualisierung 200-242. Verschiedene Typen von Individualität unterscheidet Hans-Georg Soeffner, ohne dabei allerdings Bezüge zu den umgebenden Gesellschaftsstrukturen oder soziale Zuordnungen zu klären: *Hans-Georg Soeffner*, „Typus und Individualität“ oder „Typen der Individualität“? – Entdeckungsreisen in das Land, in dem man zuhause ist, in: *Typus und Individualität im Mittelalter*, hrsg. v. *Horst Wenzel* (Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur 4, München 1983) 11-44, hier 30-41.

ne wie Isolierung oder Ohnmacht werden genannt. Bemerkenswerterweise finden sich auch Kosmopolitanismus und soziale Vernetzung unter den möglichen Charakteristika von Individualisierungsprozessen. Mit der „Übernahme von Werten“ als mögliche Variante von Autonomie ist schließlich auch eine traditions- oder gruppenorientierte Haltung unter den Individualisierungsweisen vertreten. Folgt man also den Soziologen, dann wäre Individualisierung zumindest mit einem Teil ihrer möglichen Merkmale stark in die jeweilige Gesellschaft und in konkrete soziale Beziehungen, Orientierungen und Wertsysteme eingebettet.

In einer Fülle von historischen Arbeiten ist eine kaum übersehbare Vielfalt von Dimensionen mehr angedeutet als reflektiert worden, die mit Individualisierungsprozessen angesprochen sein könnten⁵. Was ist nun konkret unter Individualisierung zu verstehen? Es lohnt sich, die Fragen zusammenzutragen und genau zu stellen.

Was ist es, was man in einer Bewegung der Individualisierung erreicht? Bedeutet es, ein eigenes Zimmer zu haben? In einem eigenen Bett zu schlafen, oder auch: *allein* in einem Bett zu schlafen? Beim Essen einen festen Platz am Tisch zu haben, eine eigene Sitzgelegenheit, eigenes Geschirr, eigenes Besteck? Heißt es, daß sich die Mahlzeiten nach den eigenen Zeiten und Bedürfnissen richten? Bedeutet es, eigene und ungebrauchte Kleidung zu haben? Heißt es, daß man in seinem eigenen Haus wohnt? Daß man eigenen Grundbesitz hat? Daß man seinen eigenen Haushalt und seinen eigenen Lebensunterhalt hat? Heißt es, daß man sich frei bewegen kann? Oder eher, daß man einen festen Ort hat⁶?

Wen betrifft der Prozess der Individualisierung – alle Mitglieder einer Gesellschaft gleichermaßen? Nur oder bevorzugt Männer? Vorwiegend die Eliten?

⁵ Auch Martin Scheutz und Harald Tersch machen auf die Unklarheit dessen aufmerksam, was jeweils mit „Individualisierung“ gemeint ist: „Der dynamische Begriff der ‚Individualisierung‘ und des ‚modernen Individuums‘ – was immer sich auch dahinter verbergen mag – bleibt unscharf und ist problematisch.“, *Martin Scheutz, Harald Tersch*, Individualisierungsprozesse in der Frühen Neuzeit? Anmerkungen zu einem Konzept, in: Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit 1,2 (2001) 38–59, hier 39; im folgenden zitiert: *Scheutz, Tersch*, Individualisierungsprozesse.

⁶ Für solche konkreten, aufs Materielle zielenden Fragen vgl. etwa: Geschichte des privaten Lebens, Bd. 3: Von der Renaissance zur Aufklärung, hrsg. v. *Philippe Ariès, Roger Chartier* (Frankfurt a. M. 1991, zuerst frz. 1986); *Raffaella Sarti*, Europe at Home. Family and Material Culture, 1500–1800 (New Haven, London 2002, zuerst it.: Vita di casa. Abitare, mangiare, vestire nell'Europa moderna, 1999); *Alan Macfarlane*, The Origins of English Individualism. The Family, Property and Social Transition (Oxford 1978).

⁷ Die feministische Forschung hat schon länger nachdrücklich auf die Tatsache hingewiesen, daß Individualitätskonzepte sich einseitig, wenngleich meist implizit bleibend, auf Männer beziehen, vgl. etwa R. W. Connell, The Big Picture: Masculinities in Recent World History, in: Theory and Society 22 (1993) 597–623; *Karin Hausen*, Die Nicht-Einheit der Geschichte als historiographische Herausforderung. Zur historischen Relevanz und Anstößigkeit der Geschlechtergeschichte, in: Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte. Herausforderungen und Perspektiven. Mit Beiträgen v. *Karin Hausen, Lynn Hunt, Thomas Kühne, Gianna Pomata und Helmut Puff*, hrsg. v. *Hans Medick, Anne-Charlott Trepp* (Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft 5, Göttingen 1998) 15–55, hier 45; *Lynn Hunt*, The Challenge of Gender. Deconstruction of Categories and Reconstruction of Narratives in

Mehr die städtische Bevölkerung oder auch die ländliche⁸? Welche Rolle spielen Kategorien wie Geschlecht, Stand, Religion, Alter?

Bedeutet Individualisierung, daß man selbst bestimmen kann, mit wem man ißt, schläft, arbeitet, sich aufhält, spricht, oder wann und wie man es tut? Heißt es, daß *man seine* Ehepartnerin oder *frau ihren* Ehepartner selbst wählen kann? Heißt es, daß man Zugang hat zu den Personen und Gruppen, bei denen man es möchte, also daß man Beziehungen knüpfen und Bindungen aufbauen kann? Oder bedeutet es, daß man Bindungen abbrechen, Beziehungen verlassen, Zugehörigkeiten beenden kann? Heißt es, daß man dann ohne Bindungen und Zugehörigkeiten sein *kann* oder sein *muß*? Bedeutet es, allein zu sein, isoliert, ohne Unterstützung und hilfreiche Beziehungen? Oder heißt es, allein sein zu können, wenn man allein sein will – aber dies vor dem Hintergrund von funktionierenden Beziehungen? Bedeutet es, daß man von anderen wahrgenommen, gewürdigt und respektiert wird? Heißt es, daß man öffentlich auftritt? Daß man seine Ansichten sagen oder schreiben kann, und daß diese auch von anderen gefragt sind? Bedeutet es, Einfluß auf andere zu haben oder Autorität? Daß man in seinem Haushalt etwas zu sagen hat? Daß man bei politischen Entscheidungen etwas mitzureden hat? Heißt es, daß man Entscheidungen treffen kann und auch für verantwortlich gehalten wird?⁹

Heißt Individualisierung, daß man über sich reflektiert, daß man ein Bewußtsein von sich hat, daß man sich als anders empfindet als andere, daß man sich als etwas Besonderes einschätzt, daß man etwas über sich herausfinden will, daß man liest, daß man für sich allein liest, daß man überhaupt schreiben kann, daß man viel schreibt, daß man eine persönliche Handschrift entwickelt, daß man sich im Bild

Gender History, in: ebd. 57–97, hier 72; *Andrea Maihofer*, Geschlecht als Existenzweise. Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz (Aktuelle Frauenforschung, Frankfurt a. M. 1995) 36f., 150–155; *Andrea Günter*, Vom Wunsch, ein Stück Schokolade zu essen. Oder: Was bedeuten Autonomie und Freiheit in der Krankenpflege?, in: *dies.*, Weibliche Autorität, Freiheit und Geschlechterdifferenz. Bausteine einer feministischen politischen Theorie (Facetten, Königstein i. Ts. 1996) 230–242, hier 232–235; *Henrietta L. Moore*, Mensch und Frau sein. Perspektiven einer feministischen Anthropologie. Mit einer Einf. v. *Herlinde Pissarek-Hudelist* (Gütersloh 1990, zuerst engl. 1988) 78–83: Der Traum von der autonomen Persönlichkeit; *Ursula I. Meyer*, Einführung in die feministische Philosophie (München 1997, ND Aachen 21994; zuerst: ebd. 1992), s. ebd. Register unter „Individualität“ und „Individuum“; *Seyla Benhabib*, Der verallgemeinerte und der konkrete Andere. Ansätze zu einer feministischen Moraltheorie, in: Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik, hrsg. v. *Elisabeth List, Herlinde Studer* (Frankfurt a. M. 1989) 454–487.

⁸ Vgl. *Jan Peters*, Wegweiser zum Innenleben? Möglichkeiten und Grenzen der Untersuchung populärer Selbstzeugnisse der Frühen Neuzeit, in: Historische Anthropologie 1 (1993) 235–249, bes. 246–249, der auf Phänomene von Individualität in der ländlichen Gesellschaft hinweist; ferner *Werner Troßbach*, Individuum und Gemeinde in der ländlichen Welt, in: Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart, hrsg. v. *Richard van Dülmen* (Köln, Weimar, Wien 2001) 197–217.

⁹ Zu politischen und Öffentlichkeitsdimensionen vgl. etwa: The Individual in Political Theory and Practice, hrsg. v. *Janet Coleman* (The Origins of the Modern State in Europe, 13th to 18th Centuries, Oxford, New York 1996); *C. B. Macpherson*, Die politische Theorie des Besitzindividualismus. Von Hobbes bis Locke (Frankfurt a. M. 1967, zuerst engl.: The Political Theory of Possessive Individualism. Hobbes to Locke [Oxford 1962]).

porträtiert, daß man eine Autobiographie oder ein Tagebuch schreibt, daß man eine Autobiographie veröffentlicht, daß man Schriftsteller oder Künstler ist¹⁰?

Auf welchen Ebenen von Geschichte ist Individualisierung anzusiedeln? Handelt es sich um etwas, was sich im individuellen Leben von einzelnen Menschen abspielt? Oder handelt es sich um die Werte und Strukturen einer Gesellschaft, ein formelles oder informelles Ethos, das bestimmte Verhaltensweisen fordert, fördert, privilegiert und zu einem grundlegenden Muster des Selbstverständnisses als Gesellschaft erhebt? Oder schließlich: Handelt es sich um ein den historischen Akteuren und Akteurinnen mehr oder weniger bewußtes Muster eines übergreifenden, langfristigen historischen Prozesses, in dessen Verlauf Individualisierung entsteht, sich ausbreitet und schließlich zu einem markanten, *entscheidenden* und *unterscheidenden* Merkmal bestimmter Gesellschaften im globalen Maßstab wird¹¹? Wird Individualität positiv bewertet oder als Mangel gesehen¹²? Wer überhaupt sind die Akteurinnen und Akteure von Individualisierung? Sind *die* Menschen, die Individualisierung am eigenen Leibe und an der eigenen Person *erfahren*, immer zugleich die Akteure und Akteurinnen? Findet Individualisierung freiwillig statt? Wird sie bewußt und absichtlich angestrebt? Oder ergibt sie sich unabsichtlich oder auch wider Willen, weil andere Optionen nicht zur Verfügung stehen oder als schlechter eingeschätzt werden? Können Individualisierungsweisen unter Umständen auch Marginalisierungsweisen sein? Was passiert, wenn bestimmte Individualisierungsweisen zu einem *allgemeinen* Phänomen werden? Sollten wir dann auch gleichzeitig von Normierungs- und Homogenisierungsweisen sprechen?

Und schließlich: Woran erkennen wir Individualisierung? Wie entscheiden wir, ob Individualisierung *real* im Leben von einzelnen Menschen stattfand, *real* in der ganzen Gesellschaft eine Rolle spielte? Welche Zeichen lesen wir als Indizien?

¹⁰ Zur engen Verknüpfung von Individualität und autobiographischem Schreiben vgl. etwa Martin A. Danahay, Art. Individualism and Life Writing. In: Encyclopedia of Life Writing. Autobiographical and Biographical Forms, hrsg. v. Margaretta Jolly, 2 vols. (London, Chicago 2001) 466f., hier 466; Richard van Dülmen, Die Entdeckung des Individuums, 1500–1800 (Europäische Geschichte, Frankfurt a. M. 1997); Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart, hrsg. v. Richard van Dülmen (Köln, Weimar, Wien 2001), sowie kritisch dazu die Rezension von Gabriele Jancke, in: L'Homme Z.F.G. 13,2 (2002) 297–300, kritisch ferner Scheutz, Tersch, Individualisierungsprozesse 44f.: „Van Dülmen übernimmt nicht nur den Autorenkanon Mischs, sondern auch dessen Urteile über die Einzelwerke... Damit wird gleichzeitig einem bestimmten Individualitätsmodell seine Reverenz erwiesen.“ (45).

¹¹ Zu dieser eminent wichtigen methodischen Unterscheidung s. Dieter Kartschoke, Ich-Darstellung in der volkssprachigen Literatur, in: Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart, hrsg. v. Richard van Dülmen (Köln, Weimar, Wien 2001) 61–78, v. a. 77f.; im folgenden zitiert: Kartschoke, Ich-Darstellung.

¹² Vgl. Kartschoke, Ich-Darstellung 78. – Zu mittelalterlichen Porträts vgl. den wichtigen Aufsatz von Bruno Reudenbach, Individuum ohne Bildnis? Zum Problem künstlerischer Ausdrucksformen von Individualität im Mittelalter, in: Individuum und Individualität im Mittelalter, hrsg. v. Jan A. Aertsen, Andreas Speer (Miscellanea Mediaevalia 24, Berlin 1996) 807–818. Den Hinweis auf diesen Aufsatz verdanke ich Sigrid Ruby.

Können wir für alle Kontexte mit den gleichen Indizien rechnen? Wie überprüfen wir, ob bestimmte Sachverhalte oder Quellensorten den Stellenwert hatten, den wir ihnen zumessen¹³? Welche Rolle haben Selbstzeugnisse oder Selbstporträts gespielt? Wie stellen wir fest, ob einzelne Elemente nicht nur isolierte Teile im Rahmen von anders ausgerichteten Verhältnissen waren, sondern sich addierten zu einer sozialen Struktur, einem gesellschaftlichen Selbstverständnis oder sogar zu einem zusammenhängenden, langfristigen Prozess der Individualisierung¹⁴? Welche Rolle spielt der kulturelle Kontext, um Phänomene in die Perspektive von Individualisierung zu rücken oder nicht? Würden wir es als Individualisierungsweisen verstehen, daß koreanische Eheleute der gebildeten Schichten im 16. Jahrhundert in jeweils eigenen Räumlichkeiten aßen und schliefen¹⁵?

Diese vielen Fragen lassen sich im Moment keineswegs beantworten. Ich will sie aber stellen, weil sich nur vor dem Hintergrund dieser komplexen Bezüge angemessene Antworten finden lassen. Was also bedeutet eine Selbstbeschreibung in den Abhängigkeiten von Patronagebeziehungen wirklich? Über welche Räume und Handlungsmöglichkeiten (ver-)handelten die Verfasser, wenn sie über Patronage schrieben? Welche Rolle spielten diese Selbstbeschreibungen im Kontext ihrer Gesellschaft?

In den letzten Jahrzehnten haben die Mediävistik und die Frühneuzeitforschung eine ganze Reihe von Erkenntnissen gewonnen, die für eine erneute Beschäftigung mit dem Thema grundlegend sind¹⁶. So hat Hans Medick darauf hingewiesen, daß Geschichtskonstruktionen wie die der Individualisierung eine zentristische Sichtweise implizieren; zu Recht kritisiert er, daß historische Prozesse dabei auf einen Aspekt reduziert und als bloße Vorgeschichte (der gegenwärtigen eigenen Verhältnisse) ihrer Eigenständigkeit und Fremdheit entkleidet werden. Dieter Kartschoke

¹³ Kritisch zum Stellenwert von Selbstzeugnissen zuletzt: *Andrea Griesebner, Christina Lutter*, Geschlecht und „Selbst“ in Quellen des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, in: *Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung*, hrsg. v. *Gabriele Jancke, Claudia Ulbrich* (Querelles. Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung 10, Göttingen 2005) 51–70, hier 59–62; *Scheutz, Tersch*, Individualisierungsprozesse; *Marian Füssel*, Die Rückkehr des ‚Subjekts‘ in der Kulturgeschichte. Beobachtungen aus praxeologischer Perspektive, in: *Historisierte Subjekte – Subjektivierte Historie. Zur Verfügbarkeit und Unverfügbarkeit von Geschichte*, hrsg. v. *Stefan Deines, Stephan Jaeger, Ansgar Nünning* (Berlin, New York 2003) 141–159, v. a. 147f. 157.

¹⁴ S. die vorsichtige und methodisch differenzierende Interpretation mittelalterlicher literarischer Phänomene von *Kartschoke*, Ich-Darstellung.

¹⁵ Ich beziehe mich damit auf den im Sommersemester 2004 an der FU Berlin gehaltenen Vortrag von *Sungjong Paik*, Mein lieber Mann, warum rühmst Du Dich so? Geschlechterbeziehungen im Korea des 16. Jahrhunderts (über den Briefwechsel eines Gelehrten mit seiner Ehefrau).

¹⁶ Vgl. *Gabriele Jancke*, Autobiographie als soziale Praxis. Beziehungskonzepte in Selbstzeugnissen des 15. und 16. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum (Selbstzeugnisse der Neuzeit 10, Köln, Weimar, Wien 2002), im folgenden zitiert: *Jancke*, Autobiographie als soziale Praxis; ferner *dies.*, Rez. zu: Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart, hrsg. v. *Richard van Dülmen* (Köln, Weimar, Wien 2001), in: *L'Homme Z. F. G.* 13,2 (2002) 297–300.

hat für volkssprachliche literarische Texte des Mittelalters festgestellt, daß einzelne Spuren von Individualität sehr wohl und zahlreich zu finden, aber jeweils auf nicht-individualistische Gesellschaftskonzepte bezogen und daraus erst recht keine zusammenhängenden Entwicklungslinien rekonstruierbar seien. Mit anderen Worten: Auch wenn man etwas feststellt, was dem eigenen Begriff von Individualität entspricht, heißt dies noch lange nicht, daß in den Quellen eine solche Art von Individualität zum Ausdruck gebracht wurde. Erst durch sorgfältige und zum Teil aufwendige Kontextualisierung könnte dies wirklich geklärt werden. Eva Schlotheuber hat gezeigt, daß im Mittelalter nicht die Individualität als Wert galt, sondern daß die subjektive Aneignung von allgemein gültigen Normen angestrebt wurde, so daß spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Phänomene auch vor diesem Hintergrund nicht einfach als Vorgeschichte moderner Individualität verstanden werden können. Peter Burke hat auf die ethnozentrischen Engführungen aufmerksam gemacht, die Individualität und individualistische Selbstkonzepte ebenso wie autobiographisches Schreiben als spezifisch für die westliche europäische Kultur erklären, während ein kurzer Blick etwa auf Japan oder China schnell ein anderes Bild erkennen läßt. Kritisch hat auch August Nitschke notiert, daß in den Individualitätskonzepten der Geschichtswissenschaft ein eurozentrisches Personkonzept zum Maßstab der Kulturen aller Gegenden und Zeiten gemacht und daß genau dies zum Kern *einer einzigen* Natur des Menschen erklärt wird. Schließlich ergibt sich aus den Beiträgen von Caroline Walker Bynum, Natalie Zemon Davis und David Sabean eine grundlegende Infragestellung des Konzepts vom isolierten, autonomen Individuum, wie es in der Forschung meist verwendet wird: Die Frage nach dem Individuum ist falsch gestellt, wenn dabei klare und feste Grenzen vorausgesetzt sind, die eine für sich stehende Person umschreiben. Derlei Grenzen umfaßten für frühneuzeitliche Menschen vielmehr ganze soziale Gebilde mitsamt ihren internen sozialen Verflechtungen und Machtverhältnissen. Einzelne Menschen, Männer genau wie Frauen, handelten und verstanden sich von ihren Positionen her, die sie innerhalb dieser Netzwerke einnahmen. Verhältnisse und Beziehungen zu anderen waren von vornherein Bestandteil, zugleich aber Voraussetzung der Individualität einzelner Menschen¹⁷.

¹⁷ Hans Medick, „Missionare im Ruderboot“? Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte, in: Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, hrsg. v. Alf Lüdtke (Frankfurt a.M., New York 1989) 48–84; Kartschoke, Ich-Darstellung; Eva Schlotheuber, Norm und Innerlichkeit. Zur problematischen Suche nach den Anfängen der Individualität, in: ZHF 31,3 (2004) 329–357; Peter Burke, Representations of the Self from Petrarch to Descartes, in: Rewriting the Self. Histories from the Renaissance to the Present, hrsg. v. Roy Porter (London, New York 1997) 17–28; August Nitschke, Gegen eine anthropozentrische Geschichtswissenschaft. Die Bedeutung der nichteuropäischen Kulturen für den Standort der Historiker, in: HZ 265,2 (1997) 281–307; Caroline Walker Bynum, Did the Twelfth Century Discover the Individual?, in: Journal of Ecclesiastical History 31,1 (1980) 1–17, überarb. in: dies., Jesus as Mother. Studies in the Spirituality of the High Middle Ages (Berkeley, Los Angeles, London 1982) 82–109; Natalie Zemon Davis, Boundaries and the Sense of Self in Sixteenth-Century France, in: Reconstructing Individualism. Autonomy, Individuality, and the Self in Western Thought,

Im folgenden werden die Patronageverhältnisse, wie sie in den Selbstzeugnissen der Gelehrten des 15. und 16. Jahrhunderts sichtbar werden, auf die neuzeitlichen Individualisierungsprozesse bezogen. Ich greife also die klassischen soziologischen Zugänge auf und gehe davon aus, daß Individualisierung nicht nur in sozialen Strukturen stattfindet, sondern auch mit konkreten sozialen Beziehungen verbunden und ohne sie gar nicht möglich ist. Meine Frage lautet, inwiefern für Gelehrte die Patronage eine solche Beziehungsform war und auch in ihren autobiographischen Schriften bewußt so dargestellt wurde und was dies für ihre Handlungsräume bedeutete. Der Zugang erfolgt also nicht aus der Makroperspektive über die Frage, ob wir Phänomene finden, die wir als Individualität und in einem weiteren Deutungsschritt als Elemente eines größeren Individualisierungsprozesses identifizieren. Vielmehr geht es in einer mikrohistorischen Perspektive darum, wie die betreffenden Sachverhalte in ihrem eigenen Kontext und von den Akteuren selbst bewertet wurden, welchen Stellenwert sie dort hatten, ob und inwieweit und für wen sie auf längere Sicht prägend zu werden vermochten.

Die Selbstzeugnisse der Gelehrten benutze ich als Quellen, ohne aber zugleich anzunehmen, daß es sich dabei um die einzigen oder auch nur besonders wichtige Quellen für Individualisierungsphänomene in dieser sozialen Gruppe oder gar in der Gesellschaft insgesamt handle. Im Rahmen eines akteurzentrierten Ansatzes, wie er in der historischen Anthropologie etwa von Natalie Zemon Davis, Claudia Ulbrich oder Hans Medick vertreten wird, konzentriere ich mich auf Merkmale wie Sichtbarkeit, Anerkennung, Einfluß und Macht, Verfügung über Ressourcen, die ich durch die Fragen nach Patronageverhältnissen durchweg in sozialen Beziehungen einbette. Meine Untersuchungen bleiben auf eine kleine, wenngleich einflußreiche und durch die von ihren Mitgliedern so zahlreich produzierten schriftlichen Dokumente für uns überdurchschnittlich sichtbare gesellschaftliche Gruppe beschränkt. Mit dem hier vorgestellten zeitlichen Ausschnitt des 15. und 16. Jahrhunderts können die langdauernden, sich über Jahrhunderte hinweg erstreckenden Prozesse selbstverständlich nicht nachgezeichnet werden. Aber die vorgestellten Phänomene sind im Rahmen sowohl von lange bestehenden Patronagestrukturen als auch von langfristig verlaufenden Individualisierungsprozessen zu sehen.

hrsg. v. *Thomas C. Heller, Morton Sosna, and David E. Wellbery with Arnold I. Davidson, Ann Swidler, and Ian Watt* (Stanford 1986) 53–63, 332–335 (dt. Übers.: Bindung und Freiheit. Die Grenzen des Selbst im Frankreich des 16. Jahrhunderts, in: *Natalie Zemon Davis, Frauen und Gesellschaft am Beginn der Neuzeit. Studien über Familie, Religion und die Wandlungsfähigkeit des sozialen Körpers* [Berlin 1986] 7–18, 133–135); *David Sabeau*, Production of the Self during the Age of Confessionalism, in: *Central European History* 29 (1996) 1–18 (dt. Übers.: Selbsterkundung, Beichte und Abendmahl, in: *Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, hrsg. v. *Richard van Dülmen* [Köln, Weimar, Wien 2001] 145–162).

2. Patronage

Patronage ist ein Thema, das sich bei den autobiographischen Texten des 15. und 16. Jahrhunderts geradezu von selbst aufdrängt. Von anderen Menschen, so viel fällt unmittelbar ins Auge, ist in den etwa 230 Schriften, die ich untersucht habe, auf Schritt und Tritt die Rede, so viel sogar, daß ein Teil der Autobiographieforschung sich Sorgen macht, ob es sich überhaupt um richtige autobiographische Texte handle oder ob nicht dafür allzuwenig von der eigenen Person geschrieben werde. Festzuhalten ist jedenfalls, daß es gerade die männlichen und insbesondere die gelehrten Verfasser waren, die sich selbst in sozialen Beziehungen darstellten und im Verhältnis zu anderen definierten – keineswegs als das autonome, isolierte, auf sich bezogene Individuum, das man bevorzugt in Autobiographien und insbesondere bei männlichen Autoren zu suchen pflegt.

Beziehungen waren für Männer, dies zeigen die autobiographischen Quellen sehr nachdrücklich, über die schon vielfach untersuchten Bereiche von Sexualität und Ehe hinaus auch in ganz anderen Handlungsfeldern von Bedeutung. Die Patronage¹⁸ soll hier als exemplarischer Beziehungstyp vorgestellt werden, der weder auf familiäre oder sexuelle Nahbereiche noch auf heterogeschlechtliche Konstellationen festgelegt ist, auch nicht von vornherein geschlechterexklusive Rollendefinitionen beinhaltet, und der schließlich persönliche mit öffentlichen Aspekten verbinden kann. Die Merkmale von Patronagebeziehungen sind schnell genannt: Ungleichheit, Ressourcentausch, persönlicher Charakter, langfristige Beziehung ohne rechtliche Regelungen, gegenseitige Verpflichtung¹⁹. Bleibt noch, sich die

¹⁸ Das Folgende beruht auf *Jancke*, Autobiographie als soziale Praxis, Kap. 2: Abhängig sein: Gelehrte Männer in Patronageverhältnissen. Rekonstruktion einer Gruppenkultur, 75–165, detaillierte Nachweise finden sich dort; vgl. weiterhin *dies.*, Early Modern Scholars' Patronage Networks and Their Representation by Autobiographical Writers (16th Century), in: Kakanien revisited [20. 4. 2004], URL: <http://www.kakanien.ac.at/beitr/ncs/GJancke1.pdf>. – Einige grundlegende Titel: *Wolfgang Reinhard*, Freunde und Kreaturen. „Verflechtung“ als Konzept zur Erforschung historischer Führungsgruppen. Römische Oligarchie um 1600 (Schriften der Philosophischen Fachbereiche der Universität Augsburg 14, München 1979), im folgenden zitiert: *Reinhard*, Freunde und Kreaturen; *Katarina Sieb-Burens*, Oligarchie, Konfession und Politik im 16. Jahrhundert. Zur sozialen Verflechtung der Augsburger Bürgermeister und der Stadtpfleger 1518–1618 (Schriften der Philosophischen Fakultäten der Universität Augsburg 29, München 1986); *Simon Teuscher*, Bekannte – Klienten – Verwandte. Soziabilität und Politik in der Stadt Bern um 1500 (Norm und Struktur 9, Köln, Weimar, Wien 1998); *Peter Burke*, History and Social Theory (Cambridge 1992) 71–75: Patronage and Corruption; *S. N. Eisenstadt*, *L. Roniger*, Patrons, Clients and Friends. Interpersonal Relations and the Structure of Trust in Society (Themes in the Social Sciences, Cambridge etc. 1984); *Jeremy Boissevain*, Friends of Friends: Networks, Manipulators, and Coalitions (Oxford 1974).

¹⁹ Für diese Merkmale vgl. *Richard P. Saller*, Personal Patronage Under the Early Empire (Cambridge etc. 1982) 1 (nach Boissevain) sowie ch. 1: The language and ideology of patronage, 7–39, im folgenden zitiert: *Saller*, Personal Patronage, und *Ronald Weissman*, Taking Patronage Seriously: Mediterranean Values and Renaissance Society, in: Patronage, Art, and Society in Renaissance Italy, hrsg. v. *F. W. Kent*, *Patricia Simons*, *J. C. Eade* (Humanities Research Centre, Oxford University Press Series 1, Canberra, Oxford 1987) 25–45, hier 25f.,

persönlichen und gesellschaftlichen Dimensionen dieses Beziehungstyps näher anzusehen²⁰.

Die wichtigsten, jedenfalls die intensivsten Erfahrungen mit anderen machen Menschen in verschiedenen Arten von persönlichen Beziehungen. Zu ihnen gehört die Patronage. Das Kennzeichen solcher Beziehungen ist, daß sie auf Vertrauen beruhen und gleichzeitig in einem – jedenfalls sehr weitgehend – rechtsfreien Raum angesiedelt sind. Sehr häufig handelt es sich dabei um Beziehungen zwischen Ungleichen, etwa im Hinblick auf Alter oder Geschlecht, und damit ist in der Regel die Ungleichheit jeweils verfügbarer Ressourcen wie Erfahrung, materielle Güter, physische Stärke und geistige Überlegenheit, Zugang zu sozialen Räumen und weiteren sozialen Beziehungen mitsamt den daran hängenden Handlungs- und Unterstützungsmöglichkeiten verbunden. Gesucht und angeboten – wenngleich oft nicht wirklich gegeben – werden Fürsorge, Versorgung, Schutz, Förderung und Unterstützung, Würdigung, Gesellschaft, Beratung, Liebe. Aufgrund dessen spielt es in persönlichen, auf Vertrauen beruhenden Beziehungen eine entscheidende Rolle, wie die Beteiligten mit materiellen, physischen oder emotionalen Bedürfnissen und Abhängigkeiten umgehen. Vor allem ist auf die ungleichen Machtverhältnisse zu achten, die dem stärkeren Part mannigfache Möglichkeiten zur Aus-

im folgenden zitiert: Weissman, *Taking Patronage Seriously*; John W. Bennett, Art. Paternalism, in: *International Encyclopedia of the Social Sciences*, hrsg. v. David L. Sills (New York 1968) vol. 11, 472–477, hier 475–477 (Patronage als eine bestimmte Spielart von Paternalismus). Was das paternalistische Grundmuster für Geschlechterverhältnisse bedeutet, ist in diesen Definitionen nicht reflektiert; vgl. aber Ina Schabert, *Englische Literaturgeschichte*. Eine neue Darstellung aus der Sicht der Geschlechterforschung (Stuttgart 1997) 98–121, im folgenden zitiert: Schabert, *Englische Literaturgeschichte*, die sich mit den ambivalenten Haltungen männlicher Literaten als Klienten gegenüber ihren adligen Patroninnen befaßt. In konkreten Forschungsarbeiten werden nicht immer, aber zumeist Männer als Agierende untersucht. Wie Patronage überhaupt, so ist auch die Rolle von Frauen in Patronagebeziehungen für den deutschsprachigen Bereich kaum erforscht; zur neueren Lit. s. aber Heiko Droste, Patronage in der Frühen Neuzeit – Institution und Kulturform, in: *Zeitschrift für historische Forschung* 30 (2003) 555–590, sowie Birgit Emich, Nicole Reinhardt, Hillard von Thiessen, Christian Wieland, *Stand und Perspektiven der Patronageforschung*. Zugleich eine Antwort auf Heiko Droste, in: ebd. 32 (2005) 233–265. Aus der Fülle von Arbeiten über Frauen als Patroninnen vgl. hier nur: Merry E. Wiesner, *Women and Gender in Early Modern Europe* (New Approaches to European History 1, Cambridge 1993) 140–143, 145; Charmarie Jenkins Blaisdell, Calvin's Letters to Women: The Courting of Ladies in High Places, in: *Sixteenth Century Journal* 13,3 (1982) 67–84; Silent But for the Word: Tudor Women as Patrons, Translators, and Writers of Religious Works, hrsg. v. Margaret Patterson Hannay (Kent 1985); Amy Katz Kaminsky, Elaine Dorrough Johnson, To Restore Honor and Fortune: "The Autobiography of Leonor López de Córdoba", in: *The Female Autograph. Theory and Practice of Autobiography from the Tenth to the Twentieth Century*, hrsg. v. Donna C. Stanton (Chicago, London 1987) 70–80, hier 72; Sharon Kettering, The Patronage Power of Early Modern French Noblewomen, in: *Historical Journal* 32 (1989) 817–841; Carolyn Valone, Piety and Patronage: Women and the Early Jesuits, in: *Creative Women in Medieval and Early Modern Italy. A Religious and Artistic Renaissance*, hrsg. v. E. Ann Matter, John Coakley (Philadelphia 1994) 157–184.

²⁰ Dies und das Folgende nach Jancke, *Autobiographie als soziale Praxis* 75–82.

nutzung des schwächeren Teils und zum Mißbrauch in die Hände spielen, in aller Regel für andere kaum erkennbar und in jedem Fall schwer zu verhindern.

Bei Patronagebeziehungen werden im Unterschied zu Eltern-Kinder- oder Ehe-Beziehungen weder Ungleichheiten von Alter oder Geschlecht noch die gesellschaftlich vorgeprägten, institutionalisierten Machtverhältnisse als konstitutiv angesehen. Patronagebeziehungen werden im Kontext eines paternalistischen Gesellschaftsverständnisses verortet und als ein persönliches, langfristiges Verhältnis zumeist unter Erwachsenen, vielfach solchen gleichen Geschlechts, verstanden. Ungleich sind die Ressourcen, über die die BeziehungspartnerInnen – Männer oder Frauen, wenngleich in den autobiographischen Schriften Frauen nur selten und dann nur als Patroninnen sichtbar werden – jeweils verfügen, sowohl in der Art als auch im Umfang. Die Beteiligten machen sich diese gegenseitig zugänglich und tauschen sie miteinander aus. Es ist daher Raum für sehr verschiedene Personenkonstellationen, für unterschiedlichste Verwendungsweisen der ausgetauschten Ressourcen und für Veränderungen der Beziehung – allerdings verfügen die Beteiligten über sehr unterschiedliche Handlungsspielräume.

In emotionaler Hinsicht kann die Patronagebeziehung in einem breiten Spektrum zwischen nüchterner, distanzierter Kalkulation des jeweiligen Nutzens und engem, umfassendem Freundschaftsverhältnis gestaltet werden. Darüber hinaus läßt sich für die römische Antike wie auch für die Frühe Neuzeit innerhalb von Patronagebeziehungen geradezu eine entsprechende Rhetorik feststellen: Wenn die Beteiligten sich gegenseitig als Freunde bezeichneten oder wenn grundsätzlich von Freundschaft gesprochen wurde, dann war in vielen Fällen ein Patronageverhältnis gemeint²¹.

In sozialer Hinsicht kann ein Patronageverhältnis eine Vielfalt von Handlungsfeldern und Menschen verschiedener gesellschaftlicher Schichten und Räume verbinden, schließt aber zugleich auch andere Menschen aus. Zudem ist dieser Beziehungstyp nicht wie die Eltern-Kinder- und die Ehe-Beziehungen *allein* durch eine dyadische, bipolare Konstellation gekennzeichnet, sondern zugleich durch die mögliche Einbindung in weitgespannte Netzwerke, in denen die Patronagebeziehung für die Beteiligten den Zugang auch zu anderen Beziehungspartnern und den

²¹ Für die römische Antike vgl. *Saller*, *Personal Patronage*, bes. 11–15; für die Frühe Neuzeit *Guy Fitch Lytle*, *Friendship and Patronage in Renaissance Europe*, in: *Patronage, Art, and Society in Renaissance Italy*, hrsg. v. *F. W. Kent*, *Patricia Simons*, *J. C. Eade* (Humanities Research Centre, Oxford University Press Series 1, Canberra, Oxford 1987) 47–61, weiterhin *Reinhard*, *Freunde und Kreaturen* 37–39. Reinhard hält die Sprache der Freundschaft in Patronagebeziehungen für einen „Mythos“ (39) und nimmt an, daß beide Beziehungstypen sich tatsächlich klar gegeneinander abgrenzen lassen, daß es also keine Überschneidungen gäbe: „Wird das Ungleichgewicht unter Freunden allzu eindeutig oder gar permanent, dann ist die Grenze zum Phänomen der Patronage überschritten.“ (38). Es ist Reinhard zuzustimmen, wenn er Freundschaft und Patronage für jeweils eigene Phänomene hält, die nicht unbedingt deckungsgleich sein mußten. Zumindest für die Frühe Neuzeit ist m. E. aber davon auszugehen, daß es auch einen Bereich gab, in dem sich beide Beziehungstypen überschneiden konnten – d. h. es gab Beziehungen, die sowohl ein Freundschafts- als auch ein Patronageverhältnis darstellten, und andere, die entweder das eine oder das andere waren; vgl. dazu ähnlich *Weissman*, *Taking Patronage Seriously* 30f.

von ihnen kontrollierten Ressourcen eröffnen kann. Diejenigen, die an diesen Beziehungen und Netzwerken nicht beteiligt werden, müssen durch ihr Ausgeschlossen sein persönliche Vorteile entbehren, können sich unter Umständen aber auch wirkungsvoll organisierten, systematischen Benachteiligungen oder gar Schädigungen ausgesetzt sehen. Eventuell organisieren sie sich in eigenen Netzwerken. Dieser Gesichtspunkt zeigt, daß Patronage immer auch in Gruppenkulturen eingebettet ist, die über die Aufnahme konkreter Personen in die Netzwerke oder ihren Ausschluß gewisse Vorentscheidungen treffen oder zumindest Präferenzen ausbilden.

In der Frühen Neuzeit durchzogen Patronageverhältnisse die Gesellschaft in ihren unterschiedlichen Teilen, Schichten, Milieus und Handlungsfeldern. Von der Patronageforschung sind meist nur ausgewählte Handlungsfelder – wie Kunst, Literatur, Politik – und ausgewählte Milieus – vor allem Höfe und die römisch-katholische Kirche – in den Blick genommen worden²². Dabei konzentrierten sich die Untersuchungen auf die jeweiligen Oberschichten, auf die von ihnen kontrollierten Führungspositionen und die von ihnen unmittelbar in Dienst genommenen intellektuellen, literarischen und künstlerischen Arbeitskräfte. Dabei hat sich gezeigt, daß in vielen gesellschaftlichen Teilbereichen Patronagebeziehungen zu den selbstverständlichen Formen des sozialen Umgangs gehörten und daß sie das Wissen darüber, auf welche Weise Menschen und Projekte voranzubringen waren, mit prägten.

²² Kunst: u. a. Patronage, Art, and Society in Renaissance Italy, hrsg. v. F. W. Kent, Patricia Simons, J. C. Eade (Humanities Research Centre, Oxford University Press Series 1, Canberra, Oxford 1987); Peter Burke, Die Renaissance in Italien. Sozialgeschichte einer Kultur zwischen Tradition und Erfindung (Berlin 1984, zuerst engl. 1972), v. a. Kap. Auftraggeber und Förderer 85–116; Bernd Roeck, Kunst-Patronage in der Frühen Neuzeit. Studien zu Kunstmarkt, Künstlern und ihren Auftraggebern in Italien und im Heiligen Römischen Reich (15.–17. Jahrhundert). Mit 33 Abb. (Sammlung Vandenhoeck, Göttingen 1999). Literatur: u. a. Suzanne R. Westfall, Patrons and Performance. Early Tudor Household Revels (Oxford 1990); Schabert, Englische Literaturgeschichte 98–121. Politik: u. a. Klientelsysteme im Europa der Frühen Neuzeit, hrsg. v. Antoni Mączak unter Mitarb. v. Elisabeth Müller-Luckner (Schriften des Historischen Kollegs. Kolloquien 9, München 1988); Patronage und Klientel. Ergebnisse einer polnisch-deutschen Konferenz, hrsg. v. Hans-Heinrich Nolte (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte 29, Köln, Wien 1989); Gunner Lind, Great Friends and Small Friends: Clientelism and the Power Elite. In: Power Elites and State Building, hrsg. v. Wolfgang Reinhard (The Origins of the Modern State in Europe, 13th to 18th Centuries, Oxford 1996) 123–147. Vgl. ferner zu Politik, Kirche, Kunst, Literatur und Theater die Beiträge in: Patronage in the Renaissance, hrsg. v. Guy Fitch Lytle, Stephen Orgel (Folger Institute Essays, Princeton 1981). Höfe: u. a. Princes, Patronage and the Nobility. The Court at the Beginning of the Modern Age, c. 1450–1650, hrsg. v. Ronald G. Asch, Adolf M. Birke (Studies of the German Historical Institute, Oxford 1991); Sharon Kettering, Patrons, Brokers, and Clients in Seventeenth-Century France (New York, Oxford 1986); Linda Levy Peck, Court Patronage and Corruption in Early Stuart England (London 1993); ferner Westfall, Patrons and Performance. Kirche: u. a. Wolfgang Reinhard, Nepotismus. Der Funktionswandel einer papstgeschichtlichen Konstante. In: Zeitschrift für Kirchengeschichte 86 (1975) 145–185; ders., Kirche als Mobilitätskanal in der frühneuzeitlichen Gesellschaft, in: ders., Ausgewählte Abhandlungen (Historische Forschungen 60, Berlin 1997) 53–73 (zuerst 1988); Nicole Reinhardt, Macht und Ohnmacht der Verflechtung. Rom und Bologna unter Paul V. Studien zur frühneuzeitlichen Kirchenpolitik im Kirchenstaat (Frühneuzeit-Forschungen 8, Tübingen 2000).

In anderen Studien wurden Patronageverhältnisse auch in städtischen Milieus nachgewiesen. Darüber hinaus wurde hier vor allem deutlich, wie weit und verzweigt Patronage alle Schichten der Gesellschaft durchzog. Nicht zuletzt konnten alle Arten von Dienstverhältnissen zu Patronagebeziehungen ausgebaut werden.

In einem weiterführenden Aufsatz hat Ronald Weissman vor einigen Jahren gezeigt, daß Patronageverhältnisse zumindest in der italienischen Renaissancegesellschaft des 14. und 15. Jahrhunderts über Teilgebiete weit hinausreichten und insgesamt als grundlegende gesellschaftliche Struktur einzuschätzen sind²³. Patronage war demnach nicht etwa ein feudaler Überrest und damit eine Art der Strukturierung ländlicher Gesellschaften, sondern eine Form städtischer Organisation und als mehrfachrelationale Beziehung stets in verzweigte und weit ausgreifende Netzwerke eingebettet. Weissman warnt davor, Patronage nur als hierarchische Bindung von sozial Ungleichen anzusehen, und betont statt dessen die Einbeziehung von auch sozial Gleichrangigen.

Bei diesem System von Werten und Verhaltensweisen handelte es sich um ein informelles soziales Ethos, so daß die danach gestalteten Beziehungen eher auf einer moralischen denn einer rechtlichen Grundlage beruhten. Der zentrale Punkt dieses Ethos bestand darin, daß die Welt in Freunde und Fremde geteilt wurde. In dieser Welt kam es darauf an, Freunde zu fördern, Dankbarkeit gegenüber Patronen zum Ausdruck zu bringen und Loyalität gegenüber Verwandten zu zeigen. Gegenüber Fremden hingegen waren Verhaltensweisen einer Konkurrenzsituation angebracht, in der man nicht alle unparteilich und neutral zu behandeln suchte. Patronage war – und ist – Teil einer Welt, in der Gaben und Verpflichtungen die gegenseitigen Beziehungen bestimmen. Was Patronage leistet, ist: Sie ist einer der Beziehungstypen, mit denen Menschen in einer solchen Welt Distanzen und Unterschiede wahren und gleichzeitig gemeinsame soziale Räume und Zugehörigkeiten herstellen können. Die Gestaltung dieses Beziehungstyps setzt Ungleichheit voraus und sucht darauf durch die Schaffung einer Beziehung einen sozialen Reim zu machen – mit allen Möglichkeiten für den mächtigen Teil, von der schamlosen Ausnutzung der Abhängigkeit bis hin zur selbstlosen Förderung anderer.

3. Gelehrte Männer in Patronageverhältnissen

Was an diesen Patronagebeziehungen für die gelehrten Autoren von Interesse war, waren in aller Regel sehr greifbare Dinge. Es ging ihnen um Ressourcen, die ihnen nur ein Patron und die persönliche Beziehung zu ihm zugänglich zu machen vermochten. Es konnte sich dabei um materielle Unterstützung für ein Studium (durch ein Stipendium) oder für gelehrte Projekte und Bücher handeln – wie etwa bei Sebastian Leonhart (1544–1610) oder Jakob Andreae (1528–1590) –, es konnte um Stellen und ihre Vermittlung gehen oder aber darum, zum Unterricht bei einem bestimmten Lehrer aufgenommen zu werden oder Kontakte vermittelt zu bekom-

²³ Weissman, *Taking Patronage Seriously*.

men, zu anderen Gelehrten und Lehrern, zu wohlhabenden oder allgemein förderungswilligen Patronen – wie bei Daniel Greiser (1504–1591), Lukas Geizkofler (1550–1620) oder Simon Lemnius (1511–1550). Als Patrone kamen vor allem Lehrer und Professoren, potente Geld- und potentielle Arbeitgeber (wie Adlige, Firmenchefs, hohe Geistliche, Landesherren, Stadträte) oder auch Verwandte in Frage²⁴.

Es zeigt sich in diesem Zusammenhang, daß soziale Beziehungen eine Ressource darstellten, die die Handlungsmöglichkeiten der Beteiligten erheblich erweitern konnten. Ein weiterer interessanter Punkt betrifft die gelehrten Qualifikationen der Verfasser: Keineswegs bedeutet Patronage, daß die gelehrten Klienten etwa nur durch ihre Beziehungen und ohne Qualifikationen an die begehrten Ressourcen herankamen. Ganz im Gegenteil, Patronage war zumindest in diesem Milieu nicht ohne Qualifikation zu haben, und sie sollte ihrerseits vielfach den Erwerb von Qualifikationen ermöglichen helfen²⁵. Damit war die Qualifikation des Klienten auch eine Ressource für die Beziehung selbst und für den Patron, konnte sie doch dem Klienten Zugang zu Patronen verschaffen und umgekehrt das Ansehen des Patrons durch einen erfolgreichen und tüchtigen Klienten steigern.

Nicht immer mußte Patronage eine große soziale Differenz und eine Hierarchie zwischen Patron und Klient beinhalten. Patronagebeziehungen konnten auch Gelehrte untereinander knüpfen – wie es sich etwa bei Johannes Trithemius (1462–1516) oder Hieronymus Wolf (1516–1580) beobachten läßt –, und die Differenzen und Hierarchien konnten sich im Laufe der Zeit verschieben, ja sogar umkehren, so daß der erfolgreiche ehemalige Schüler – z. B. Melchior Khlesel (1552–1630) – etwa für seinen ehemaligen Lehrer und Patron nun selbst als Patron tätig wurde. Patronage konnte die Möglichkeit bedeuten, zwischen verschiedenen Patronen zu wählen und sich somit als Klient Handlungsspielräume zu erschließen, wie bei Lukas Geizkofler; sie konnte aber auch zu fast ausweglosen, existentiellen Abhängigkeiten führen, die höchstens durch radikale Schritte zu beenden waren, wie bei Stephan Isaac (1542–1597).

Fast immer aber stellte Patronage eine Form der Beziehung dar, die als gegenseitige Würdigung praktiziert wurde und dafür verschiedene, ritualisierte Handlungsformen vorsah: die mündliche oder schriftliche Empfehlung eines Klienten, die Widmung einer gedruckten Schrift an einen oder auch mehrere Patrone, die Ehrung eines Patrons²⁶. Die Nennung Friedrichs des Weisen durch Martin Luther (1483–1546) etwa ist als eine solche Ehrung zu verstehen, die den Patron in seiner Rolle anerkennen und hervorheben sollte. Damit wird der autobiographische Text selbst zu einer Form des Patronagehandelns, Teil einer praktizierten Patronagebeziehung. Vielfach ist das auch bei anderen autobiographischen Schriften der Fall, vor allem als Empfehlungsschreiben – etwa bei Josias Marcus (1524–1599) – oder Widmungsvorreden – etwa bei Gerhard Oemeken (1485–1562) oder Bartholomäus Scultetus (1540–1614).

²⁴ Jancke, *Autobiographie als soziale Praxis* 103–134 (Ressourcen), 93–99 (Patrone).

²⁵ Ebd. 84, 111f., 120–122, 125, 139–141, 162.

²⁶ Ebd. 135–161.

Alle diese Handlungsformen zeigen, daß Patronage keine auf bloß zwei Beteiligte beschränkte Beziehung war. Dritte spielten hier stets eine unverzichtbare Rolle, so daß Patronagebeziehungen ansatzweise in ihrem Netzwerkcharakter erkennbar werden, angesiedelt in oft ausgedehnten und weit verzweigten Beziehungsnetzen, die auch nicht auf ein bestimmtes soziales Milieu beschränkt sein mußten. Worauf sie aber zumindest in den autobiographischen Darstellungen der christlichen Gelehrten begrenzt waren, das ist ein Gegenüber von Männern, auch wenn die faktische Präsenz von Frauen in solchen Netzwerken durchaus hie und da durchschimmert²⁷. Patronage als eine Kultur der gegenseitigen Solidarität, Würdigung und Zuschreibung von Autorität unter Männern – das ist zwar keineswegs die vollständige soziale Wirklichkeit, aber doch genau das, was männliche Gelehrte schriftlich festhielten und als soziale Praxis mit ihren autobiographischen Schriften realisierten.

Man kann autobiographische Schriften als einzelne Texte für einzelne Personen und ihre Patronagebeziehungen lesen, aber auch als Quellen für konkrete Netzwerke und Typen von Netzwerken, die einem sagen, wie einzelne Gruppenkulturen in sich organisiert waren und wie unterschiedliche Gruppenkulturen miteinander verknüpft waren. Dabei ist es hilfreich, mit mehreren oder vielen Texten zu arbeiten, um möglichst viele und vielfältige Aspekte dieser Netzwerke in Erfahrung bringen zu können. In meinem Falle war es so, daß ich mit den zahlreichen autobiographischen Schriften gelehrter Verfasser, die sich als Quellen über Patronage lesen lassen, das Gelehrtenmilieu als eine Gruppenkultur mit ganz bestimmten Regeln und Ritualen rekonstruiert habe. Die wichtigsten Ziele darin waren, diesen Quellen zufolge, die gegenseitige Würdigung, die Selbstbeschreibung in Abhängigkeitsbeziehungen und in abhängigen Positionen sowie die Zuschreibung von Autorität an die Mitglieder dieser Netzwerke. Nicht zuletzt zeigt sich auch, daß das autobiographische Schreiben selbst ein Teil dieser gelehrten Gruppenkultur war.

In den autobiographischen Schriften von gelehrten Männern bildet dieser Beziehungstyp ein zentrales Element, von dem ihre Verhaltensweisen als eine eigene soziale Gruppe geprägt waren. Zusätzlich funktionierten die Texte dieser Gelehrten auch selbst im Rahmen von Patronagebeziehungen, d. h. sie sind ihrerseits als Teil von Patronagehandeln und als Teil solcher gruppenspezifischer sozialer Praktiken zu verstehen. Das will ich jetzt etwas näher ausführen.

Was zunächst auffällt, ist die Selbstverständlichkeit, mit der Patronagebeziehungen in diesen autobiographischen Texten präsent sind. Sie werden in aller Regel

²⁷ Die Forschung schenkte bisher Frauen in Patronageverhältnissen ihre Aufmerksamkeit v. a. in der Rolle von Patroninnen. Zu Frauen als Klientinnen vgl. *Mary Ellen Lamb*, Patronage and Class in Aemilia Lanyer's *Salve Deus Rex Judaeorum*, in: *Women, Writing, and the Reproduction of Culture in Tudor and Stuart Britain*, hrsg. v. *Mary E. Burke, Jane Donawerth, Linda L. Dove, Karen Nelson* (Syracuse, New York 2000) 38–57; *Jane Milling*, "In the Female Coasts of Fame": Women's Dramatic Writing on the Public Stage 1669–71, in: *Women's Writing [Great Britain] 7,2* (2000) 267–293. Beide Hinweise verdanke ich Sarah Heller Mendelson.

nicht explizit benannt und erst recht nicht erklärt. Wenn Personen erwähnt und Handlungen berichtet werden, muß den Leserinnen und Lesern von selbst klar sein, in welchen Rollen die jeweiligen Personen dabei agieren, welchen Sinn diese Handlungen haben und nach welcher sozialen Logik sie zu verstehen sind. Das einschlägige Wissen über die allgemeinen Regeln, nach denen dieser Beziehungstyp funktioniert, wird ebenso vorausgesetzt wie ganz konkrete Kenntnisse über einzelne Personen und Beziehungen: Daß, um ein Beispiel zu nennen, Nicolaus Cusanus (1401–1464) seinen langjährigen Patron meint, wenn er in seiner Autobiographie Papst Eugen IV. nennt, ist nur dann verständlich, wenn man über den Patronagecharakter dieser Beziehung schon vorher Bescheid weiß. Diese Art der Darstellung sagt sehr viel darüber aus, welch lebendiges, vertrautes und legitimes Element Patronageverhältnisse in sozialen Wissensbeständen und Verhaltensrepertoires waren, zumindest in diesem sozialen Milieu.

Aber auch das *Selbstverständnis* christlicher Gelehrter wird dadurch beleuchtet. Bemerkenswert ist es, wie sie sich selbst in diesen Patronageverhältnissen verorteten: Sie zeichneten sich zumeist in der abhängigen Rolle des Klienten²⁸. Was in ihren Texten hingegen kaum zur Sprache kommt, sind diejenigen Lebensbereiche, in denen sie selbst über Autorität und Einfluß gegenüber anderen verfügen konnten. Diejenigen sozialen Sensibilitäten, die sie von sich selbst autobiographisch formulierten, waren in Beziehungen zu Mächtigeren und zu den Gelehrtenkollegen angesiedelt; ihnen galten die autobiographische Aufmerksamkeit und Würdigung.

Auch wenn sich die Verfasser in Patronagebeziehungen selbst ganz überwiegend in der Klientenrolle zeigten, bedeutete dies keineswegs eine besondere Bescheidenheit oder gar Selbstabwertung, konnten sie doch gerade auf diese Art deutlich machen, daß sie des Vertrauens und der Wertschätzung eines einflußreichen und angesehenen Patrons würdig waren und diesem also wertvolle Ressourcen anzubieten hatten. Sowohl die eigene Person als auch die eigenen, in die Patronagebeziehung eingebrachten Ressourcen – z. B. in vielen Fällen akademische Bildung oder das Potential, solche zu erwerben und später etwa im Dienst des Patrons kompetent anzuwenden – konnten durch diese Form der Selbstdarstellung mit hohem sozialem Wert versehen werden.

Die Vorstellungen, die die gelehrten Autoren von Autorität entwickelt hatten, ließen neben ihrer eigenen keine andere Form von Autorität gelten. Andere Menschen, die weder über die gelehrte Autorität, die die Verfasser als Klienten demonstrierten, noch über soziale oder politische Autorität verfügten, die sie an ihren Patronen würdigten, kamen in diesem Selbst- und Beziehungskonzept gar nicht erst vor: Die Rituale gegenseitiger Wertschätzung, die die Autoren autobiographischer Schriften in Patronagebeziehungen zum Ausdruck brachten, räumten für solche andere keinen Platz ein. In diesen Schriften zeigt sich ein Verständnis von Individualität, das die Würdigung sozial einflußreicherer Patrone und umgekehrt die Autorisierung der eigenen Person der Verfasser durch diese Männer in den

²⁸ Jancke, Autobiographie als soziale Praxis 91–102.

Vordergrund rückte. Diese Individualität war von vornherein Teil einer Gruppenkultur, zutiefst von ihr geprägt, in ihr entstanden, auf sie hin orientiert. Ihre autobiographisch vorgetragenen Selbst- und Beziehungskonzepte entwickelten die Verfasser nach den Regeln dieser Gruppenkultur. Wie es vor allem an den Patronagebeziehungen greifbar wird, war Individualität gerade für die gelehrten Autoren grundsätzlich eine relationale Größe.

4. Individualisierung als Ressource in Beziehungen

Zusammenfassend läßt sich sagen: Wenn wir die autobiographischen Schriften von Gelehrten des 15. und 16. Jahrhunderts betrachten, erschließen sich gerade die in sozialen Beziehungen liegenden Individualisierungsweisen. Verschiedene Formen von Individualisierung haben sich gezeigt: Einerseits öffneten Patronagebeziehungen Zugänge zu Positionen, Handlungsmöglichkeiten und Ansehen für die je einzelne Person des Verfassers. Andererseits erhöhte das autobiographische Schreiben die Sichtbarkeit des Verfassers für andere, und das Schreiben über Patronagebeziehungen dürfte weiterhin Ansehen und Stellenwert des Autors befördert haben.

Angesichts der durch und durch hierarchisch strukturierten frühneuzeitlichen Gesellschaft sollte es vielleicht gar nicht so sehr verwundern, daß auch Gelehrte ihre Handlungsräume durch ihr Agieren in Abhängigkeitsbeziehungen wie der Patronage gestalten und erweitern konnten. Ein Patronageverhältnis mit seiner einerseits dyadischen Struktur und andererseits seiner Einbindung in größere soziale Netzwerke stellte für die Beteiligten flexible Möglichkeiten bereit, ihre Handlungsräume als einzelne Personen zu erweitern, und bot darüber hinaus auch gerade für die Gelehrten viele Gelegenheiten, sich und ihr Gegenüber öffentlich sichtbar zu machen, Ehre und Ansehen zu erhöhen²⁹.

In ihren autobiographischen Schriften führen die Autoren uns sehr deutlich vor Augen, daß dies mit der ungleichen Verteilung von Ressourcen und Machtverhältnissen einherging, nicht aber aus solchen Ungleichheiten hinausführte. Die von ihnen gesuchten und demonstrierten Individualisierungsweisen mußten und konnten mit einem hierarchischen Gesellschaftsverständnis und der eigenen Position in einer hierarchischen Gesellschaft vereinbart werden. Die Gelehrten waren nach oben und nach unten in hierarchische Beziehungen eingebunden und fanden gerade darin ihre Möglichkeiten, sich persönlich zu profilieren und ihre Einflußmöglichkeiten als Einzelne an ihren jeweiligen Positionen zu gestalten. Ihr autobiographisches Schreiben als eine ihrer verschiedenen Individualisierungsweisen legt von diesen Komplexitäten beredtes Zeugnis ab. Nicht zuletzt zeigt es, daß Bindungen als eine Ressource für Individualisierung wirksam sein konnten – zugleich aber auch, daß sie es in sehr ungleicher Weise waren.

²⁹ Zu den keineswegs bloß „privaten“ AdressatInnenkreisen der autobiographischen Schriften s. *Jancke*, *Autobiographie als soziale Praxis*, Kap. 3: Für andere schreiben: Sprachen, Publikum, Publikationswege. Gruppenkulturen im Gesamtkorpus 166–210.

Durch das autobiographische Schreiben wurden die anderen, die an diesen Bindungen beteiligt waren, von den Verfassern zudem in ungleicher Weise sichtbar bzw. unsichtbar gemacht: Während die über ihnen stehenden Patrone in den Texten den Fokus der Aufmerksamkeit von Publikum wie Verfasser bildeten und wie die Autoren selbst als Einzelpersonen benannt und gestaltet wurden, blieben die unter ihnen Stehenden meist unsichtbar. Diese Formen der Individualisierung waren nicht nur *sozial* in hohem Maße von konkreten und hierarchischen sozialen Orientierungen geprägt, sondern sie waren dies außerdem auch als *Formen der schriftlichen (Selbst-)Darstellung*.

Das autobiographische Schreiben selbst stellte also eine weitere, unmittelbar praktizierte Individualisierungsweise dar. Sie war für die Verfasser zwar ein Wert, aber nicht ihr *Ziel*. Unter anderem indem sie ihre didaktischen Absichten betonten oder andere Zwecke ihrer Texte benannten, machten sie vielmehr deutlich, daß es sich für sie um ein *Mittel* handelte, das erneut für die Gestaltung und Fortführung von Bindungen nutzbar sein sollte. Dabei nahmen sie dann selbst eine initiiierende und prominente Rolle ein, denn sie waren es, die sich selbst und andere in ihren autobiographischen Schriften in ausgewählten Teilen sichtbar machten.

Was an diesem Testfall der Patronagebeziehungen deutlich wird, ist, daß Individualisierungsweisen nicht nur aus der Außenperspektive wahrnehmbar sind, sondern von den Verfassern dieser Texte im Rahmen der vorgefundenen sozialen Strukturen und mit Hilfe ihrer eigenen, gruppenspezifischen Ressourcen nachdrücklich gesucht und realisiert worden sind. Sofern im Vorangegangenen Individualisierungsweisen – auch mit längerfristigen Wirkungen – sichtbar geworden sind, waren sie entscheidend mit Macht über Menschen und Verfügungsgewalt über Ressourcen verknüpft. Könnte es sein, daß auch umgekehrt die Debatten um Individualität und Individualisierung unter anderem ein in verdeckter Form geführter Machtdiskurs sind?

Aus mikrohistorischer Perspektive rücken Individuum und Gesellschaft nahe zusammen und sind auch als analytische Begriffe nur tauglich, wenn sie in dieser Verflechtung und als mehrfachrelationale Kategorien verstanden werden. Aus der Perspektive der Akteure hatten einzelne Menschen, so hat sich in der Analyse der autobiographischen Darstellung von Patronageverhältnissen gezeigt, wohl ihren besonderen Wert, aber nicht als Individuen im Sinne von generalisierten, abstrakten, gleichwertigen Einzelnen. Vielmehr war der hier sichtbare individuelle Stellenwert geprägt von Stand, Geschlecht, Alter, Religion, wurde von den Verfassern also als Ausdruck der sozialen Position aufgefaßt. Als Kriterium für Individualisierung besaß die soziale Positionierung der jeweiligen AkteurInnen offenbar einen hohen Stellenwert. Besonders wichtig in diesem Zusammenhang waren die Faktoren von Macht und Abhängigkeit. Durch die Analyse von Patronageverhältnissen, wie sie in autobiographischen Texten dargestellt wurden, bringt der akteurzentrierte Ansatz die langfristigen Prozesse in ihrer Mikrostruktur und in größerer Komplexität zum Vorschein, als bisher bekannt war, und eröffnet so einen neuen Zugang zu einer Sozialgeschichte der Individualisierung, bei dem Beziehungen, Machtverhältnisse und Abhängigkeiten eine entscheidende Rolle spielen. Dieser

Befund für eine europäische Gesellschaft öffnet weiterhin auch die Möglichkeit, für nicht-europäische Gesellschaften und ihre Patronagestrukturen neue Fragen zu stellen, die eventuelle Individualisierungsweisen mit einbeziehen.

Ob aber aus diesen Momenten auch schon zusammenhängende, langfristige Prozesse abgeleitet werden können oder gar ein bewußtes Hinwirken der Akteure auf die Entstehung solcher Prozesse, läßt sich nicht so einfach bejahen. Dafür ist das hier gezeichnete Bild viel zu fragmentarisch – so einflußreich die Gelehrten auch waren, und so wichtig für sie die Patronagebeziehungen als Individualisierungsweisen auch gewesen sein mögen, so wenig läßt sich doch auch nur ihre eigene soziale Gruppe aus den autobiographischen Texten allein beurteilen. So lange etwa gar nicht klar ist, ob möglicherweise bevorzugt die in Patronagebeziehungen erfolgreichen Gelehrten autobiographisch aktiv wurden, und so lange die autobiographischen Quellen nicht durch andere Quellen gegengelesen worden sind, und solange nicht neben Patronagebeziehungen auch andere Felder ins Auge gefaßt worden sind, ist noch nicht einmal für die Gruppe der Gelehrten ein abschließendes Urteil möglich.

Rudolf Dekker

Briefe von Seeleuten an Bord niederländischer Schiffe und ihrer Familien im 17. und 18. Jahrhundert

Einleitung

Zu den größten Problemen, mit denen sich Forscherinnen und Forscher der Sozial- und Kulturgeschichte des vormodernen Europa konfrontiert sehen, gehört dasjenige der schweigenden Mehrheit jener Menschen, die nicht schreiben konnten. Denn die Stimmen, die wir aus der Vergangenheit hören, stammen beinahe ausschließlich aus der kulturellen Oberschicht und der gebildeten Elite, deren Vertreterinnen und Vertreter sich auch selbst im Rahmen von Egodokumenten (Tagebuch, Autobiographie, Briefe) direkt zu Wort gemeldet haben. Die Stimme der Illiteraten oder Analphabeten ist dagegen nicht mehr zu hören, oder höchstens sporadisch im Rahmen außergewöhnlicher Umstände wie beispielsweise in Verhörsituationen. Über die Nicht- oder Halbliteraten werden wir somit in der Regel lediglich indirekt durch Vermittlung der schreibkundigen Minderheit informiert, in diesem Fall durch Richter und deren Schreiber.

In diesem Aufsatz soll dagegen eine Anzahl von Menschen des 17. und 18. Jahrhunderts unmittelbar zu Wort kommen, die kaum oder gar nicht schreibkundig waren. Quellengrundlage dafür ist eine große Briefsammlung, in der sich viele diktierete oder nur mühsam selbst verfaßte Briefe einfacher Männer und Frauen der Niederlande erhalten haben. Es handelt sich um Briefe, die während der vier Kriege zwischen England und der niederländischen Republik (1652–1654, 1665–1667, 1672–1674, 1780–1784) durch die Engländer beschlagnahmt wurden und sich heute im Public Record Office in London befinden. Geschrieben wurden diese Briefe durch Matrosen an ihre an Land gebliebene Familie sowie durch deren Frauen oder andere Familienmitglieder. In beiden Fällen haben sie ihre Adressaten nie erreicht, was es uns nun rund vier Jahrhunderte später möglich macht, auf eine ganz besondere Art und Weise (gewissermaßen von innen) die privaten Lebensumstände dieser Frauen und Männer anhand ihrer Selbstzeugnisse kennen zu lernen, die teils sehr persönlich und berührend sind und deshalb heute ein aufregendes Leseerlebnis darstellen.

In den Niederlanden besteht vermutlich größere Aussicht, auf schriftliche Zeugnisse gewöhnlicher Menschen des 17. Jahrhunderts zu stoßen, als anderswo in Europa. Denn während im übrigen Europa schätzungsweise 90 Prozent illiterat waren, war in der Republik der Vereinigten Niederlande 1630 mehr als die Hälfte

der männlichen und ein Drittel der weiblichen Bevölkerung lese- und schreibkundig, zumindest wenn man Unterschriften in Amsterdamer Eheverträgen als Maßstab nimmt. Natürlich ist es etwas zweifelhaft, aus der Fertigkeit, ein Dokument zu unterschreiben, gleich auf Literalität – auf das Beherrschen der Schriftsprache – zu schließen, aber es gibt auch andere Hinweise auf dieses insgesamt schwierig zu untersuchende Phänomen. Der Theologe Gisbertus Voetius gab beispielsweise den Rat, daß jemand, der nicht lesen könne, sich doch durch einen seiner Nachbarn aus der Bibel vorlesen lassen sollte¹. Offenkundig ging er wie selbstverständlich davon aus, daß jeder Analphabet in seiner direkten Umgebung jemanden kennen würde, der lesen könne.

Bei den meisten auch jener Amsterdamer, welche erkennbar ohne Mühe ihre Unterschrift geben konnten, blieb diese zugleich ihre einzige schriftliche Hinterlassenschaft, denn nur gerade von einem Amsterdamer Handwerker ist eine Autobiographie überliefert. Ausführlich schrieb deren Verfasser Harmannus Verbeeck über seine Ausbildung als Kürschner sowie seine schwierige Existenz zunächst als Handwerker und später als kleiner Ladenbesitzer. Seit der Entdeckung des Manuskripts und dessen Herausgabe durch den Historiker Jeroen Blaak vor einigen Jahren ist Verbeeck eine Berühmtheit geworden, die mittlerweile in jedem Buch über das Goldene Jahrhundert Hollands Erwähnung findet². Verbeeck kann allerdings nicht als repräsentativ für den Handwerkerstand gelten, denn er war einigermaßen gebildet, da er einige Jahre zur Schule gegangen war.

Doch blieb auch Illiteraten der Zugang zum Medium Schrift nicht völlig verwehrt, in Gestalt von ‚mediated literacy‘. Denn sie konnten sich natürlich an schreibkundige Personen wenden, die bereit waren, ihnen zu helfen, sei es gratis, für ein Trinkgeld oder bei Berufsschreibern nach einem fixen Tarif. Solche Schreiberlinge gab es in vielen europäischen Städten, wo sie ihre Dienste auf der Straße oder im Wirtshaus anboten. Der Engländer John Evelyn etwa begegnete einer Ansammlung von Berufsschreibern auf dem Pariser Friedhof „Les Innocents“ und charakterisierte deren Tun als „inditing letters for poor maids and other ignorant people who come to them for advice and write for them into the country, both to their sweethearts parents and friends, every large grave stone a little elevated serving them for a table“³. Gelegentliche Hinweise zeigen, daß es auch in den Niederlanden durchaus üblich war, sich einen Brief schreiben zu lassen⁴. In Amsterdam gab es etwa Berufsschreiber, wie zum Beispiel den 1742 in Arrest genommenen Pieter Ribbens. Er war ein „Blattschreiber“, das heißt „er schrieb pro Blatt“. Er

¹ Einleitung in: *Josias van Houten*, Biegt boecxken der Christenen (Utrecht 1660) 70.

² *Hermanus Verbeeck*, Memoriaal ofte mijn levensraijnsinghe, *Jeroen Blaak* (Hrsg.) (Reihe Egodocumenten 16, Hilversum 1999); *Jeroen Blaak*, 'Worstelen om te overleven. De zorg om het bestaan in het Memoriaal van Hermanus Verbeeck (1621-1681), in: *Holland* 31 (1999) 1-18.

³ *Asa Briggs* und *Peter Burke*, *A Social History of the Media from Gutenberg to the Internet* (Cambridge 2002) 33.

⁴ *Rudolf Dekker* und *Lotte van de Pol*, *Vrouwen in mannenkleren. De geschiedenis van een tegendraadse traditie. Europa 1500-1800* (Amsterdam 1989) 82.

hatte ein entsprechendes Hinweisschild an seinem Haus und ein Täfelchen an der Börse. Angeklagt wurde er, weil er mit einer Bordellbetreiberin zusammen wohnte. Als Beweismaterial diente ein Heft, in dem er die Verdienste aller Prostituierten notiert hatte. Zu seiner Verteidigung führte er an, daß dies ein Freundschaftsdienst gewesen sei, da „die Frau nicht gut mit der Feder umgehen könne“ und „keinen Kredit habe“. Aber diese Rechtfertigung sollte in seinem Fall nichts nützen, auch wenn es wahrscheinlich ist, daß Schreibkundige regelmäßig ihren Nachbarn oder Freunden halfen und für ihre Schreibdienste gewiß auch ein Entgelt verlangten, sei es in Form von Geld oder einer anderen Gegenleistung. Bei einer anderen Gelegenheit hatte eine in einem Bordell verhaftete Frau ausgesagt, daß sie nur deshalb dort gewesen sei, um auf Bestellung einen Brief zu schreiben⁵.

Literate Menschen halfen also anderen, etwas auf Papier zu bringen, aber umgekehrt hatten sie auch schriftliche Informationen an Illiterate weiterzugeben. Wie bereits gesehen, hatte der Theologe Voetius im 17. Jahrhundert empfohlen, daß Leseunkundige sich durch Nachbarn aus der Bibel vorlesen lassen sollten. Sich etwas vorlesen zu lassen, wird übrigens zweifellos günstiger gewesen sein, als etwas schreiben zu lassen. Es ging schneller, benötigte kein Papier und keine Tinte, und Lesen war überdies eine Fähigkeit, die weiter verbreitet war als Schreiben.

Die schriftliche Hinterlassenschaft von Analphabeten ist bis auf wenige Ausnahmen bisher kaum und nicht systematisch erforscht worden. Eine bekannte Ausnahme ist etwa Margery Kempe, eine religiöse Frau aus dem spätmittelalterlichen England, die ihre Lebensbeschreibung diktiert hatte und damit zugleich für die älteste überlieferte englische Autobiographie verantwortlich zeichnete. Auch bei Gelehrten kann ein Teil ihres Nachlasses durch andere Schreiber überliefert worden sein. Benvenuto Cellini etwa hat, wie überliefert, ebenfalls einem Lehrling seine Lebensgeschichte diktiert, während er selbst als Bildhauer weiter arbeitete. Auch die Tischgespräche Luthers oder anderer Theologen und Gelehrter sind damals aufgezeichnet worden.

Weitaus der größte Teil des schriftlichen Nachlasses von Halb- oder Nicht-Literaten muß aus kleinen Briefchen bestanden haben, die vor allem praktische Informationen wie Lebenszeichen von Reisenden oder Bestellungen von Kleinhändlern enthalten haben dürften. Solche Briefe sind nur ausnahmsweise überliefert, und zumeist nur in einer Form, die nichts mehr mit ihrem ursprünglichen kommunikativen Zweck zu tun hat. Ein Beispiel dafür sind die Briefe, die jüngst unter der Decke eines Amsterdamer Grachtenhauses gefunden worden sind, hatte man doch die Spalten zwischen den Balken einst mit der Hinterlassenschaft eines Kaufmannsarchivs aus dem 17. Jahrhundert aufgefüllt. Von den meisten Briefen haben die Mäuse wenig übrig gelassen, aber einige davon enthielten doch detaillierte Stoffbestellungen – teilweise mit Verhandlungen über den Preis – von Schneidern aus dem ganzen Land⁶.

⁵ *Lotte van de Pol*, *Het Amsterdams hoerdom. Prostitutie in de zeventiende en achttiende eeuw* (Amsterdam 1996) 265, 271.

⁶ Das Haus war Eigentum meines Veters, der die Briefe sodann mir überlassen hat.

Im mittelalterlichen und frühmodernen Europa hat ein Wandel von einer oralen Kultur hin zu einer Schriftkultur stattgefunden, was – so die gängige Auffassung – nicht ohne Folgen blieb. Denn mündliche Kulturen besitzen, so etwa Walter Ong, eine ‚structural amnesia‘, das heißt, daß das Vergangene schnell vergessen wird, oder besser: Das Vergangene wird erinnert, als ob es heute passiert sei. In einer Schriftkultur ist die Unterscheidung zwischen Gegenwart und Vergangenheit dagegen viel schärfer. Auch gemäß David Olson weicht die ‚literate mind‘ fundamental von dem Bewußtsein Illiterater ab⁷. Die Schrift verändere das Denken des Menschen, indem Wissen anders organisiert und indem abstrakteres und kritischeres Denken möglich werde. Übrigens bedeutete auch in der Musik das Aufkommen der Notation den Beginn einer eher abstrakteren Entwicklung, die in die Symphonie des 19. Jahrhunderts mündete und anders kaum möglich gewesen wäre. In den letzten Jahren ist allerdings die bisher postulierte ‚great divide‘ zwischen einer oralen und einer literaten Welt zur Diskussion gestellt oder zumindest anders akzentuiert worden. Brian Street beispielsweise geht von verschiedenen Formen von Literalität aus, die nebeneinander bestehen können, etwa beim Gottesdienst oder im Handel.

Gemessen an der Bedeutung, die man diesem Wandel zugemessen hat, ist es doch auffällig, wie wenig Aufmerksamkeit man bisher der Schnittstelle zwischen diesen beiden Kulturen zugewendet hat. Ich selbst bin anhand einer Handschrift mit Witzen aus dem 17. Jahrhundert der Frage nachgegangen, wie die mündliche Kultur des Witze-Erzählens mit der schriftlichen Kultur des Witzebuchs verbunden war. Eine meiner Schlußfolgerungen war, daß orale und schriftliche Kultur fortwährend ineinander überlaufen und einander beeinflussen. Der Wechsel von vollständiger Literalität hin zur Illiteralität war fließend, und eine Mehrheit der Europäer wird wohl irgendwo zwischen diesen Ausgangspunkten plaziert gewesen sein. Innerhalb einiger Bereiche, die ganz besonders zur Welt des geschriebenen Worts gehörten (Verwaltung, Rechtswesen), blieben mündliche Fertigkeiten nach wie vor von großer Bedeutung. Auch in der schriftlichen Briefkommunikation liefen die Welten ineinander. Anhand einer großen Briefsammlung von Seeleuten und ihrer Familien soll in diesem Beitrag nun versucht werden, tiefer in die Praxis schriftlicher Kommunikation auf unteren Ebenen des europäischen Zusammenlebens einzudringen.

Briefe von Seeleuten

Im Public Record Office in London befinden sich Hunderte von Briefen, die während der vier Kriege zwischen der Republik und England auf von den Engländern eroberten holländischen Schiffen konfisziert worden waren⁸. Das englische Gesetz

⁷ Briggs, Burke, 12–13.

⁸ S. W.P. Braunius, Het leven van de zeventiende-eeuwse zeeman: valse romantiek of werkelijkheid?, in: Mededelingen van de Vereniging voor Zeegeschiedenis (1980) 11–22.

schrieb nämlich vor, daß alle auf feindlichen Schiffen auffindbaren Papiere beschlagnahmt werden müßten. Die Engländer haben die aufgebrachten Schiffe bekanntlich gründlich durchsucht und vermutlich selbst die Matrosen einer Leibesvisitation unterzogen. Naturgemäß war man dabei insbesondere auf der Suche nach strategisch bedeutsamen Informationen. Die meisten Papiere enthielten diese zwar nicht, aber trotzdem warf man sie nicht weg und legte sie in Paketen auf dem Dachboden des High Court of Admiralty ab. Dort blieben sie jahrhundertlang unsortiert liegen, jeweils nur nach Schiffen gebündelt, und können nun heute von Historikerinnen und Historikern eingesehen werden. Wer ihnen nachgeht und sie öffnet, wird überschwemmt von Kommissionsgeschäften, Empfehlungsschreiben, Konossementen, Ladebüchlein, Quittungen, Seebriefen, Geleitsschreiben und Handelskorrespondenzen. Ab und zu findet sich in den zusammengerollten Papieren auch ein Almanach oder ein Liederbuch, mit dem sich die Matrosen die Zeit vertrieben, oder eine Wachstafel, auf der sich der Bootsmann Notizen machte, mit einem an einer Lederschnur daran befestigten Stift. Zuweilen befinden sich die Briefe noch in lederen Brieftaschen oder in blechernen Briefdosen, mit denen sie transportiert wurden. Der größte Teil der konfiszierten Papiere besteht aus Briefen gewöhnlicher Seeleute nach Hause oder von Familienangehörigen an ihre Verwandten auf See. Viele Briefsiegel waren noch unzerbrochen, als um 1980 der Rechtshistoriker Braunius die militärische Gesetzgebung an Bord der Kriegsflotte untersuchte, wobei er übrigens nur einen Teil des vorhandenen Materials einbezogen hat. Einige Briefe hatte man an einem anderen Ort im Archiv der Admiralty abgelegt, nämlich solche, in denen man für die eigene Kriegsführung bedeutsame Informationen gefunden hatte, einschließlich kurzer englischsprachiger Zusammenfassungen. Beispielsweise finden sich darin Briefe, in denen Frauen über die in Amsterdam vorherrschende Stimmung berichteten.

Sowohl Form als auch Inhalt der Briefe verdienen Aufmerksamkeit. So existiert eine große Anzahl Briefe von Ende 1664, geschrieben von Teilen der Schiffsmannschaft der Kriegsflotte Michiel de Ruyters, die damals im Mittelmeer kreuzte. Viele davon stammen von einer einzigen Hand, vermutlich einem schreibkundigen Seemann höheren Rangs. Sie sind sehr knapp und enthalten zahlreiche Standardfloskeln, darunter vielfach „Ich lasse Euer Lieb wissen, daß ich noch bei Verstand und gesund bin, und hoffe, daß es Euer Lieb ebenso geht; wenn es anders ist, würde es mir von Herzen leid sein es zu hören“. Auch enden die Briefe oft mit der Mitteilung „Weiter weiß ich nichts zu schreiben“. Viele der Matrosen schrieben, daß sie in ein paar Wochen wieder zu Hause sein würden. Aber nicht nur sollten ihre Briefe nie ankommen, da das die Korrespondenzen mitführende Schiff durch die Engländer aufgebracht wurde, sondern ohne daß sie es wußten, hatte Admiral de Ruyter bereits einige Wochen zuvor einen Geheimauftrag erhalten, der ganz anders lautete, denn die Flotte nahm nun Kurs auf Amerika, um dort die niederländischen Interessen wahrzunehmen.

Der Befehl der Generalstaaten war dabei durch spezielle Schnellkuriere überbracht worden, was ausnahmsweise im Geheimen erfolgt war. Es gingen natürlich öfters Kuriere zur Flotte ab, aber dann wurden in der Regel die Gattinnen der

Flottenkommandanten darüber informiert. Dies war eine bekannte Sache, so daß die Familien der Seeleute über die Offiziersfrauen Briefe mitgeben konnten. Jetzt aber hatten die Ehefrauen der Matrosen der Ruyters die Neuigkeit erst viel später erfahren, wie aus Briefen offenbar wird, die sich an Bord eines zur selben Zeit ausfahrenden Schiffes befanden, das wenig später ebenfalls durch die Engländer aufgebracht werden sollte. Ihre Reaktionen sind somit ebenfalls in einem Paket im Public Record Office dokumentiert, und diese Briefe – zumeist von Gattinnen oder Müttern verfaßt – sind dabei inhaltlich viel variantenreicher.

Aus einem Brief geht etwa hervor, daß die Kontakte tatsächlich oftmals über die Frauen der Marineoffiziere abliefen. Der Mann von Orseltie Pieters etwa hatte dieselbe gebeten, einige „Waren“ zu schicken, aber dies war – wie sie in ihrer Antwort schrieb – unmöglich, „denn De Ruyters Frau ist nicht zu Hause, die ist in Zeeland, wobei ich nicht weiß, wie ich sie dorthin bekomme“. Aus einem anderen Schreiben wird deutlich, daß – vermutlich wegen des Krieges, vielleicht auch anderer Umstände halber – viele Briefe ihre Empfänger nie erreichten. Eine Frau schrieb ihrem Mann: „Ich hab, mein Geliebter, schon 6 Briefe geschrieben und daß sie nicht bestellt worden sind, das ist meine Schuld nicht“.

Ein anderes Schreiben zeigt die Einschränkungen, denen einander schreibende Illiterate unterworfen waren. Sie sind sich des zwischengeschalteten Schreibers bewußt, möglicherweise auch der Tatsache, daß der Adressat ebenfalls Analphabet war und den Brief sich vorlesen lassen mußte, eventuell sogar in öffentlichem Rahmen. Deshalb waren sie sehr zurückhaltend, was sich etwa auch im Brief der Aeryaentgen Dirckx an ihren Mann zeigt, in dem sie schrieb, daß sie wolle, daß er bereits zu Hause wäre „aus Ursachen, die ich Ihnen nicht schreiben darf, aber könnten Sie selbst lesen, ich meine, ich würde Ihnen schon mehr schreiben, Sie könnten verstehen, was ich meine; ich wünschte wohl, daß ich auch schreiben könnte, ich würde mein Herz wohl offenbaren, doch es kann anders nicht sein...“.

Eine andere Frau gab sich Mühe und versuchte selbst zu schreiben, was einen persönlicheren Brief ergab, etwa in einer Passage, in der sie ihren Mann bat, einen Brief zu schreiben, und ihren Zweifeln Ausdruck gab, ob er noch viel um sie gebe: „...und schreib mir doch sobald wie möglich einen Brief, es tut mir so weh, daß die Liebe nicht so viel vermag, weil ich es Ihnen so fest versprochen habe, doch Sie gingen weg, daß Sie mir einen Brief schreiben würden, aber Sie denken aus den Augen aus dem Sinn [= uit het oog uit het hart; Anm. d. Ü.], aber ich habe Sie genauso lieb wie mein Allerliebstes, aber überwältigt vom Sommer, denn ich verlange so sehr nach Ihnen, mein Liebster, um bei Ihnen zu sein, aber es kann nichts helfen, die Zeit dauert mir so lange, ich glaube nicht, daß Sie so nach mir verlangen wie ich nach Ihnen, ich lasse so manche Stunde Schlaf wegen Ihnen, mein Allerliebster, und sei von mir geküßt mit einem freundlichem Kuß“, schrieb IJemteen Leender aus Amsterdam.

Daß auch Matrosen bisweilen einen persönlicheren Ton anschlugen, zeigt sich anhand eines Briefes von der Hand eines Berufs- oder zumindest geübten Schreibers, welcher zwar mit einem traditionellen Briefanfang eröffnet wird – „Gott sei gelobt, in Malaga, den 19. Dezember 1664“ –, aber ansonsten einige Späße und

Anspielungen enthält. Dazu gehört die Bemerkung „du weißt schon, welche Kleider ich mitnahm“, die auf die verspätete Heimreise im Winter anspielt, oder der Hinweis, daß der Schreiber selbst vielleicht früher zu Hause ankomme als sein eigener Brief („dann bin ich selbst der Brief“). Jan Nijvaer schrieb seiner Mutter, daß er wegen des Gegenwindes in Oran in Nordafrika gestrandet sei und von dort nach Calais segeln wolle. Er bat seine Mutter für ihn zu beten, „denn es ist hier ungesund wegen des Türken“. Und er schloß den Brief, indem er ein frohes Neues Jahr wünschte, „auch wenn dies noch nicht so weit ist“.

Der nächste Krieg mit England 1672–1674 ergab erneut eine Anzahl Pakete beschlagnahmter Papiere, in denen sich wieder viele Briefe von Seeleuten und von deren an Land gebliebenen Familie befinden. Auch in diesen Dokumenten hat es manche Information über das Briefeschreiben selbst. Die Frau von Jan Jansoon Sloopier etwa, der an Bord des Schiffs ‚Sparndam‘ war, notierte – oder ließ notieren – in der oberen rechten Ecke „Dies ist unser 9ter Brief“. Den Zustand Hollands sah sie als schlechter an als im letzten Krieg, und sie schrieb: „Ich kann keinen Brief schreiben, ohne daß es unter großer Pein erfolgt“ und „denn es sind schon viele gute Freunde innerhalb kurzer Zeit begraben worden“, etwa ihr Schwager, der, augenscheinlich ebenfalls ein Seemann, während eines Sturms im Kanal „Nieuwe Diep“ ertrunken war. Die Republik hatte sich in diesen Jahren einer Koalition zu erwehren, der neben England auch Frankreich angehörte, wobei gerade das Jahr 1672 als ein Unglücksjahr in die holländische Geschichte eingegangen ist. Die Briefe spiegeln dies dabei auf einer persönlichen Ebene wider. Auch andere Frauen gaben zudem explizit an, daß sie schon früher Briefe verfaßt hatten. So schrieb Annetje Elias ihrem Mann, daß sie schon viele Briefe abgeschickt habe: „Weiter lasse ich Sie wissen, daß ich schon viele Briefe geschrieben habe und darin geschrieben habe, daß ich umgezogen bin“, worauf ihre neue Adresse folgt. Umgekehrt schrieb etwa Charel Belleman aus Malaga an seine Frau in Oostende, daß er unterwegs im Hafen von Calais leider seinen Bruder Jan verpaßt habe, der von dort aus acht Tage zuvor ausgelaufen war.

Die Schreiberinnen und Schreiber waren zumeist Teil eines breiten Familiennetzwerks und Freundeskreises von Seeleuten. So gaben die zu Hause Gebliebenen häufig die von anderen Seeleuten der Familie oder Nachbarschaft zurückgelegten Strecken weiter. Lijntje Pieters etwa berichtete ihrem Mann nach Korfu, daß der Bruder seines Schwagers auf einem Schiff durch die Engländer gefangen genommen worden und in England gestorben sei. Sie klagte des Weiteren, daß sie aufgrund des Krieges Briefe entbehren müsse: „Ich hoffe, daß ich Ihre lieben Briefe wohl bekomme, aber ich kann keine Briefe erhalten, weil die Schiffe von den Engländern genommen werden“. Sie schloß mit „Ich verlange so sehr nach einem Brief, ich kann es nicht... wie es nur mit Euer Lieb geht und wie Euer Lieb die Reise gefällt“. Viele der zu Hause Gebliebenen drängten ihre Verwandten, regelmäßig ein Lebenszeichen zu geben, wie etwa im Brief Hendrik Franssens aus Middelburg an seinen Sohn. Selbst wußte er übrigens nicht allzu viel zu schreiben, denn sein Sohn war noch nicht lange fort, so daß er es bei guten Ratschlägen beließ wie „Halten Sie sich von böser Gesellschaft fern“. Jochem Hanssens Frau schrieb,

„daß ich so sehr nach Ihnen liebster Mann oder nach einem Brief von Ihnen verlange“. „Das weiß unser Gott wie ich nach Ihnen, mein liebster Mann, nach einem Brief verlange...“, schrieb eine andere Frau mit eigener Hand.

Viele der Briefe wurden von leidlich geübten Händen geschrieben. In einigen Paketen finden sich zudem Briefe in regelmäßig wiederkehrenden Handschriften, so daß es sich hier offenkundig um diktierte Schriftstücke handelt. Aber es gibt natürlich auch selbst verfaßte Briefe, bisweilen ziemlich sorgfältig geschrieben, bisweilen kaum lesbar. Auch Halbliterate versuchten immer wieder, etwas zu Papier zu bringen. Willem Jacobs Verlaen etwa schrieb mit exakter Hand seinem Bruder einen Brief, unter dem sich einige handschriftlich hinzugefügte Sätze von dessen Ehefrau finden, zwar unbeholfen geschrieben, aber doch selbst verfaßt, was einen deutlich höheren emotionalen Mehrwert darstellte, auch wenn den Empfängern, die vielleicht selbst kaum lesen konnten, ein solches Gekritzeln wie ein schwieriges Puzzle vorgekommen sein muß. Bei der Adresse dieses Schreibens wie auch anderer Briefe fällt zudem auf, daß sie oft über zwei oder mehrere Stationen verliefen. Häufig waren sie in erster Instanz an einen Offizier an Bord gerichtet, was offenkundig eine vertrauenswürdiger Wahl mit mehr Garantie auf Zustellung des Schreibens darstellte als nur ein gewöhnlicher Matrose.

Eine Ehefrau teilte ihrem Mann schließlich mit, daß er Vater geworden war: „So lasse ich Euer Lieb wissen, daß ich am 24. März im Kindsbett einen jungen Sohn geboren und ihn auf den Namen Arijan Lambertsz taufen lassen habe, es ist ein solch liebes Herzchen, er trägt bereits Kleider und ich wünschte wohl gegen etwas Liebes, daß Sie Ihren Sohn einmal sehen können; ich wünschte, daß die Zeit bereits um wäre, daß Sie mit Liebe bereits zu Hause wären.“ Doch düster fuhr sie weiter: „Aber wer weiß, ob wir uns einander in diesem Leben wieder sehen werden, denn wir sitzen hier in großer Furcht vor dem Franzosen, da er hier hart und stark sich uns nähert mit einem mächtigen Heer, und er mordet alles, wohin er auch kommt.“

Nach diesem dritten Krieg mit England, der schließlich für die Republik ein gutes Ende nehmen sollte, wurden die beiden Staaten Verbündete. Dieses Bündnis endigte erst nach rund einem Jahrhundert, als Nordamerika sich von seinem Mutterland England abspaltete und zu diesem Zweck von der Republik Unterstützung erhielt. Der vierte Krieg mit England begann 1780 und sollte vier Jahre dauern. Archivalischer Nebeneffekt war wiederum, daß sich zahlreiche Pakete mit Schiffspapieren von aufgebrachten Booten in London erhalten haben. 1781 etwa eroberten die Engländer eine Flotte der Vereinigten Ostindischen Compagnie (VOC) beim Kap der Guten Hoffnung. Der Steuermann eines der Schiffe, Harmanus Kikkert, überlebte das *Rencontre*, aber seine Papiere wurden bei dieser Gelegenheit beschlagnahmt, darunter auch ein Stapel Briefe, die ihm seine Frau seit 1776 sowie einige andere Freunde und Familienangehörige zugesandt hatten⁹. Es ist offenkundig, daß diese Briefe für Harmanus mehr als nur informative Mitteilungen von der

⁹ *Perry Moree* (Hrsg.), Kikkertje lief. Brieven van Aagje Luytsen geschreven tussen 1776 en 1780 aan Harmanus Kikkert, stuurman in dienst van de VOC (Den Burg 2003).

Heimatfront bedeuteten, denn er hatte sie auf seinen Reisen sorgfältig aufbewahrt, so daß sie für ihn einen erheblichen emotionalen Wert gehabt haben müssen. Dies hatten sie auch für seine zurückgelassene Frau, denn sie sprach von den „lieben Briefelein“, die sie von ihm empfangen habe.

Bei Harmanus Kikkert nun ist – dank kürzlich gemachter Untersuchungen – vieles über den Kontext bekannt, in dem diese Briefe verfaßt wurden. Daß sich in diesem Fall mehr Informationen als üblich über die Schreiberin sowie den Adressaten finden lassen, hängt damit zusammen, daß sie beide aus einer etwas höheren sozialen Schicht stammten als das gewöhnliche Schiffsvolk. Harmanus kam aus einer Seemannsfamilie von der Wattinsel Texel. Er und sein Bruder erhielten eine schulische Ausbildung und hatten wohl auch – wie einige andere Familienmitglieder – Schiffahrtskunde studiert. 1769 heuerten er und sein Bruder als Quartiermeister bei der VOC an, 1775 war er bereits zum dritten Steuermann – damals der niedrigste Offiziersrang – aufgestiegen. Ein Jahr später heiratete er mit Aagje Luijtsen eine 20jährige junge Frau aus Texel. Anhand ihrer Briefe zeigt sich, daß sie leidlich gut schreiben konnte, auch wenn vor allem ihre Orthographie chaotisch war, was damals bei Frauen weit verbreitet war. Ihren ersten Brief verfaßte sie ein halbes Jahr nach ihrer Hochzeit, nachdem sich ihr Mann für eine Ostfahrt eingeschifft hatte. Eine solche Reise dauerte durchschnittlich anderthalb Jahre. Sie schrieb diesen Brief bereits einige Tage nach der Abreise ihres Mannes, als dieser mit seinem Schiff noch im Hafen von Texel lag. Einmal abgereist, konnten die Briefe später bis zu vier Monaten unterwegs sein, bis sie ihren Empfänger in Indien erreichen sollten.

Im Paket von Harmanus finden sich 18 Briefe seiner Frau, dazu kommt in einem anderen Paket ein weiterer Brief, der sich vermutlich unterwegs auf einem anderen durch die Engländer aufgebrachten Schiff befunden haben dürfte. Einige Briefe sind direkt an Harmanus adressiert, andere wurden durch Mittelsmänner weiter geleitet. Mehrmals findet sich auf dem Briefumschlag die Bemerkung „Mit einem Freund, den Gott durch das Meer geleite“. Diese Briefe wurden über Freunde und Bekannte weiter geleitet, manchmal auch gegen Bezahlung. Diesen inoffiziellen Postweg sah die VOC zwar als illegal an, er war aber trotzdem verbreitete Praxis. Aagje schrieb ihrem Mann regelmäßig, doch mißachtete sie seinen Rat und stellte nicht von jedem Brief eine Abschrift her, um diese über eine andere Route ihrem Mann zuzusenden. Dies war ein unter Seeleuten erprobtes Verfahren, denn so erhöhte sich natürlich die Chance, daß der Brief seinen Bestimmungsort erreichen würde. Aagje schrieb selbst in einem sehr persönlichen Stil. Sie war sich sicher, daß ihre Briefe nur von ihrem Mann gelesen werden würden, was ihr vermutlich diesen persönlicheren Ton ermöglichte. So redete sie ihren Mann mit Kosenamen an, wie Liebster, Herzchen, Seelchen, „bekkeliefe“ [= jemand, der kost; Anm. d. Ü.], oder das in Texel gebräuchliche „slep“ [= Liebling; Anm. d. Ü.]. Solche Briefe besaßen natürlich einen ausgeprägt privaten Charakter, was sich auch aus der folgenden Mitteilung zeigt. In einem ihrer Briefe hatte Aagje geschrieben, daß auch Harmanus' Schwester damit beschäftigt sei, ihm zu schreiben, daß sie jedoch den Inhalt dieses Briefes nicht kenne, denn „ich durfte es nicht lesen“.

Als Aagje ihren ersten Brief schrieb, war sie seit fünf Monaten schwanger, später bekam sie noch mehr Kinder. Bisweilen schrieben diese im wörtlichen Sinne an den Briefen mit, etwa als sie notierte, daß der kleine Lammert „den Stift mir oft aus der Hand zieht, und ich glaube, daß er auch schreiben will“. Am Papierrand erkennt man tatsächlich seinen Namen in krakeliger Schrift, mit folgendem Hinweis: „Dort hat unser lieber Lammert geschrieben.“ Bei einem anderen Brief findet sich ein Zettel mit Gekritzel und ebenso vielen Versuchen, den Buchstaben O zu schreiben, mit der hinzugefügten Erläuterung: „Das ist die Handschrift deines Sohnes, Vater, er wollte einfach einen Brief an seinen Vater schreiben... wie sie sehen alles O's.“ Der letzte Brief Aagjes enthält einen traurigen Bericht, handelt er doch von den Pocken, an denen das jüngste Kind Klaas schließlich gestorben war.

Schlußfolgerungen

Die Erfindung des Buchdrucks wird gemeinhin als eine Revolution angesehen. Es gibt jedoch auch Fachleute, die lieber von einer Revolution in der Kommunikation sprechen und dabei nicht an den Buchdruck, sondern an den Brief denken¹⁰. Die These von der Kommunikations-Revolution wurde bereits 1916 durch Werner Sombart formuliert, beruhte dabei aber tatsächlich auf einer noch älteren Idee. Große Bedeutung kommt in diesem Konzept – in Entsprechung zu Gutenberg als dem Erfinder des Buchdrucks – Francisco de Tassis (Franz von Taxis 1459–1519) als dem Erfinder des Postwesens zu. Jedenfalls war er derjenige, der Ende des 15. Jahrhunderts regelmäßige Postverbindungen zwischen den europäischen Hauptstädten einführte. Die Folgen dieser Erfindung waren noch kapitaler als beim Buchdruck, denn Drucke bedeuten Einweg-Kommunikation, während Briefe interaktiv sind. Es kann deshalb durchaus ein Vergleich zwischen dieser historischen Entwicklung und der Beziehung des neuen, aber einseitigen Mediums Fernsehen zum noch neueren und interaktiven Medium Internet gezogen werden.

Die Kommunikations-Revolution des 16. Jahrhunderts führte dazu, daß sich die Vorstellung von Raum und Zeit in Europa veränderte. Die Praxis des Briefeschreibens machte Kontakte nach außerhalb viel einfacher und trug, wie oft angenommen wird, viel zu einem sich entwickelnden Individualitäts-Bewußtsein bei. Briefkontakte stimulierten den kulturellen Austausch, und auch die Wirtschaft profitierte vom neuen System.

Trotz seiner großen Bedeutung hat man der Geschichte des Postwesens bisher wenig Aufmerksamkeit entgegengebracht. Es gibt wohl einige Angaben zu den offiziellen Postverbindungen, doch der inoffizielle oder gar illegale Postverkehr stellt noch unerforschtes Terrain dar. Auch die Praxis des Briefeschreibens ist noch nicht sehr gut erforscht. Interesse gefunden haben in dieser Hinsicht erst die kor-

¹⁰ Wolfgang Behringer, *Im Zeichen des Merkur. Reichspost und Kommunikationsrevolution in der Frühen Neuzeit* (Göttingen 2003).

respondierende Elite, die Schreiberinnen oder Schreiber literarischer oder politischer Briefe oder der Einfluß von Briefstellern auf die jeweilige Schreibpraxis¹¹.

Lange Zeit hat man das Ausmaß der Verbreitung des Briefeschreibens als Indikator für den kulturellen Entwicklungsstand eines Landes oder eines Volkes angesehen. Die politische Diskussion beispielsweise, die in England im 19. Jahrhundert über die Posttarife geführt worden war, erwuchs vor allem aus der Überzeugung, daß es über die Anregung zum Briefeschreiben zu einem Entwicklungssprung in der Arbeiterklasse kommen würde¹². Die Erwartung war, daß das Proletariat sich so aus seiner oral geprägten Kultur lösen würde, aber da das Briefeschreiben aufgrund der hohen Versandtarife einen Luxus darstelle, könnten die Arbeiter sich dies nicht leisten, so daß progressive Politiker eben die „penny post“ einführen wollten. Zu ihren Argumenten gehörte auch, daß im gewöhnlichen Volk ein enormes Potential an Briefeschreibern bestünde. Vermutlich war ihnen jedoch entgangen, daß inoffizielle Versandwege bereits seit Jahrhunderten ebenso bedeutend für die Zustellung von Briefen waren, auch für die Korrespondenz illiterater, armer Menschen.

In der jüngsten historischen Forschung hat man den Unterschied zwischen „literacy“ und „skills of communication“ betont, denn wer ersteres nicht beherrschte, konnte zweifellos über das zweite verfügen. Auch Analphabeten waren fähig, schriftlich miteinander zu kommunizieren, denn Lesen und Schreiben sind „transferable skills“, die von entsprechenden Spezialisten angeboten wurden. Daß auch einfache Leute vom Postangebot Gebrauch machten, konstatiert etwa auch David Vincent und verweist darauf, daß der französische Glaser Jacques-Louis Ménétra die Pariser „petite post“ für seine geschäftlichen und privaten Angelegenheiten genutzt hat¹³.

Anhand der Briefe von Seeleuten an Bord niederländischer Schiffe und ihrer an Land gebliebenen Familien und Freunde ergibt sich der Eindruck, daß bereits in der Mitte des 17. Jahrhunderts innerhalb einfacherer Schichten eine blühende Schriftkultur vorhanden war. Korrespondieren war eine Fertigkeit, die viel weiter verbreitet war als bisher angenommen. Die Briefe gewöhnlicher Seeleute und ihrer Nächsten waren teilweise sehr persönlich gehalten und wirken – auch wenn sich bestimmte Redewendungen finden lassen – von der im Bürgertum vorherrschenden Schreibetikette oder den bei Gelehrten üblichen Korrespondenzsätzen noch weitgehend unberührt. Wie ausgeprägt Kultur und Mentalität unterer Schichten von den Standards der Elite beeinflusst waren, muß jedoch noch weiter untersucht werden.

¹¹ P.J. Moree, „Met vriend die God geleide“. Het Nederlands-Aziatische postvervoer ten tijde van de Verenigde Oost-Indische Compagnie (Zutphen 1998) 68–70; Willemijn Ruberg, Children's correspondence as a pedagogical tool in the Netherlands, 1770–1850, in: *Paedagogica Historica* 41 (2005) 295–312.

¹² David Vincent, *Literacy and Popular Culture, England 1750–1914* (Cambridge 1989) 33–34, 47.

¹³ David Vincent, *The Rise of Mass Literacy. Reading and Writing in Modern Europe* (Cambridge 2000) 104.

Aufgrund der in London erhaltenen Briefkollektion ist es uns möglich, einer Vorstellungswelt zu begegnen, die ansonsten für immer verloren gegangen ist. Nur in Ausnahmefällen sind Briefe einfacher Menschen erhalten geblieben. Neben den Einsichten, die wir dadurch in die damalige Schreibpraxis gewinnen, fällt auf, daß offenbar großes Vertrauen hinsichtlich der Funktionstüchtigkeit halbprivater Versandwege bestand. Im Gegensatz zu den offiziellen Postdiensten, deren Etablierung im frühmodernen Europa Historikerinnen und Historiker dazu verleitet hat, von einer Revolution in der Kommunikation zu sprechen, funktionierte dieser inoffizielle Postverkehr auf reiner Vertrauensbasis, auf einem System von Dienst und Gegenleistung. Dieses zu konstatierende große Vertrauen fällt auf, denn anhand der bisher ausgewerteten Quellen – beispielsweise Gerichtsakten – erhielt man wiederholt den Eindruck, als ob die Vormoderne eine von rauen Umgangsformen gekennzeichnete Zeit gewesen sei, in der Diebstahl und Gewalt eher die Regel als die Ausnahme waren. Die Bedeutung des Faktors Vertrauen innerhalb bestimmter Gruppen hat in den letzten Jahren als Erklärungsansatz für verschiedene Entwicklungen im Rahmen der europäischen Geschichte an Gewicht gewonnen. So hätte sich ohne gegenseitiges Vertrauen kein Handel entwickeln können (Wechselbrief), aber auch die Forschung konnte sich im 17. Jahrhundert in England vor allem deshalb so stark entwickeln, weil unter den Gentleman-Wissenschaftlern ein Grundkonsens herrschte, wie Forschung betrieben werden sollte, auch wenn sich die Resultate widersprechen würden¹⁴. Möglicherweise kann deshalb die Entdeckung, daß Briefkommunikation in allen sozialen Schichten in Westeuropa von Bedeutung war, zur Erklärung des Modernisierungsprozesses beitragen.

Übersetzt von Lorenz Heiligensetzer

¹⁴ Steven Shapin, *A Social History of Truth. Civility and Science in Seventeenth-Century England* (Chicago 1994).

Gudrun Piller

Private Körper

Schreiben über den Körper in Selbstzeugnissen des 18. Jahrhunderts

Erstens: Selbstzeugnisse – vor allem Autobiographien und Tagebücher – werden gemeinhin als Formen der Selbstthematisierung und damit als Instrumente der Individualisierung angesehen¹. Die Entstehung und stetige Zunahme von Selbstzeugnissen gilt zudem als Charakteristikum der Zeit zwischen dem 16. und – insbesondere – dem 18. Jahrhundert.

Zweitens: Im 18. Jahrhundert entstand das Phantasma einer Identität aus der Natur des Körpers². Ein verändertes Verhältnis des Individuums zu seinem Körper wird in der Forschung als prägend für den Übergang zur Moderne angesehen. Es entwickelte sich eine Auffassung des Körpers, der einem modernen Subjekt als Eigentum gehört und von diesem als einem bürgerlichen Individuum gelenkt wird. Erst in der Moderne wurde der Körper somit zum „Statthalter des Individuums“³, zum „Fluchtpunkt der Sinnfindung“⁴ oder zum „Erlebnisraum des Ich“⁵. Es entstand „ein neues Verständnis des Subjekts, das seine Legitimation nicht mehr aus feudaler und metaphysischer Ordnung, sondern aus der Natur des Körpers“ bezog⁶.

Im folgenden werden die Thematisierungen des Körpers in Selbstzeugnissen des 18. Jahrhunderts in den Blick genommen. Mit „Selbstzeugnis“ und „Körper“ stehen damit zwei Stichworte zur Debatte, die für die Frage nach Individualisierungsweisen von besonderer Bedeutung sein können, so ähnlich formuliert von Kelly und Mücke: „eighteenth-century biography is an ideal arena in which to

¹ Richard van Dülmen, *Die Entdeckung des Individuums. 1500–1800* (Frankfurt a. M. 1997) 85–105.

² Klaus Schneider, *Natur – Körper – Kleider – Spiel*. Johann Joachim Winckelmann. Studien zu Körper und Subjekt im späten 18. Jahrhundert (Würzburg 1994) 1.

³ Joachim Küchenhoff, *Der Leib als Statthalter des Individuums?*, in: Manfred Frank, *Anselm Haverkamp* (Hrsg.), *Individualität* (München 1988) 167–202.

⁴ Ebd. 167.

⁵ Katja Patzel-Mattern, *Schöne neue Körperwelt? Der menschliche Körper als Erlebnisraum des Ich*, in: *Körper mit Geschichte. Der menschliche Körper als Ort der Selbst- und Weltdeutung* (Stuttgart 2000) 65–84.

⁶ Schneider, *Natur – Körper – Kleider – Spiel* (wie Anm. 2) 1.

study the reciprocity between conceptions of the subject and technologies of the body“⁷.

Der vorliegende Text basiert auf der Analyse von fünfzig unedierte, handschriftlichen Selbstzeugnissen des 18. Jahrhunderts – darunter acht von Frauen verfaßte –, die bis vor einiger Zeit ungelesen in Archiven der Deutschschweiz lagen⁸. Vor dem Hintergrund der Arbeit mit diesem Quellenkorpus im Rahmen einer Dissertation soll im folgenden am Beispiel zweier ausgewählter Texte der Frage nachgegangen werden, wie sich das Schreiben über den Körper im Spannungsfeld von in der Zeit aktuellen öffentlichen Diskursen über den Körper und individuellen Interpretationen dieser Diskurse entfaltete. Das Interesse liegt dabei auch auf dem Schreiben selbst als einer Praxis, die sowohl bestimmten Normen und Vorgaben gehorcht als auch eigene Aussageabsichten verfolgt.

Die fünfzig untersuchten Texte stammen mehrheitlich aus einem städtischen Kontext, vorwiegend aus Basel und Zürich, jenen beiden Städten, die – neben Genf und Bern – in der damaligen Eidgenossenschaft über 10 000 Einwohner zählten⁹. Diese Orte verfügten damit über den Grad an Urbanität, der für die Partizipation an einer Kommunikationskultur entscheidend war, die ihrerseits den Nährboden für das Entstehen von Selbstzeugnissen bildete. Insbesondere in den Städten fand sich das gebildete und kommunikationswillige Publikum, das auch den Kern der schweizerischen Aufklärung ausmachte¹⁰. Unter den Verfassern der fünfzig untersuchten Selbstzeugnisse sind Fabrikanten und Kaufleute, Wissenschaftler und Professoren, Juristen und Pfarrer, aber auch ein Lehrer, ein Goldschmied, ein Apotheker, ein Zuckerbäcker oder ein Totengräber. Viele der Autoren waren als Angehörige der wirtschaftlichen Führungsschicht Mitglieder des Rats. Die acht Autorinnen gehörten eben dieser städtischen Elite an und verfaßten – oft in ihrer

⁷ *Veronica Kelly, Dorothea von Mücke* (Hrsg.), *Body & Text in the Eighteenth Century* (Stanford 1994) 13.

⁸ Inventarisiert wurden die Texte im Rahmen des Nationalfondsprojekts „Deutschschweizerische Selbstzeugnisse (1500–1800) als Quellen der Mentalitätsgeschichte“. Das Projekt stand unter der Leitung von Prof. Dr. Kaspar von Greyerz. Bis zum Abschluß des Hauptprojekts Ende 2001 umfaßte die erstellte Datenbank 622 Texte aus der Zeit von 1500–1800. Zum Projekt vgl. *Kaspar von Greyerz, Deutschschweizerische Selbstzeugnisse (1500–1800) als Quellen der Mentalitätsgeschichte. Bericht über ein Forschungsprojekt*, in: *Klaus Arnold, Sabine Schmolinsky, Urs Martin Zahnd* (Hrsg.), *Das dargestellte Ich. Studien zu Selbstzeugnissen des späteren Mittelalters und der frühen Neuzeit* (Bochum 1999) 147–163; *Sebastian Leutert, Gudrun Piller, Deutschschweizerische Selbstzeugnisse (1500–1800) als Quellen der Mentalitätsgeschichte. Ein Forschungsbericht*, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 49 (1999) 197–221.

⁹ *Rudolf Braun, Das ausgehende Ancien Régime in der Schweiz. Aufriß einer Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des 18. Jahrhunderts* (Göttingen, Zürich 1984).

¹⁰ In der jüngeren Aufklärungsgeschichte wird Aufklärung im wesentlichen als ein sozialer Prozeß gesehen, der mit der Intensivierung der Kommunikationsprozesse in der Gesellschaft des 18. Jahrhunderts zusammenhängt. Zur Aufklärung als Kommunikation vgl. *Hans Erich Bödeker, Aufklärung als Kommunikationsprozeß*, in: *Rudolf Vierhaus* (Hrsg.), *Aufklärung als Prozeß* (Hamburg 1987) 89–111. Zur Schweiz und zu einzelnen Städten als Orte der Aufklärung vgl. *Brigitte Schnegg, „Die zweyte Seite auf dem Blatte der Menschheit“*. Geschlechterdiskurse und Geschlechterverhältnisse in der Schweizer Aufklärung (Bern 1999) 10–65.

Funktion als Erzieherinnen – ein Selbstzeugnis für ihre Kinder oder übernahmen die (Weiter-)Führung eines Familienbuches. Formal handelt es sich bei den Texten um Autobiographien, längere Lebensläufe, Hausbücher, Familienbücher, Tagebücher, jährliche Notizen, Notizbücher in Jahreskalendern, Generationen übergreifende Familienbücher oder Selbstzeugnisse mit Schwerpunktthemen, wie Erziehung oder Ehe, wobei die Formen in vielfacher Weise ineinandergreifen können.

Ein verbindendes Merkmal ist, daß die Texte keinem administrativ-institutionellen Kontext entstammen, sondern im privaten Rahmen entstanden sind. Mit „privatem Rahmen“ ist allerdings nicht die für das späte 18. Jahrhundert beschriebene Dissoziation von Privatheit und Öffentlichkeit und die damit assoziierte Trennung der Lebensbereiche von Frauen und Männern gemeint¹¹. In Selbstzeugnissen berichten Frauen und Männer über sogenannte „Privates“ wie Geburten, Krankheiten oder Todesfälle ebenso wie über öffentlichkeitsrelevante Themen wie Patenschaften, Geschäftliches und Politisches. Es präsentiert sich darin ein Bild des familiären Lebens, in dem Privates und Öffentliches vielfältig zusammenlaufen. Die bürgerlichen Häuser, aus denen die Texte größtenteils stammen, sind keine Refugien der Privatheit, sondern Orte der Kommunikation und der familiären Geselligkeit¹². Dennoch sind die Texte in der „heimlichen Stube“¹³, am häuslichen Tisch entstanden und sind zumeist – explizit oder implizit – an die Familie adressiert.

Daß sich unter den Autoren auch ein Grundschullehrer, ein Apotheker, ein Zuckerbäcker, ein Goldschmied oder ein Totengräber finden, macht deutlich, daß die Verfasser nicht ausschließlich aus dem Zentrum der städtischen Elite stammen¹⁴. In den Worten Andrew Wears ist die Geschichte, die auf der Basis dieser Quellen geschrieben wird, somit „not ‘history from below’“, aber „history from the middle, the history of literate but often unimportant people“¹⁵.

Dies trifft mehr oder weniger stark auch auf die beiden Autoren zu, deren Texte für die folgenden Überlegungen als Beispiele herangezogen werden: den Zürcher

¹¹ Kritisch dazu vgl. *Karin Hausen*, Öffentlichkeit und Privatheit. Gesellschaftspolitische Konstruktion und die Geschichte der Geschlechterbeziehungen, in: *Karin Hausen, Heide Wunder* (Hrsg.), *Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte* (Frankfurt a. M., New York 1992) 81–88.

¹² Vgl. *Anne-Charlott Trepp*, Sanfte Männlichkeit und selbständige Weiblichkeit. Frauen und Männer im Hamburger Bürgertum zwischen 1770 und 1840 (Göttingen 1996).

¹³ „Geheim“ und „heimlich“ waren die im 16./17. Jahrhundert für die Übersetzung von „privatus“ oft benutzten deutschen Wörter. Die Beschreibung der „heimliche[n] Stube, in der man daheim, in der einem wohl ist“, stammt aus *Johann Heinrich Campes*, Wörterbuch der Deutschen Sprache von 1808. Vgl. *Hausen*, Öffentlichkeit und Privatheit (wie Anm. 11) 84.

¹⁴ Der bürgerliche Anteil der Stadtbewohner betrug in Zürich rund 60% (1780) und in Basel 55% (1779). Auch dieser bürgerliche Teil bildete jedoch keinesfalls eine Einheit, sondern kannte Privilegierte und Minderprivilegierte. Sowohl in politischer wie in sozioökonomischer Hinsicht waren die Approbationschancen unterschiedlich verteilt. Vgl. *Braun*, Das ausgehende Ancien Régime in der Schweiz (wie Anm. 9) 161f.

¹⁵ *Andrew Wear*, Interfaces: Perceptions of Health and Illness in Early Modern England, in: *Roy Porter, Andrew Wear* (Hrsg.), *Problems and Methods in the History of Medicine* (London, New York, Sydney 1987) 230–255, 231.

Kaufmann und Bürgermeister Johann Caspar Escher (1678–1762) und den Zürcher Totengräber Hartmann Wirz (1727–1795). Johann Caspar Escher verfaßte in der Zeit zwischen 1745 und 1750 eine in vier Teile gegliederte Autobiographie, deren ersten Teil er unter dem Titel „Mein Leibs und gesundheits-beschaffenheit“ ganz seiner physischen Entwicklung und den körperlich relevanten Stationen seines Lebens widmete¹⁶. Nicht über seinen eigenen Körper, sondern über den Körper, die Krankheit und den Tod eines fünfjährigen Kindes im Jahr 1764 schrieb der Totengräber Hartmann Wirz und schuf damit einen Text, der aus verschiedenen Gründen sehr bemerkenswert ist¹⁷.

Johann Caspar Escher kann nicht als unbedeutend bezeichnet werden. Immerhin gilt er als einer der einsichtigsten und aufgeklärtesten Staatsmänner der alten Schweiz¹⁸. Mit seiner in vier Teile gegliederten Autobiographie verfaßte er einen Text, der ihn als exemplarischen, aber zugleich eigenständigen Angehörigen des städtischen Bürgertums ausweist. Den ersten Teil widmete er unter dem Titel „Mein Leibs und gesundheits-beschaffenheit“ seiner physischen Entwicklung und den körperlich relevanten Stationen seines Lebens¹⁹.

Escher läßt in keiner Zeile Zweifel daran aufkommen, daß mit dieser Geschichte das Leben eines erfolgreichen Mannes erzählt wird. Wichtige Voraussetzung einer solchen Erfolgsgeschichte ist ein gesunder Körper – dies eine mögliche Erklärung dafür, daß Escher das Kapitel über Leib und Gesundheit an den Anfang stellt. Gesunde Körper gehörten zum Kapital des sich im Laufe des 18. Jahrhunderts etablierenden Bürgertums, wobei der bürgerliche Normendiskurs Gesundheit sowohl als Voraussetzung wie als Folge eines rechtschaffenen und geordneten Lebens behandelte. Der Körper war ein optimierbares Potential und entschied über die zur Verfügung stehenden physischen und psychischen Kapazitäten. Die Erhaltung der Gesundheit wurde damit zur grundlegenden und permanenten Lebensaufgabe, nicht nur im Sinne eines privaten Wunsches, sondern als Pflicht gegenüber der Allgemeinheit²⁰. Das erste Kapitel der Autobiographie ist Eschers Darlegung seiner Erfüllung dieser Aufgabe.

¹⁶ *Johann Caspar Escher d.J.* (1678–1762), o.T. Ms. Handschriftenabteilung der Zentralbibliothek Zürich, FA von Wyss III 116 und III 116a.

¹⁷ *Hartmann Wirz* (1727–1795), o.T. Ms. Handschriftenabteilung der Zentralbibliothek Zürich, FA Wirz 137.2.

¹⁸ Zu Johann Caspar Escher vgl. *Michael Kempe, Thomas Maissen*, Die Collegia der Insulaner, Vertraulichen und Wohlgesinnten in Zürich 1679–1709. Die ersten deutschsprachigen Aufklärungsgesellschaften zwischen Naturwissenschaften, Bibelkritik, Geschichte und Politik (Zürich 2002) 128–134.

¹⁹ Im vierten und längsten Teil berichtet er über sein öffentliches Leben und seine Amtsgeschäfte, im dritten Teil über seine Ausbildung und seine Reisen und im zweiten über die religiösen Aspekte seines Lebens. Der ganze Text umfaßt 370 Seiten. Auf den ersten Teil entfallen 41 Seiten.

²⁰ Zum aufklärerischen Gesundheitsdiskurs vgl. z. B. *Christian Barthel*, Medizinische Policy und medizinische Aufklärung. Aspekte des öffentlichen Gesundheitsdiskurses im 18. Jahrhundert (Frankfurt a. M., New York 1989); *Peter Borscheid*, Für ein langes Leben. Zu den Bemühungen um eine höhere Lebenserwartung im Zeitalter des Absolutismus, in:

Sein Körperwissen bezieht Escher aus verschiedenen Quellen. Zum einen ist er ein Leser. Seine physische Selbsterkundung und diätetische Auseinandersetzung ist stets von Lektüre begleitet. Er konsultiert zeitgenössische Autoren ebenso wie Francis Bacon und Hippokrates, in dessen Aphorismen er seinen eigenen Zustand so deutlich dargestellt findet, wie wenn er ihn selbst beschrieben hätte. Ganz maßgeblich aber ist Eschers Körperwahrnehmung gestützt durch den Kontakt und das Gespräch mit den Personen, die ihn umgeben. Dies können Ärzte sein, aber auch nicht-professionelle Personen, wie etwa seine Haushälterin:

„unterschiedliche Remedica von Medicis haben nit wollen helfen, da hat mir unsere haushalterin die Jgfr Elisabeth Schinz erzählt, als sie vor einigen Jahren mit gleichen Schmerzen geplagt worden, hab jemand ihr gerathen ...“²¹.

Eschers daraufhin erfolgreiche Anwendung des empfohlenen Mittels verweist auf die Bedeutung von mündlich tradiertem Erfahrungswissen und zeigt, daß in der Verhandlung von Körperwissen die Schichtgrenzen durchlässig waren²². Es kann hinsichtlich ärztlicher und sogenannter Volksmedizin nicht von zwei strikt voneinander getrennten Sphären ausgegangen werden²³.

Eschers ständige Auseinandersetzung mit Körperwissen ist begründbar. Seine Aufgabe, den Körper zu erhalten, ist nämlich keine einfache, ist er doch „von zarter Leibesbeschaffenheit“²⁴. Ein Arzt attestiert ihm zu diesem zarten Leib einen sehr lebendigen Geist, also einen für das 18. Jahrhundert typischen Gelehrtenkörper²⁵. Ein Unfall in der Kindheit hat lebenslang einen schwächeren Atem zur Folge, seiner Pockenerkrankung wäre er beinahe erlegen, und während seiner Studienreisen macht er mehrere Krankheiten durch. Stets betont er jedoch, kaum auf die Hilfe von Ärzten zurückgegriffen zu haben. Rückblickend beurteilt er sich in Kindheit und Jugend als „ziemlich gesund“²⁶.

Außerdem bezeichnet er seine Erkrankungen nicht als „Krankheiten“, sondern als „Gesundheitsanstösse“. Während die Begriffe „Krankheit“ und der bei Escher und im allgemeinen Gebrauch synonym dazu verwendete Begriff „Zufall“ in die Terminologie des 18. Jahrhunderts gehören, handelt es sich bei „Gesundheits-

Nils-Arvid Bringéus u. a. (Hrsg.), *Wandel der Volkskultur in Europa*, Bd. 2 (Münster 1988) 697-708; Mary Lindemann, „Aufklärung“ and the Health of the People. „Volkschriften“ and Medical Advice in Braunschweig-Wolfenbüttel, 1756-1803, in: Rudolf Vierhaus (Hrsg.), *Das Volk als Objekt obrigkeitlichen Handelns* (Tübingen 1992) 101-120.

²¹ Escher, o. T. 11.

²² Zur mündlichen Weitergabe von Wissen vgl. Regina Schulte, Bevor das Gerede zum Tratsch wird, in: Karin Hausen, Heide Wunder (Hrsg.), *Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte* (Frankfurt a. M., New York 1992) 67-73.

²³ Vgl. Eberhard Wolff, „Volksmedizin“ als historisches Konstrukt. Laienvorstellungen über die Ursachen der Pockenkrankheit im frühen 19. Jahrhundert und deren Verhältnis zu Erklärungsweisen der akademischen Medizin, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 7 (1996) 405-430.

²⁴ Escher, o. T. 2.

²⁵ Gustav Adolf Wehrli, Die Berufskrankheiten des Gelehrtenstandes im 18. Jahrhundert, in: *Praxis. Schweizerische Rundschau für Medizin XVIII* (1929) 44-46, [1]-23.

²⁶ Escher, o. T. 2.

anstoss“ um eine individuelle Wortverwendung, eine Wortschöpfung Eschers. Mit dem Wort „Gesundheitsanstoss“ schafft sich der stark auf Darstellung seiner Gesundheit bedachte Escher die Möglichkeit, über seine körperlichen Insuffizienzen zu berichten, ohne sie als „Krankheiten“ deklarieren zu müssen. Wenn Escher zudem erläutert, wie er im Kontext seiner „Gesundheitsanstösse“ mit einfachen Heilmitteln Erfahrungen sammelt, die er im Verlauf seines weiteren Lebens „oft glücklich gebraucht“²⁷, erhält der „Gesundheitsanstoss“ eine geradezu positive Komponente: Situationen körperlicher Schwäche oder Bedrohung werden zum Umschlagplatz für Deutungsmuster und medizinisches Wissen. Der „Gesundheitsanstoss“ ist damit keineswegs eine Krankheit, sondern vielmehr ein Anstoß zu langem Gesundsein.

Eschers bisweilen geradezu obsessiv wirkendes Postulieren steter Gesundheit, das Negieren von Krankheit oder der Inanspruchnahme medizinischer Dienstleistungen reflektieren ein ambivalentes Verhältnis zur Medizin, zu ihren Methoden und ihren Vertretern. Gerd Göckenjan beschrieb diese Skepsis als eine Art Selbstregulationsdoktrin, die insbesondere im liberalen Bürgertum anzutreffen war. Sie stütze sich auf die prinzipielle Selbstverantwortlichkeit des Individuums, das durch eine mäßige Lebensordnung Krankheit verhindern sollte²⁸. Friedrich Hoffmann schrieb 1715, daß ein jeder „sein eigener Arzt sein und an sich wahrnehmen müsse, worauf er sich übel oder wohl befinde“²⁹, und auch 1798 sollte medizinische Aufklärung bedeuten, „über sein physisches Wohl selbst zu denken“³⁰.

Escher verfolgt diesen Weg durch eine intensive Auseinandersetzung mit der diätetischen Lebensweise, die er im Sinne einer Empirie am eigenen Leib betreibt. Unter Diätetik wurde seit der Antike die ärztliche Kunst verstanden, alle äußeren Gegebenheiten, die auf das Befinden des Menschen einwirkten, unter Berücksichtigung der individuellen Konstitution ins rechte Maß zu bringen³¹. Und auch am Ende der langen medizinischen Tradition der Diätetik, in Johann Peter Franks zwischen 1779 und 1819 erschienenem sechsbändigen „System einer vollständigen medizinischen Polizey“ galt noch immer die Diätetik als zentrale Aufgabe eines jeden einzelnen und war Ausgangspunkt jeder Form von Prävention und Therapie³². Eine diätetische Lebensweise bedeutete somit nicht das Befolgen eines stren-

²⁷ Escher, o. T. 4.

²⁸ Gerd Göckenjan, *Kurieren und Staat machen. Gesundheit und Medizin in der bürgerlichen Welt* (Frankfurt a. M. 1985) 85.

²⁹ Friedrich Hoffmann, *Gründliche Anweisung wie ein Mensch vor dem frühzeitigen Tod und allerhand Arten Krankheiten durch ordentliche Lebens-Art sich verwahren könne*, 3 Theile (Halle 1715-1717) zitiert nach: Göckenjan, *Kurieren und Staat machen* (wie Anm. 28) 85.

³⁰ Johann Karl Osterhausen, *Über medizinische Aufklärung* (Zürich 1798) zitiert nach: Göckenjan, *Kurieren und Staat machen* (wie Anm. 28) 85.

³¹ Ursula Weisser, Hippokrates/Galen, in: Dietrich v. Engelhardt, Fritz Hartmann (Hrsg.), *Klassiker der Medizin*, Bd. I (München 1991) 12-29, 25.

³² Johann Peter Frank, *System einer vollständigen medicinischen Polizey*, 6 Bde. (Mannheim [Bd. 1-4], Tübingen [Bd. 5], Wien [Bd. 6] 1779-1819). Dazu vgl. Eduard Seidler, Johann Peter Frank (1745-1821), in: Dietrich v. Engelhardt, Fritz Hartmann (Hrsg.), *Klassiker der Medizin*, Bd. I (München 1991) 291-308, 307.

gen Vorschriftenkatalogs. Vielmehr paßt Escher seine diätetischen Lebensgewohnheiten immer wieder den sich wandelnden Lebensumständen und den altersbedingten Veränderungen an und entspricht mit diesem Vorgehen der im 18. Jahrhundert gängigen Diätetik-Auffassung³³. Die Möglichkeit der individuellen und selbst verwalteten Anwendung der Diätetik war zweifellos ein Vorteil im Kontext der aufgeklärten Medizin des 18. Jahrhunderts sowie ein Grund für ihre bis ins 19. Jahrhundert wirkende Beharrungskraft.

„[M]it dieser Diät und diesen Observationen hab' durch Gottes Güte eine zarte, schwache Gesundheit jetzt bald bis an das 69ste Jahr erhalten, ohne daß ich außer den Kinderblattern in dieser so langen Zeit jemahl mehr als 3 oder 4 Tag Krankheit halber müssen im Bett liegen, oder sonst mein Geschäft versäumen; deßwegen ich es der Würde geachtet meinen lieben Kindern davon Bericht zu geben, um Ihnen zu erweisen, daß ich nit par caprice oder menage die Medicos, Arzeneien, Badenkuren, Sauerbrunnen u.s.w. gesucht; und sie aufzumuntern, daß sie vornehmlich selber auf ihr Gesundheit Achtung geben.“³⁴

In dieser von Escher quasi als Quintessenz formulierten Textstelle sind die Elemente enthalten, die Johann Caspar Escher als Einzelfall für die Analyse interessant machen und ihn als exemplarischen und gleichzeitig eigenständigen Angehörigen des städtischen Bürgertums ausweisen. Eschers Fokus richtet sich auf die Gesundheit, die in verschiedenen Schattierungen ständig präsent ist: als Gabe Gottes, als tägliche Aufgabe, als Bedingung für Produktivität und vor allem als Verdienst und Ergebnis steter eigener Bemühungen. Tatsächlich wird Escher 84 Jahre alt und überlebt alle seine vierzehn Kinder, an die er seine Erkenntnisse weitergeben will³⁵.

Escher liefert eine Sicht auf die Geschichte seines Körpers, in der es ihm gelingt, einen durch die Polarität von starkem Geist und schwachen Körper permanent gefährdeten Leib durch eigenen Einsatz bis ins Alter gesund, das heißt leistungs- und arbeitsfähig zu erhalten. In verschiedenen Funktionen wird der Körper als konstitutiver Bestandteil von Eschers Selbstverständnis und mithin für die Konstruktion von Identität sichtbar. Eschers schwacher aber gesunder Körper ist – in Kombination mit dem darin sitzenden starken Geist – die Voraussetzung für ein störungsfreies Arbeitsleben, und der Körper ist gleichzeitig das Anschauungsobjekt, an dem Escher den Erfolg von seriöser Arbeit – in diesem Fall Gesundheitsvorsorge und Diätetik – für seine Nachkommen wirksam zu demonstrieren weiß.

Die Geschichte seiner „Leibs und gesundheits-beschaffenheit“, die Escher zwischen 1745 und 1750 verfaßte, liest sich bisweilen wie eine autobiographische Umsetzung des aufklärerischen Gesundheitsdiskurses, wie ihn Gerd Göckenjan und andere in der Analyse der Schriften von Tissot, Frank, Senfft, Faust, Hufeland, Zimmermann u. a. herausgearbeitet hat. Gesundheit wird darin als Ergebnis von Vernunft, Arbeit, Mäßigkeit und Disziplin beschrieben³⁶. Vor diesem Hintergrund

³³ Vgl. dazu Göckenjan, *Kurieren und Staat machen* (wie Anm. 28) 84.

³⁴ Escher, o. T. 16.

³⁵ Kempe, *Maissen*, *Die Collegia der Insulaner* (wie Anm. 18) 133.

³⁶ Göckenjan, *Kurieren und Staat machen* (wie Anm. 28) 90.

reflektiert auch Eschers Skepsis gegenüber Ärzten und medizinischen Eingriffen die Doktrin der Selbstregulation in Belangen der Gesundheit. Mit seiner selbst verwalteten Gesundheitspflege scheint Escher die Paradigmen und normativen Zielsetzungen der medizinischen Aufklärung allerdings geradezu vorwegzunehmen. Denn auf dem Höhepunkt angelangt war der aufklärerische Gesundheitsdiskurs erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts³⁷. Eschers Text ist somit ein Hinweis darauf, daß Autoren von Selbstzeugnissen nicht einfach auf dominante Diskurse aufspringen und darauf Bezug nehmen, sondern selber aktiv an deren Produktion mitarbeiten.

Häufiger als über den eigenen Körper wird in Selbstzeugnissen des 18. Jahrhunderts über den Körper von Familienangehörigen geschrieben. Außerdem wird der Körper in den meisten Fällen erst dann zum Thema, wenn er krank, also bedroht ist. Der typische Fall ist, daß nach dem Tod eines nahen Angehörigen die Krankengeschichte kurz resümiert wird. Aus einem Korpus von fünfzig Texten ist damit Johann Caspar Eschers Autobiographie als besonderer Text herausragend, da darin die Geschichte des eigenen Körpers als wichtiger Bestandteil des umfassenden Selbstverständnisses erzählt wird.

Der zweite Text, der kurz vorgestellt werden soll, ist das Selbstzeugnis des Zürcher Totengräbers Hartmann Wirz. Auch dieser Text zeigt interessante Bewegungen zwischen öffentlichen Diskursen der Zeit und der eigenständigen Umsetzung dieser Diskurse. In Wirz' Text drängt sich allerdings stärker die Frage nach dem Verhältnis von traditionellen Normen des Selbstzeugnisschreibens und dem individuellen Umgang mit diesen Normen resp. dem Bruch damit in den Vordergrund.

Der Text von Hartmann Wirz aus den Jahren 1754–1764 ist weder eine Autobiographie noch ein Tagebuch, gehört also nicht zu jener Sorte von Selbstzeugnissen, der die größte Bedeutung für den Vorgang der Individualisierung zugesprochen wird. Mit Wirz' Text liegt eine andere für das 18. Jahrhundert nach wie vor wichtige Form von Selbstzeugnis vor: das Haus- oder Familienbuch zur Aufzeichnung von Familienereignissen, insbesondere von Geburten, Taufen und Todesfällen. In Familienbüchern wird die enge Verflechtung von Individuum und Familie manifest: Die Familie bildete Ausgangs- und Zielpunkt frühneuzeitlicher Selbstverortung. In der Tradition der Haus- und Familienbücher, die sich vom 16./17. bis ins 18. Jahrhundert hinein fortsetzte, zeigt sich diese Art von auf die Familie bezogener Selbstthematisierung³⁸.

Die übliche Form, wie Ereignisse in den Familienbüchern festgehalten werden, sind eher kurze, bisweilen geradezu standardisierte Notizen. Dies gilt nicht nur für Geburten, Taufen oder Hochzeiten, sondern auch für Todesfälle, ebenso für Todesfälle von Kindern. Und gerade der Tod von Kindern ist in Selbstzeugnissen,

³⁷ Die bei Göckenjan untersuchten Schriften stammen mehrheitlich aus der Zeit nach 1750. Vgl. auch *Michel Foucault*, *Der Wille zum Wissen* (Frankfurt a. M. 1983) 161ff.

³⁸ Vgl. *Natalie Zemon Davis*, *Die Geister der Verstorbenen, Verwandtschaftsgrade und die Sorge um die Nachkommen. Veränderungen des Familienlebens in der frühen Neuzeit*, in: *dies.*, *Frauen und Gesellschaft am Beginn der Neuzeit* (Frankfurt a. M. 1989) 19–51.

vor allem in Familienbüchern und Familienaufzeichnungen, ein häufig berichtetes Ereignis.

Die Baslerin Ursula Merian-Burckhardt (1752–1833) beispielsweise registrierte in ihren Familiennotizen den Tod von fünf ihrer neun Kinder, alle in identischer Weise³⁹:

„1782 d 2. April ist mein geliebtes Kind Salome in dem Herrn Sanfft und Seelig entschlaffen nachmittag zwischen 2 und 3 uhr; und ist d 4. zu St. todor begraben worden; der liebe Gott wolle ihme Eine freüliche auferstendnuß verleichen und uns allen eine Seilige nachfard in Christo Jesu Amen; es ist 5 Jahr 5 Wochen 3 Tag alt worden.“⁴⁰

Ohne Unterschied, ob es sich dabei um ein einjähriges oder ein fünfjähriges Kind handelte, notiert die Mutter den Tod mit Angabe des Sterbedatums, der Sterbestunde, des Begräbnisorts und des genauen Alter des Kindes sowie mit dem Hinweis, daß das Kind „sanft und selig entschlafen“ sei. Nie hingegen gibt Merian-Burckhardt an, ob das Kind krank war oder welche Todesursache angenommen wird.

Es ist üblich, daß in Zusammenhang mit derlei kurzen Todesnotizen auf die hohe Säuglings- und Kindersterblichkeit verwiesen wird. Mit rund 25% vor dem Erreichen des 1. Altersjahres und rund 50% vor dem Erreichen des 10. Altersjahres blieben die Sterblichkeitsraten bis weit ins 19. Jahrhundert hinein unverändert hoch⁴¹. Dies, obwohl im 18. Jahrhundert dem Kinderkörper vermehrte Aufmerksamkeit zukam und in dieser Epoche der Grundstein für die Pädiatrie gelegt wurde⁴². Zunehmend wurden auch medizinische Dissertationen zu pädiatrischen Themen verfaßt⁴³. Dabei wurden zahlreiche Kinderkrankheiten Gegenstand genauer Beschreibung⁴⁴. Insbesondere wurden gegen die Pocken wirksamere Vorbeu-

³⁹ Die fünf während der Berichtszeit verstorbenen Kinder waren Salome (1777–1782), Rudolf (1778–1779), Maria Magdalena (1780–1783), Anna Catharina (1783–1788) und Remigius (1786–1792). Sie starben alle vor dem Erreichen des sechsten Altersjahres.

⁴⁰ Ursula Merian-Burckhardt (1752–1833), o. T., Ms. Staatsarchiv Basel-Stadt, ohne Paginierung, PA 101 A 2,2, 6.

⁴¹ In einigen Fällen liegen die errechneten Werte im 19. Jahrhundert sogar höher als im 18. Jahrhundert. Vgl. z. B. Iris Ritzmann, Kinderkrankheiten und Kindersterblichkeit, in: Paul Hugger (Hrsg.), Kind sein in der Schweiz (Zürich 1998) 301–317, 312; Markus Mattmüller, Medizingeschichte und allgemeine Historie – Dialog und Zusammenarbeit auf dem Gebiet der modernen Sozialgeschichte, in: Gesnerus 37 (1980) 1/2, 62–72, 69; Richard van Dülmen, Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit, Bd. 1 (München 1990) 88; Jean-Louis Flandrin, Familien. Soziologie – Ökonomie – Sexualität (Frankfurt a. M., Berlin, Wien 1978) 320; Arthur E. Imhof, Einführung in die Historische Demographie (München 1977) 67; Albrecht Peiper (Hrsg.), Chronik der Kinderheilkunde (Leipzig 1992) 402; Max Baer, Medizinisch statistische Ergebnisse aus zürcher. Kirchenbüchern des 17. und 18. Jahrhunderts (Zürich 1926) 11.

⁴² Johannes Oehme, Medizin der Aufklärung unter besonderer Berücksichtigung von Kinderkrankheiten (Dokumenta Paediatrica, Lübeck 1986); Erwin H. Ackerknecht, Geschichte der Medizin (Stuttgart 1992) 100; Heinrich Schipperges (Hrsg.), Geschichte der Medizin in Schlaglichtern (Mannheim 1990) 228.

⁴³ Oehme, Medizin der Aufklärung (wie Anm. 42) 31–62.

⁴⁴ Jean-Noël Biraben, Arzt und Kind im 18. Jahrhundert. Bemerkungen zur Pädiatrie des 18. Jahrhunderts, in: Arthur E. Imhof (Hrsg.), Biologie des Menschen in der Geschichte.

gungsmaßnahmen entwickelt, und die Durchsetzung der Kuhpockenimpfung durch Eduard Jenner im Jahr 1796 gilt in der Medizingeschichtsschreibung als eines der wichtigsten medizinischen Ereignisse des 18. Jahrhunderts überhaupt⁴⁵. Auch Michel Foucault hob im Rahmen seiner Überlegungen zum Medikalisierungsprozeß und zur Politik der Gesundheit im 18. Jahrhundert die „Privilegierung der Kindheit“ besonders hervor⁴⁶.

Tatsächlich äußerte sich dieses vermehrte Interesse am Kinderkörper im 18. Jahrhundert jedoch noch nicht in einer Abnahme der Säuglings- und Kindersterblichkeit. Auch im besten bürgerlichen Hause der Ursula Merian-Burckhardt werden fünf der neun Kinder vor dem Erreichen des sechsten Altersjahrs zu Grabe getragen.

Noch immer genannt, aber kaum mehr positiv gewertet, werden Erklärungen wie jene Edward Shorters, der in den 1970er Jahren mit seiner Studie „The Making of the Modern Family“ nachhaltig die These von der Gleichgültigkeit der traditionellen Gesellschaft gegenüber ihren Kindern prägte⁴⁷. Shorter betonte, daß der für ihn offensichtliche Mangel an elterlicher Liebe und die emotionale Kälte nicht bloß eine Folge der hohen Kindersterblichkeit gewesen seien, sondern „gerade die unzureichende Zuneigung und Pflege an der hohen Sterblichkeit schuld war.“⁴⁸ Unterdessen ist diese Vorstellung – nicht zuletzt durch die Arbeit mit Selbstzeugnissen – vielfach widerlegt⁴⁹.

Hartmann Wirz begann mit der Aufzeichnung familiärer Ereignisse im Jahr seiner Eheschließung 1754. Er verfolgte seine Schreibträtigkeit bis nach dem Tod der

Beiträge zur Sozialgeschichte der Neuzeit aus Frankreich und Skandinavien (Stuttgart-Bad Cannstatt 1978) 261–273.

⁴⁵ Wolfgang U. Eckart, *Geschichte der Medizin* (Berlin, Heidelberg, New York 1994) 203. Beschrieben wurden die Pocken bereits in den sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts durch den englischen Arzt Thomas Sydenham (1624–1689). Im 18. Jahrhundert waren sie die häufigste Todesursache von Kindern. Die breitenwirksame Durchsetzung der Pockenimpfung reichte dann allerdings weit ins 19. Jahrhundert hinein. Zu den Problemen bei der Durchsetzung der Pockenschutzimpfung im frühen 19. Jahrhundert vgl. Wolff, „Volksmedizin“ als historisches Konstrukt (wie Anm. 23).

⁴⁶ Michel Foucault, *Die Politik der Gesundheit im 18. Jahrhundert*, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 7 (1996) 311–326.

⁴⁷ Edward Shorter, *The Making of the Modern Family* (New York 1975). Zur angeblichen Gleichgültigkeit gegenüber den Kindern in früherer Zeit, die sich besonders darin gezeigt haben soll, wie gleichmütig der Tod eines Kindes registriert wurde vgl. auch Philippe Ariès, *Geschichte der Kindheit* (München 1975) 99 (*L'enfant et la vie familiale sous l'ancien régime*, Paris 1960). Auch Beutelspacher zweifelt an der Beziehung der Eltern zu den Kindern mit der Begründung, „bei der hohen Kindersterblichkeit wären die Eltern sonst aus dem Trauern nicht mehr herausgekommen“. Vgl. Martin Beutelspacher, *Kultivierung bei lebendigem Leib. Alltägliche Körpererfahrung in der Aufklärung* (Weingarten 1986) 53.

⁴⁸ Edward Shorter, *Die Geburt der modernen Familie* (Reinbek bei Hamburg 1977) 234.

⁴⁹ Linda Pollock, *Forgotten Children. Parent-Child Relations from 1500 to 1900* (Cambridge 1983); Anne-Charlott Trepp, *Sanfte Männlichkeit* (wie Anm. 12) 338–342; Olwen Hufton, *Arbeit und Familie*, in: *Geschichte der Frauen*, Bd. 3, hrsg. von Arlette Farge und Natalie Zemon Davis (Frankfurt a. M., New York 1994) 27–59; Paul Hugger, *Meister Tod. Zur Kulturgeschichte des Sterbens in der Schweiz und in Lichtenstein* (Zürich 2002) 162–188.

Tochter Anna Maria im Jahr 1764. Die zwei am ausführlichsten berichteten Ereignisse sind die Krankengeschichten seiner Kinder Hartmann und Anna Maria. Hartmann starb am 8. Juni 1764 im Alter von neun Monaten, Anna Maria eine Woche später im Alter von fünf Jahren. Mit 36 Seiten Umfang nimmt Anna Marias Lebens-, Krankheits- und Sterbe-geschichte 60% des Textes in Anspruch.

Mit der Ausführlichkeit des Berichts und der emotionalen Intensität der Beschreibung weicht Wirz außerordentlich stark von der in Haus- und Familienbüchern üblichen Form, Todesfälle von Kindern zu registrieren, ab. Warum es zu solchen Abweichungen von der Norm kommt, läßt sich letztlich oft – auch in diesem Fall – nicht erklären.

Anna Marias Lebens-, Krankheits- und Sterbe-geschichte setzt auf Seite fünf- undzwanzig des Familienbuches ein. Sie bildet eine eigenständige Geschichte im gesamten Text, indem sie leicht abgesetzt und mit einer eigenen Überschrift versehen ist: „1764 Lebens Laufff Unserer Herzallerliebsten Anna Maria, Deren Geburt und Thauffen oben pag: 4: et: 5: zusehen“⁵⁰.

Den Anlaß zum Aufschreiben der Geschichte bildet der Tod des Kindes. Der Vater schreibt im Rückblick. Dabei beginnt Wirz seine Erzählung nicht mit dem Einsetzen der Krankheit, die zu Anna Marias Tod führte, sondern stellt ihr Leben von Geburt an im gesamten Ablauf dar, einschließlich früherer Krankheiten und gesunder Zeiten. Die Darstellung der gesunden Zeiten ist von Bedeutung, um den besonderen Charakter des Kindes hervorzuheben, aber auch, um im Kontrast zur Gesundheit die Intensität des Leidens während der Krankheit zur Darstellung zu bringen.

Zunächst erweist sich der Text auf der Ebene der dargestellten Praktiken als aussagekräftig. Wir erfahren etwa, daß Mayeli im Verlaufe ihrer Krankheit von fünf Heilpersonen behandelt wird. Drei davon werden vom Vater als Ärzte bezeichnet, zwei gehören dem weiteren Kreis von Heilpersonen an, eine Jungfer von S., deren Kur nicht beschrieben ist, und ein in Zürich ansässiger Mann, der eine Schröpfkur durchführt. Die Heilpersonen, vor allem die Ärzte, werden gewechselt, sobald sich ihre Kuren als nicht wirksam erweisen. Weitere Personen aus dem Verwandtschaftsnetz der Familie werden in Entscheidungs- und Betreuungsaufgaben eingebunden. Insgesamt wird durch diese Heilpersonen eine Vielzahl von Therapien durchgeführt. Die evakuierenden Therapien, Blattern-ziehen, Blutegel-ansetzen, Schröpfen und Laxieren werden alle mehrmals praktiziert. Die Arzneien zur inneren und äußeren Anwendung bleiben größtenteils vage bezeichnet: Neben Karottensaft werden Kräutertees, Tropfen, Pulver, Mixturen, Augen- und Kraftwasser verschrieben. Zweimal wird zur Unterstützung der Evakuierungstherapien eine Wasserkur mit Pfäferser Heilwasser verordnet, bei der das Kind jeweils 24 Flaschen Wasser trinken muß⁵¹. Hinzu kommen Mittel, die ausschließlich zur Linde-

⁵⁰ Wirz, o. T. 25.

⁵¹ Werner Vogler, Heilendes Wasser. Uebersicht über die Geschichte des Pfäferser Bades. Separatdruck Terra plana (Mels 1985); Roman Schwizer, Leben und Vermächtnis des Balthasar Walthier, Badearzt in Pfäfers (1706-1756) (Zürich 1992).

rung eingesetzt werden, zu denen auch die Verdunkelung des Krankenzimmers gehört. Die ärztliche Beobachtung des Kindes, vor allem gegen Ende der Geschichte, erfolgt mittels Urinschau in Ferndiagnose. Allmorgendlich bringt ein Bote den Urin des Kindes zum Arzt, der dann seine Schlüsse den Eltern mitteilen läßt.

Die Betrachtung der Behandlungsmethoden belegt die als Polypragmasie und Polypharmazie bezeichnete Überlagerung und Vielfalt der Mittel. Vor allem das mehrfache Schröpfen, Ziehen von Blasen und Ansetzen von Blutsaugern zeigt, daß im vorliegenden Fall das Bewußtsein von kinderspezifischen Behandlungsweisen, wie es sich in den Schriften des 18. Jahrhunderts abzeichnete, eher gering war. In Zedlers Universallexikon wurde festgestellt, daß zu den zarten Kinderleibern nur zarte Methoden paßten und insbesondere evakuierende Therapien den Kindern schädlich seien⁵². Auch war man der Meinung, daß der Urin von Kindern sich vom Erwachsenenurin unterscheide und sich daher nicht für Diagnosen eigne.

Deutlich wird jedoch, daß die Eltern – so die Darstellung des Vaters – alles unternehmen, immer neue Wege suchen, um das Kind zu retten und seine Leiden zu lindern.

Der Todestag des kleinen Bruders Hartmann markiert den Übergang von Anna Marias Krankengeschichte zum Sterbebericht. Doch von diesem Moment an bis zum Eintreten des Todes nimmt der Text weitere 17 Seiten in Anspruch. Es beginnt eine minutiöse Beschreibung der langsamen Abnahme der Kräfte, des Zerfallens und Verlöschens des kleinen kindlichen Körpers. Das Kind wird weiterhin medizinisch betreut, und täglich werden neue Prognosen gestellt. Gleichzeitig nimmt der Anteil der im Text eingefügten Gebete zu. Je stärker die physischen Kräfte des Kindes nachlassen, desto wichtiger werden die zwischen den Eltern und dem Kind inszenierten Gespräche. Mit den Passagen in direkter Rede verleiht der Vater dem Kind eine zunehmende Präsenz im Text, während er gleichzeitig seinen körperlichen Zerfall beschreibt. Den Tod des kleinen Hartmanns nehmen die Eltern zum Anlaß, erstmals mit Anna Maria über ihren Tod zu sprechen:

„als Wir Wieder Heimkamen, giengte seine L: Mutter zu Ihme in die Kammer, und sagte Zu Ihme, Nun ist dein L: Hartmeli Versorget und sein L. Seeleli im Himmel, bey seinem L. Heilland und dem L. Hänseli, Woltest du Jezt Lieber Gesund Werden, oder auch zu Ihme in den Himmel gehen, Es antworthete sehr anmuthig Ich wott Gern Gesund Werden Wen der Lieb Gott Wett, aber Doch Wetti Lieber in Himmel zu mim L: Heilland, und zu mein Lieb Hätmeli, und zu min Liebe Hänseli“⁵³.

Der Dialog als ein Stilmittel der Unmittelbarkeit und Authentizität ist hier der Ebene des Religiösen zugeordnet. Aus heutiger Perspektive liest sich das vom Va-

⁵² „Was nun die Cur der Kinder-Krankheiten anlanget, so muß man überhaupts ihr natürliche Schwachheit ja niemahls aus den Augen setzen, und daher solchs Medicamenta erwählen, welche sich zu solchen zarten Leibern schicken.“ Vgl. *Johann Heinrich Zedler*, *Grosses vollständiges Universal-Lexikon*, Bd. 15 (Halle, Leipzig 1737) 648.

⁵³ *Wirz*, o. T. 36–37.

ter rapportierte Gespräch wie eine Strategie der Eltern, um das Kind mit dem Gedanken an den nicht mehr abzuwendenden Tod vertraut zu machen. Die Aussicht, in den Himmel zum Heiland zu gehen und dort die zwei verstorbenen Brüder wiederzusehen, führen Mayeli dazu, den Tod einer Genesung vorzuziehen. Doch in der Art und Weise, wie der Vater Anna Marias Antwort präsentiert, läßt er sie keineswegs als naiv, sondern als seelisch reif und von großer religiöser Stärke erscheinen. Es scheint, sie habe ihre Entscheidung mit Bedacht und im Vertrauen auf Gott gefaßt.

„als Es mich hörte Seüfzen, Daß doch der Liebste Heiland bald die L. Hlgen. Engeli senden Wolle, sein Liebes Seeleli abzuholen, Waren Wieder seine Ersten Worth jJa! Und als Es bald darauf Von seiner L: Mutter gefragt Wurde, Kennest Du mich, antworthete Es Wiederum mit dem aller Liebereichsten, und sanftesten Thon und Stimme Jja, Wer bin ich Dann Mi Liebs Mötterli, Wird dein L: Heylland bald kommen Jja! Siehest Du ihn und die L: Engeli jJa, Wilt Du gerne Zu Ihnen, und deinen L: 2: brüederlenen in den Himmel Ach jJa, Ich und seine Geschwüster te fragten Es auch, und die Frau Baas, ob es uns kenne Es antworthete allen, mit gleicher Liebe und Sanft Muth sein anmutiges jJa!“⁵⁴

Diese eindrückliche Passage handelt vom Bestätigen und Herstellen von Beziehungen und dem Übergang des Kindes aus dem weltlich-familiären in ein himmlisches Beziehungsnetz. Das weltlich-familiäre Beziehungsnetz wird durch die Eltern, die Geschwister und die Baas vertreten, das himmlische durch den Heiland, die Engel und die zwei verstorbenen Brüder. Mit der Frage „Kennst du mich, deine Mutter, deinen Vater, deinen Bruder etc.“ werden die noch bestehenden Beziehungen bestätigt, mit der Frage „Willst du zum Heiland, zu den Engeln, zu deinen Brüdern gehen?“ wird das Kind in sein neues Beziehungsnetz eingeführt. Auf alle ihm gestellten Fragen antwortet das Kind mit dem gleichen sanften „Ja“. Das Kind, so die Mitteilung dieser Textstelle, ist bei vollem Bewußtsein und freut sich auf seinen Tod. Allerdings beinhaltet die Passage auch die Aussage, daß die Welt, in die das Kind bald eintreten wird, ihm nicht unbekannt, die religiöse Erziehung, die es erhalten hat, gelungen ist. Mayeli kennt seinen Heiland und die Engel und erkennt sie daher auch.

Bis auf Seite 49 hat Wirz sein Familienbuch paginiert. Als die lange Erzählung sich ihrem Ende zuneigt, durchbricht der Vater diese Ordnung und unterläßt die Seitennumerierung. Das nahende Ende bildet sich durch eine vermutlich unbeußte Unterlassung auf der Ebene der formalen Ordnungsstruktur des Textes ab.

Das Sterben des Kindes wird folgendermaßen beschrieben:

„[Am] Abend Da Waren seine 2 Letzten Worte Gott Sohn Wasch mich mit Dine Blot, und ach Jesu du min ayns: darmit Wurde es Sprachloß, und konnte Wegen Vielem Schleim im Mündli nichts mehr Schlucken, der Husten wurde Schwächer und das Röcheln heftiger, gegen die Nacht ohngefahr Um 8: Uhren brachen die Gichten Wieder an Jhme auß, daß es beständig mit dem Linken Händli und Beindli zuckte und Wann es solche aufgehoben Erbärmlich gezittert und Daß Wehrete Bis

⁵⁴ Ebd. 44–45.

gegen 3: Uhren des Morgens, Werend Diesen Gichterem auf der Linken Seithen Nahme Es Daß Rechte Händli hinauf gegen dem gesichtli, Winkte mit dem Zeigefingerli und dem Ganzen Händli Von ohngefahr 9: Uhren bis nach Mitternacht, beständig forth, So artlich, Wie Es in Seinem Leben gewunken, Wann es Jemand herbey Locken Wollen, sonder allen Zweiffel Lockte Es seinen L: Herren Jesum, oder seinen Schutzgeist Herbey, Die Gichter Dauerten bis 3: Uhren Samstag Morgens... Doch Von Da an Nahme Es ab, nach und nach Wie ein Liechtli, das L: Näßli, Hand und füeßli Wurden kalt, der Puls und Odem Je Länger Je Schwächer, der <kalte> Schweiß Lage Ihme auf der Stirne, den wir Fleißig abtrockneten, Bis Ein Viertel nach 7: Uhren Nahme Ich Wieder Ein Buch und Bättete, Wenige Minuten Darauf Ruffte die <L:> Mutter Jezt! Ich Sahe nach Ihme Es hollete 2: oder 3: Mahl Athem, und Wir meinten es seye gethan, nach Verfluß aber 1: oder 2: Minuthen Rümpfte Es Einmahl sanfft <sein L: Mündli> und das 2te Mahl zogen Ihme die Gichter solches hart midsich gegen der Rechten Seithe zu, und darmit Verschied es ohne Ein fingerli zuverzühnenen“.⁵⁵

Erzählt werden in diesem Sterbebericht des Vaters über den Tod seines Kindes zwei Geschichten: die Geschichte des verlöschenden Kinderkörpers und die Geschichte eines Abschieds von dieser Welt und gleichzeitiger Ankunft in der anderen Welt, die Geschichte des Körpers und jene der Seele im Tod. Geprägt ist die Passage von der minutiösen Beobachtung des sterbenden Körpers und seiner Äußerungen und dem Versagen der körperlichen Funktionen, vom Verlust der Sprache über das Erkalten der Gliedmassen und Nachlassen von Puls und Atem bis hin zum letzten Zucken des Mundes. Exakt beschreibt der Vater, wie das Kind in krampfartigen Anfällen zuckt, zittert und sich verrenkt. Mitten in der Beschreibung dieses harten Kampfes plazierte der Vater die andere Geschichte. Das Kind winkt, wie es auch in seinem Leben gewinkt hat, und lockt mit seinem Winken Jesus oder seinen Schutzgeist herbei, der es abholen soll. In der väterlichen Deutung der Körperverrenkungen seines sterbenden Kindes wird das, was soeben noch „erbärmliches Zittern“ war, zu einem „artlichen Winken“. Doch das anmutige Bild des friedlich-winkenden Kindes bleibt nur für einen kurzen Moment stehen. Die kurze Passage genügt dennoch, um die im körperlichen Zerfall enthaltene Brutalität des Sterbens zu relativieren und das Kind in der Erinnerung sanft und zufrieden sterben zu lassen.

Eine Lektüre von Anna Marias Krankengeschichte, die das Augenmerk ausschließlich auf die körper- und medizingeschichtlichen Fragen im engeren Sinn richtet, würde die Qualität des Textes nicht erfassen können. Erst unter Einbezug der narrativen Gestaltungsmittel wird die Bedeutungsdichte des Textes greifbar. Zum einen beschreibt der Vater den langsamen aber steten körperlichen Zerfall seiner Tochter. Durch die Dialoge zwischen dem Kind und den Eltern, die der Vater im Text in stetig zunehmender Dichte einbaut, wird das Kind andererseits immer gegenwärtiger und lebendiger. Der Vater präsentiert Sterben und Tod als religiös vermittelten Willensakt des Kindes. Die zwei gegenläufigen Aussagebewe-

⁵⁵ Ebd. o. S.

gungen des Textes umfassen Medizin und Religion als zwei Deutungs- und Handlungsmuster, die im Kontext von Krankheit nebeneinander zum Tragen kommen und gleichermaßen relevant sind.

So berührend das Familienbuch von Hartmann Wirz in vielen Passagen zweifellos ist, kann es nicht darum gehen, die Gefühle, die hinter diesen Berichten stehen, zu eruieren. Auf den Grad der Emotionalität von Eltern gegenüber ihren Kindern kann weder aus der Kürze von Todesnachrichten – wie dies oft geschah – noch aus der Länge oder Intensität eines Textes geschlossen werden. Bereits die stark verkürzte Lektüre dürfte aber gezeigt haben, daß und auf welche Weise der Vater Hartmann Wirz in seinem Text ein elterliches Selbstbild präsentiert, in dem das liebende Umsorgen und Pflegen von Kindern durch Väter, Mütter und andere Personen Teil des familiären Alltags darstellte.

Abschließend einige zusammenfassende Überlegungen zu den zwei Texten vor dem Hintergrund der fünfzig insgesamt untersuchten Texte:

Die beiden kurz vorgestellten Texte sind unediert, ebenso wie die rund fünfzig Texte, die den Ausgangspunkt einer umfassenderen Untersuchung darstellten. Die Wahl von unediertem Material hat Gründe. Ein Ansatz, der sich nicht primär für die Biographien der Autorinnen und Autoren und auch nicht ausschließlich für die beschriebenen Inhalte, sondern für das Selbstzeugnisschreiben selbst als Praxis interessiert, führt vorzugsweise über die Konzentration auf unediertes Material. Oft beurteilte die Forschung Mischformen, fragmentarische und untypische Texte als zur Analyse ungenügend. Es wurden Anforderungen nach Narrativität oder Reflexion gestellt, die zum Ausschluß von 95% aller Selbstzeugnisse führten⁵⁶. Um sich dem Selbstzeugnisschreiben in seiner historischen Bedeutung nähern zu können, müssen aber – ganz im Gegenteil – auch die vielen spröden, fragmentarischen, „nur“ berichtenden oder gar völlig formalisierten Texte konsequent untersucht werden. Es gilt, die autobiographischen Textsorten in ihrer Vielfalt wahrzunehmen, ohne sich an engen Gattungsbegriffen von „Autobiographie“ oder „Tagebuch“ zu orientieren. An unediertem Material zeigen sich die Merkmale der Normalität – Uneinheitlichkeit, abrupte Abbrüche, unfertige Sätze, Unleserlichkeiten u. a. – auf schonungslose Weise. Die methodische Entscheidung für unedierte Texte führt deshalb zum Ansatz, Selbstzeugnisse nicht mehr als Textsorte mit formal bestimmbaren Kriterien aufzufassen, sondern das Selbstzeugnisschreiben als eine kulturelle Praxis zu verstehen. Diese bislang weniger untersuchten Texte sind es, die den Blick auf die Praxis des Selbstzeugnisschreibens in seiner Normalität eröffnen.

Die Arbeit mit dieser „Normalität“ des Selbstzeugnisschreibens bewegt sich im ständigen Spannungsfeld von typischen und untypischen, unspektakulären und spektakulären Quellen, von Normal- und Ausnahmefall des Selbstzeugnisschreibens. Hierzu schrieb Roy Porter im Rahmen eines Überblicksartikels zur Körper-

⁵⁶ Z. B. bei *Peter Alheit, Morten Brandt, Hans-Rüdiger Müller, Frank Schömer*, Konfigurationen der Bildung. Drei Fallstudien zur Leibthematik im autobiographischen Text um 1800 (Göttingen 2001).

geschichte: „The first-hand written record... is largely silent – and where it is eloquent, it is probably unrepresentative.“⁵⁷ Die Texte, die sich – wie jener Eschers oder Wirz’ – zu ausführlichen Analysen eignen, sind dabei zumeist die außerordentlichen, gesprächigen und damit nicht repräsentativen. Wie sie zustande kommen – warum also gerade Hartmann Wirz 36 Seiten über seine kranke und sterbende Tochter verfaßte, während andere Autorinnen und Autoren den Tod von Kindern auf einer Zeile notieren –, läßt sich kaum erklären. Doch ermöglichen vor allem solche außergewöhnlichen Texte die Darstellung von Wahrnehmungs-, Deutungs- und Handlungsmustern sowie die Analyse der narrativen Strategien des Schreibens. Der zusätzliche Einbezug normaler, unspektakulärer Texte dient dann vor allem der Einordnung und dem Rückbezug dieser Texte in den Rahmen des Selbstzeugnisschreibens.

Einen weiteren Hintergrund für die Interpretation der Selbstzeugnisse bilden die verschiedenen Diskurse, die sich im 18. Jahrhundert und verstärkt ab 1750 rund um den Körper entfalteten. Die in den Texten beschriebenen Erlebnisse und Erfahrungen verweisen zurück auf die diskursiven Bedingungen, die diese formten. Sei es in Krankheitsbeschreibungen, beim Schreiben über Gesundheit, Tod, Ernährung, Geschlechterbeziehungen, Erziehung, Hygiene, Tugend oder Onanie, immer wieder läßt sich zeigen, wie das Schreiben über den Körper sprachlich codiert und an zeitspezifische Diskurse gebunden ist⁵⁸. Allerdings können Selbstzeugnisse nicht als bloße Reaktionen auf Diskurse gelesen werden. Als Angehörige der gebildeten Schicht sind Autorinnen und Autoren von Selbstzeugnissen – wie etwa Johann Caspar Escher – gleichermaßen Rezipienten wie Produzenten öffentlicher Diskurse. Im Verfassen von Selbstzeugnissen produzieren sie die Diskurse selbst mit, deuten sie um, definieren sie neu und eigenständig. Dies ermöglicht eine Sicht, in der Diskurse nicht als abstrakte Größen verstanden werden, sondern in Zusammenhänge der Praxis eingebettet sind⁵⁹. Denn Selbstzeugnisse reflektieren die Auseinandersetzung mit Normen und Diskursen, aber auch mit sozialer Praxis und Lebenswelt.

Körpergeschichte auf der Basis von Selbstzeugnissen erweist sich somit immer auch als Diskursgeschichte. Dennoch ermöglichen die Analysen Einblick in die subjektiven und eigenwilligen Artikulationsweisen und Wahrnehmungen von Leiblichkeit, die sich in den Selbstzeugnissen auf mehrfache Weise artikulieren, dies etwa als individuelle Auswahl aus konkurrierenden Wissensmodellen oder als subjektive Deutungen im Sinne der eigenen Aussageabsicht.

⁵⁷ Roy Porter, *History of the Body*, in: Peter Burke (Hrsg.), *New Perspectives on Historical Writing* (Oxford 1991) 206–232, 210.

⁵⁸ Vgl. Jakob Tanner, *Wie machen Menschen Erfahrungen? Zur Historizität und Semiotik des Körpers*, in: Bielefelder Graduiertenkolleg (Hrsg.), *Körper Macht Geschichte. Körpergeschichte als Sozialgeschichte* (Bielefeld, Riedel 1999) 16–34.

⁵⁹ Vgl. auch Kathleen Canning, *Problematische Dichotomien. Erfahrung zwischen Narrativität und Materialität*, in: *Historische Anthropologie* 10 (2002) 163–182, 167.

II. Transkulturalität und Interdisziplinarität

Maike Christadler

Abwesend anwesend

Spuren des Künstlers in der Kunstgeschichte und in seinem Werk

In Geschichte und Literaturwissenschaft werden „Individualisierungsweisen“ anhand von Texten rekonstruiert, die meist längere Erzählungen sind. Die Autoren und Autorinnen schreiben von ihrem Leben, ihren Erfahrungen und Vorstellungen und liefern deren Interpretationen. Dabei sind sie von ihrem sozialen Umfeld ebenso geprägt wie von rhetorisch-literarischen Modellen, die ihrerseits Einfluß auf ihre Wahrnehmung haben, und die dennoch das Individuum erkennen lassen, das den Verschriftlichungs-Modellen seine Singularität entgegen setzt¹. Die Kunstgeschichte dagegen hat vornehmlich mit Bildern zu tun, die meist keinen längeren zeitlichen Ablauf repräsentieren, also keine Narration einer Vita sind, sondern einen bestimmten Zustand festhalten. Wenn dieser von den Betrachtern als ‚autobiographisch‘ wahrgenommen wird, handelt es sich meist um die Abbildung des eigenen Selbst, um ein Selbstportrait des Künstlers. Doch schon die Definition eines Konterfeis als Selbstbildnis bedarf meist der Zuschreibung, denn es ist historisch keineswegs immer gesichert, um wessen Antlitz es sich handelt. Oft ist es also die Autorität der Disziplin Kunstgeschichte, die ihrem gemeinhin wichtigsten Gegenstand, nämlich dem Künstler, ein Gesicht verleiht.

Im ersten Teil des folgenden Textes wird es um die Methoden der Kunstgeschichte gehen, mit denen sie das Künstler-Individuum konstruiert. Im zweiten Teil stehen dagegen Strategien im Zentrum, derer sich frühneuzeitliche Künstler bedienen, um ihre Autorschaft im Bild zu visualisieren, bzw. sich selbst als ‚Individuen‘ in ihren Werken zu konstituieren.

In der Kunstgeschichtsschreibung fungiert das Portrait, vor allem des 15. und 16. Jahrhunderts, als Zeichen für Individualisierung schlechthin – schon Jacob Burckhardt erkannte die Entstehung des Individuums aus der Portraitmalerei.

¹ Vgl. hierzu zusammenfassend *Fabian Brändle, Kaspar von Greyerz, Lorenz Heiligensetzer, Sebastian Leutert und Gudrun Piller, Texte zwischen Erfahrung und Diskurs. Probleme der Selbstzeugnisforschung*, in: *Kaspar von Greyerz et al. (Hrsg.), Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich: europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen, 1500-1850* (Köln et al. 2001) 3-31.

Diese habe eine immer größere Abbildungsgenauigkeit erreicht, als sie immer stärker individualisierten Ansprüchen genügen mußte². War das Portrait zunächst den sozialen Oberschichten vorbehalten gewesen, werden die Künstler im Zuge der zunehmenden Verbreitung der Gattung selber bildwürdig, und die ersten Künstlerselbstportraits entstehen³. Wie ein Text auch, ist das Selbstbildnis jedoch zunächst der Gattung verpflichtet, dem Portrait, und folgt außerdem den Regeln und Möglichkeiten der malerischen Selbstdarstellung, erlaubt also keinen, ‚authentischen‘ Blick auf eine historische Person. Die Interpretation des Selbstportraits als ‚vera icon‘ eines großen Meisters ist vielmehr konstitutiv für eine Kunstgeschichtsschreibung, die die Authentizität eines Schöpfer-Künstlers zu ihrer Legitimierung nutzt.

Die Kunstgeschichtsschreibung, das Portrait und die Konzeption des modernen Künstlers sind eng miteinander verbunden. Denn im Moment seiner visuellen (Selbst-)Repräsentation konstruiert auch die Kunstgeschichte den Künstler als individuellen Schöpfer⁴. So hat Vasari in der zweiten Ausgabe seiner „Vite de' più eccellenti pittori, scultori ed architettori“ (Florenz 1568) das Portrait des jeweiligen Künstlers seiner Lebensbeschreibung vorangestellt. In diesem, häufig als Gründungstext der Kunstgeschichte bezeichneten Werk, wird das Bild mit der biographischen Narration verquickt – zur Interpretation des (Selbst)Portraits wird also meist die schriftliche Quelle der Lebensbeschreibung herangezogen.

Vasaris Text liefert die Grundlage für die Vorstellung von künstlerischer Individualität, die die seit dem 18. Jahrhundert virulente Konzeption des Genie-Begriffs prägt⁵. Der größte Künstler ist für Vasari Michelangelo, den er als melancholischen, aufbrausenden Eigenbrödlers beschreibt, dessen „terribilità“ seine Zeitgenossen bis zur Furcht beeindruckt und die gleichzeitig die unerreichbare Qualität seines Werkes ausmacht. Die „Vite“ konstruieren den bildenden Künstler als Schöpfer aus dem Geist, dessen „idea“ ihn in der Kunst gottgleich die Natur nachbilden – oder vielmehr neu bilden läßt⁶. Dieser künstlerische Schöpfungsakt drückt

² Jacob Burckhardt, Das Porträt in der italienischen Malerei, in: JBW 6, hrsg. von Stella von Boch, Johannes Hartau, Kerstin Hengevoss-Dürkop und Martin Warnke (München 2000) 139–281. Zuerst erschienen als Teil zwei der „Beiträge zur Kunstgeschichte von Italien“, hrsg. von Hans Trog (Basel 1898).

³ Gunter Schweikbart, Vom Signaturbildnis zum autonomen Selbstportrait, in: Klaus Arnold, Sabine Schmolinsky und Urs Martin Zahnd (Hrsg.), Das dargestellte Ich. Studien zu Selbstzeugnissen des späteren Mittelalters und der frühen Neuzeit (Bochum 1999) 165–187.

⁴ Sigrid Schade und Silke Wenk, Inszenierungen des Sehens: Kunst, Geschichte und Geschlechterdifferenz, in: Hadumod Bußmann und Renate Hof (Hrsg.), Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften (Stuttgart 1995) 340–407, besonders 351–357.

⁵ Rudolf Wittkower, Genius: Individualism in Art and Artists, in: Dictionary of the History of Ideas (New York 1973) 297–312, hier 305 (im Netz: <http://etext.lib.virginia.edu/cgi-local/DHI/dhi.cgi?id=dv2-36>); siehe auch Penelope Murray (Hrsg.), Genius: The History of an Idea (Oxford 1989).

⁶ Vgl. zu Vasaris „Vite“ Patricia Rubin, Giorgio Vasari, Art and History (New Haven, London 1995); Maike Christadler, Kreativität und Geschlecht. Giorgio Vasaris „Vite“ und Sofonisba Anguissolas Selbst-Bilder (Berlin 2000) vor allem Teil 1, 19–71.

sich in der persönlichen ‚maniera‘, dem Stil des Künstlers, aus; ihre ‚Handschrift‘ unterscheidet die Künstler voneinander, macht sie unverwechselbar und damit zu ‚Individuen‘. Die Beschreibung ihres Stils korreliert Vasari mit der Lebensbeschreibung der Künstler und konstruiert so Werk und Leben als Einheit, womit er die Kreativität des Künstlers aus seiner Person erklärt.

Mit dem Incinsschreiben von Vita und Werk stellt die Kunstgeschichte das geniale künstlerische Individuum her, das in seinem Selbstportrait direkt sichtbar zu sein scheint. Doch die narrativ gefaßte Vita beruht zwar einerseits auf historisch-biographischen Fakten, andererseits ist sie aber gemäß rhetorischer Modelle gestaltet, die, wie schon Ernst Kris und Otto Kurz gezeigt haben, antiken Künstler-Erzählungen folgen, auf einer Metaebene Aussagen zur künstlerischen Qualität des jeweiligen Werkes machen⁷ und über Anekdoten und Genealogien Leben und Werk der Künstler in eine Fortschrittsgeschichte des Stils einschreiben⁸. Im Selbstbildnis fallen der Stil eines Künstlers und die Abbildung seiner Person in eins; nutzt nun die Kunstgeschichtsschreibung die Vita als Quelle für das Leben der historischen Figur des Künstlers, wird das Selbstportrait als überzeugendes Dokument der Individualisierung des frühneuzeitlichen Künstlers interpretiert. Zudem ist das Portrait als Bild des Gesichts stets als primäres Medium menschlicher Ausdrucksfähigkeit aufgefaßt worden – von dem Gemütsbewegungen und Emotionen abgelesen werden können, unabhängig von der historischen Verfaßtheit von Gefühlen⁹. Auf diese Weise produziert die Kunstgeschichte Texte, die biographische Modelle mit einer Gattungsgeschichte des Portraits und mit der Interpretation von Gesichtsausdrücken verbinden und damit die Visualisierung von Individualität zu einem Meisternarrativ der Disziplin machen¹⁰. Dieser Ansatz in der Kunstgeschichte schreibt eine Tradition fort, die dem Künstler die Fähigkeit einer ungebrochenen Wiedergabe seines Selbst zugesteht. Er ist in dieser Vorstellung als Autor noch keinesfalls ‚gestorben‘¹¹; vielmehr zelebriert die Kunstgeschichte den Künstler weiterhin kraft seiner (mit seiner Vita bezeugten) Kreativität als ‚großen Schöpfer‘, der in Monographien und Ausstellungen, in

⁷ Ernst Kris und Otto Kurz, *Die Legende vom Künstler. Ein geschichtlicher Versuch* (Frankfurt a. M. 1979, zuerst 1934).

⁸ Paul Barolsky, *Warum lächelt Mona Lisa* (Berlin 1995) und *ders.*, *Giotto's Father and the Family of Vasari's 'Lives'* (Pennsylvania 1992).

⁹ Zur Verbindung von Kunst und Physiognomik vgl. Norbert Borrmann, *Kunst und Physiognomik. Menschendeutung und Menschendarstellung im Abendland* (Köln 1994).

¹⁰ Gottfried Böhm, *Bildnis und Individuum* (München 1985); Christoph Wagner, *Portrait und Selbstbildnis*, in: Richard van Dülmen (Hrsg.), *Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart* (Köln et al. 2001) 79–106.

¹¹ Vgl. zum Schlagwort vom „Tod des Autors“ die beiden grundlegenden Texte: Michel Foucault, *Was ist ein Autor?*, in: *ders.*, *Schriften zur Literatur* (Frankfurt a. M. 1988, zuerst 1969) 7–31, und Roland Barthes, *La mort de l'auteur. Le bruissement de la langue* (Paris 1984, zuerst 1968) 61–67. Zum Umgang der Kunstgeschichte mit Dekonstruktion und Textanalyse: Sigrid Schade, *Vom Wunsch der Kunstgeschichte, Leitwissenschaft zu sein. Pirouetten im sogenannten „pictorial turn“*, in: *Horizonte. Beiträge zu Kunst und Kunstwissenschaft*, Schweizerisches Institut für Kunstwissenschaft (Stuttgart 2001) 369–378.

kunsthistorischen Veranstaltungen und in der Popularisierung des Fachs fröhliche Urstände feiert¹².

Ein kritischer Kunstgeschichts-Diskurs hat jedoch auch das Self-Fashioning¹³ des (Selbst)Portraits analysiert, seine sozialen Abhängigkeiten und Positionierungen aufgezeigt und in Analogie zur Dekonstruktion von Texten die Künstlichkeit des Bildes vom ‚Ich‘ thematisiert¹⁴. Das Selbstportrait entsteht immer als selbstreferentieller Verweis auf seine künstlerischen Vorbilder. So finden sich auf Selbstbildnissen häufig Hinweise auf den Akt des Malens selber, auf die Tradition des Selbstportraits oder gar auf die Selbst-Bilder anderer Künstler. Diese Bilder konstituieren sich als Repräsentationen von Fiktionalität, die die Unmöglichkeit der Selbst-Schöpfung im Bild sichtbar machen: „Individuality or *singolarità* must of course of itself be seen as the ultimate deception. To the extent to which individual selves can be said to exist, they too are fictions.“¹⁵

Das Selbstportrait gibt als Medium nur eingeschränkt Aufschluß über eine mögliche künstlerische Selbstwahrnehmung. Es gehorcht zunächst den Prinzipien der Gattung ‚Portrait‘, die vor allem das sozial-gesellschaftliche Selbst zum Thema haben. Versucht man, wenigstens Spuren des ‚persönlichen‘ Selbst von den Zwängen der Gattung zu scheiden, so findet man es durch das dominante disziplinäre Narrativ der Kunstgeschichtsschreibung konstruiert, das es als Spiegel des Künstler-Individuums instrumentalisiert. Die Formulierung von Selbstwahrnehmung ist jedoch nicht notwendig auf das Selbstportrait beschränkt; auch andere Werke geben Auskunft über ihre AutorInnen. So ist aufgrund der vertrauten Verknüpfung von Person und Werk vorgeschlagen worden, alle Bilder eines Künstlers als direkte Formulierungen seines Selbst zu lesen. Mit dem proverbialen Schlagwort des „ogni pittore dipinge sé“ beginnt spätestens in der Renaissance, wahrscheinlich jedoch schon in der Antike, eine lange Geschichte, die auch andere Dokumente künstlerischen Schaffens als ‚Selbstportraits‘ interpretiert¹⁶. Während für Leonardo Ende des 15. Jahrhunderts die ‚Automimesis‘ eine negative Kategorie war, da alle Arbeiten eines Künstlers als ähnlich wahrgenommen wurden, konnte dieselbe Tatsache im 16. Jahrhundert als persönlicher Stil eines Meisters positiv bewertet werden. War also zunächst noch eine Vielfaltigkeit in der Darstellungsweise ange-

¹² Maike Christadler, Kreativität und Genie: Legenden der Kunstgeschichte, in: Anja Zimmermann (Hrsg.), Kunstgeschichte und Gender. Eine Einführung (Berlin 2006) 263–272.

¹³ Die Erfolgsgeschichte dieses Begriffes in den Kulturwissenschaften hat Stephan Greenblatt, Renaissance Self-Fashioning: From More to Shakespeare (Chicago, London 1983) begründet.

¹⁴ Victor I. Stoichita, Das selbstbewußte Bild. Vom Ursprung der Metamalerei (München 1998).

¹⁵ Joanna Woods-Marsden, Renaissance Self-Portraiture. The Visual Construction of Identity and the Social Status of the Artist (New Haven, London 1998) 17.

¹⁶ Vgl. hierzu Frank Zöllner, „Ogni Pittore Dipinge Sé“. Leonardo da Vinci und „Automimesis“, in: Matthias Winner (Hrsg.), Der Künstler über sich in seinem Werk: internationales Symposium der Bibliotheca Hertziana in Rom 1989 (Weinheim 1992) 137–160.

strebt, die einer exakten Wiedergabe der Natur dienen sollte – ohne daß die persona des Künstlers diese Wiedergabe gebrochen hätte – so verlangten eine selbstbewußter gewordene Kunst und ihre Betrachter genau danach: nach der individuellen Ausführung eines Kunstwerks, nach der ‚Hand‘ des Künstlers¹⁷. Die ‚maniera‘ bildete sich nach der Auffassung des 16. Jahrhunderts durch Übung, war jedoch ebenso durch einen angeborenen Instinkt bestimmt¹⁸. Damit fließt in den Stil eines Künstlers sein unbewußtes Selbst ein, er kann als Spiegel seiner Persönlichkeit interpretiert werden.

In diese Tradition reiht sich Joseph Leo Koerner ein, wenn er schreibt: „Conversely, ‚proper‘ selfportraits, that is, likenesses in which artist and sitter are known to be identical, are no more expressive of their author than any other image by him. What more does the Munich Selfportrait show us about its maker and his art than does, say, Dürer’s 1499 Portrait of Oswolt Krel?“¹⁹

Koerner zeigt mit einer semiotisch-hermeneutischen Analyse von ausgewählten Bildern Albrecht Dürers und Hans Baldungs, daß sich die künstlerische Selbstreflexion eher aus dem bewußten Umgang mit der Medialität der eigenen Ausdrucksmöglichkeiten erkennen läßt als aus einer biographischen Betrachtung von Selbstportraits. Dennoch exemplifiziert auch Koerner diese metageschichtlichen Hinweise anhand einer Interpretation des Selbstportraits Dürers von 1500 in München, das er als Manifest für die Selbstinszenierung eines frühneuzeitlichen Autors liest.

Es bieten sich damit unterschiedliche Möglichkeiten, künstlerische „Individualisierungsweisen“ aufzuspüren. Eine ist, das Selbst des Künstlers aus einer Interdependenz von Biographie und Werken zu rekonstruieren. Eine andere, die Zeichen der Bilder selbst zum Ausgangspunkt der Analysen zu nehmen.

Im folgenden geht es um innerbildliche Zeichen, die direkt auf die Person des Künstlers verweisen: um Signaturen und Monogramme als Signifikanten von individueller Autorschaft. Es wird zu fragen sein, ob diese als Spuren des Selbst im Bild lesbar sind. Signaturen wurden und werden zu unterschiedlichen Zeiten und mit unterschiedlichen Absichten eingesetzt: Signaturen religiöser Kunst, die sich in der mittelalterlichen Kunst vor allem in der Buchmalerei und an Bauwerken finden, dienen dem Künstler häufig als Unterpfand für heilsgeschichtlichen Gewinn, sind jedoch durchaus auch – wie Peter Cornelius Claussen gezeigt hat – auf dies-

¹⁷ Diese Überzeugung setzt sich bis in die heutige Kunstbetrachtung fort: „In letzter Instanz sind alle Kunstwerke Selbstportraits, geprägt vom unverwechselbaren Stempel einmaliger Individualität. Diese unverwechselbare Einmaligkeit der Selbstzeugung, der Selbster-schaffung ist das bis in die Moderne hineinreichende Erbe der Renaissancekünstler.“ *Barbara Vinken*, Auf Leben und Tod: Vasaris Kanon, in: Kanon Macht Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildungen, hrsg. von *Renate von Heydebrand* (Germanistische Symposien, Berichtsband XIX, Stuttgart, Weimar 1998) 201–214, hier 205.

¹⁸ *Zöllner*, „Ogni Pittore Dipinge Sé“ (wie Anm. 16) 139.

¹⁹ *Joseph Leo Koerner*, The Moment of Self-Portraiture in German Renaissance Art (Chicago 1994) XVII.

seitige Anerkennung und Ruhm hin konzipiert²⁰; Signaturen auf moderner Kunst und auf dem modernen Kunstmarkt bezeugen die Authentizität einer ‚Handschrift‘, die wiederum deutliche ökonomische Konsequenzen hat (weshalb sie entsprechend häufig gefälscht werden)²¹.

Schon im 16. Jahrhundert ist vor allem das Monogramm ein Siegel der Autorschaft, das bereits rechtliche Ansprüche auf ein Copyright bezeugt. So war das Kopieren z. B. von Kupferstichen zwar nicht untersagt, aber der Transfer der Signatur wurde im 16. Jahrhundert gerichtlich verboten²². So finden sich gerade Monogramme schon früh vor allem auf graphischen Blättern²³. Denn die waren relativ leicht zu kopieren und im Verhältnis zu einem Tafelbild enorm weit verbreitet – was sowohl die Kontrolle des Künstlers über seine Arbeiten (und ihre eventuellen Raub-Kopien) einschränkte, gleichzeitig aber seinen Namen bekannt machte. Die Signatur eines Bildes stellte einen zumindest minimalen Schutz vor Ideen-Raub dar.

Das Signieren von Kunstwerken war in der Zeit um 1500 keineswegs selbstverständlich, noch 1548 muß Paolo Pino in seinem „Trattato di pittura“ nachdrücklich darauf hinweisen, daß Signieren eine „cosa laudevole“ sei, denn, so Pino weiter „E che maggior vituperio di noi, che morir e sotterarsi col nome?“²⁴ Das Gedächtnis an den tugendhaften Maler zu erhalten und so seine Unsterblichkeit zu garantieren ist nach Pino die vornehme Aufgabe der Signatur. Diese steht also für die rechtliche Person des Künstlers ebenso wie für seine künstlerische Invention.

Monogramme bzw. Signaturen sind oft integraler Bestandteil eines Bildes oder graphischer Kompositionen. In der italienischen Wandmalerei des 15. Jahrhunderts finden sich neben dem eigentlichen Werk eingefügte Selbstportrait-Bilder, die wiederum auf einer ‚Inscriptafel‘ signiert sind: So malt 1496 Perugia im

²⁰ Peter Cornelius Claussen, Nachrichten von den Antipoden oder der mittelalterliche Künstler über sich selbst, in: Matthias Wimmer (Hrsg.), Der Künstler über sich in seinem Werk: internationales Symposium der Bibliotheca Hertziana in Rom 1989 (Weinheim 1992) 19–54.

²¹ Oskar Bätschmann, Ausstellungskünstler. Kult und Karriere im modernen Kunstsystem (Köln 1997).

²² Das bekannteste Beispiel für eine gerichtliche Entscheidung zum Copyright im 16. Jahrhundert sind die Kopien der Dürer-Holzschnitte, die Marcantonio Raimondi seit 1505 fertigte. Gegen diese Urheberrechtsverletzung klagte Dürer und erreichte, daß Raimondi zwar noch die Stiche, nicht aber das Monogramm kopieren durfte. Vgl. hierzu Koerner, The Moment of Self-Portraiture (wie Anm. 19); Wolfgang Schmid, Dürer als Unternehmer (Trier 2003) 121f. Und den Ausst. Kat. Vorbild Dürer: Kupferstiche und Holzschnitte Albrecht Dürers im Spiegel der europäischen Druckgraphik des 16. Jahrhunderts (Germanisches Nationalmuseum Nürnberg 1978) 22f. Dort auch allgemein zur Praxis des Kopierens von Stichen am Beispiel Dürers.

²³ Das Signieren mittels eines Monogramms entsteht vermutlich im 15. Jahrhundert auf Goldschmiede-Arbeiten, vgl. André Chastel, Signature et Signe, in: Revue de l'Art 26 (1974) 8–14, hier 12.

²⁴ „Denn was könnten wir Schlimmeres tun, als zu sterben und uns mitsamt unserem Namen beerdigen zu lassen?“ Paolo Pino, Dialogo di Pittura, hrsg. von Ettore Camesasca (Mailand 1954, zuerst 1548) 58 (Übersetzung M.C.).



Abb. 1: Albrecht Dürer, Allerheiligenbild (1511), Kunsthistorisches Museum Wien

Collegio del Cambio in Perugia neben seine Wandmalerei sein Selbstportrait als Bild im Bild, darunter setzt er eine Tafel, die eine Inschrift-Signatur trägt. Auch Dürer nutzt für die „Anbetung der Heiligen Dreifaltigkeit“ (1511) eine doppelte Signatur: Am unteren rechten Bildrand integriert er sein Selbstbildnis in die Szenerie des Geschehens und weist zusätzlich auf eine Tafel hin, die er sich beugt und die seine Signatur trägt. (Abb. 1) Diese Form der Heilsvergewisserung bleibt noch für Künstler des 16. Jahrhunderts virulent. So signiert Tizian seine „Pietà“ (1577)²⁵ mit einem ex voto-Selbstportrait, das ebenfalls einen Signatur-Schriftzug

²⁵ Galleria dell'Accademia, Venedig.

trägt²⁶. Der Künstler hat sich nicht als Person in das Geschehen integriert, sondern mit dem gemalten Bildnis zugleich die Fiktionalität von Malerei thematisiert. Die kleine gemalte Tafel wird zur Synekdoche des gesamten Bildes, das sich so als Malerei zu erkennen gibt und die Repräsentation selbst zum Thema macht. Doch der explizite Verweis auf das Produziertsein des Bildes macht gleichfalls auf die Person des Künstlers aufmerksam, die zwar abwesend ist, über ihre Signatur jedoch als anwesend wahrgenommen wird. In seiner Graphik greift Dürer dieses Spiel mit der auktorialen Präsenz auf und überträgt sie von einem ins Bild integrierten Selbstportrait auf dessen semiotischen Ersatz, die Signatur. Philipp P. Fehl hat darauf aufmerksam gemacht, daß das Monogramm des Künstlers sich in der „Kleinen Passion“ stets in Relation zum Heilsgeschehen gesetzt findet²⁷. Schon der auffällig gemachte Ort der Signatur, die auf eine Tabula ansata oder einen Stein gesetzt ist, oder ihre besondere Positionierung verweisen auf ein Spiel mit der Autorschaft, das den Künstler als Person zum Geschehen in Beziehung setzt und damit eine Bedeutung produziert, die über die pure juristische Legitimation hinausgeht.

Auch die Signatur auf Dürers Adam und Eva-Stich (1504, Abb. 2) setzt den Künstler in Beziehung zum Geschehen: Adam greift – fast unbewußt – nach dem Signatur-Täfelchen, das am Ast einer Bergesche hängt. Zwischen dem Autor und Adam wird damit eine direkte Verbindung hergestellt. Der Stich präsentiert sich zudem als Manifest von Dürers Proportionen-Lehre: Das Urmenschen-Paar ist mit idealen Maßen ausgeführt. Zusammen mit der Formulierung der Signatur im lateinischen Imperfekt, das noch eine Dimension von Nicht-Abgeschlossenheit enthält, läßt sich das Blatt als Illustration von Dürers kunsttheoretischen Vorstellungen lesen, die in enger Korrelation zu seinen Erlösungshoffnungen stehen: Obwohl der Mensch mit dem Sündenfall seine von Gott gegebene Vollendung verloren hat, kann die perfekte Schönheit der Kunst diesen Raum der Perfektion wieder eröffnen²⁸. In der Idealisierung von Adam und Eva – und damit im Rückbezug auf die eigene kunsttheoretische Position – liegt die Behauptung, daß mit der Kunst die Sterblichkeit überwunden werden kann. Darauf weist auch die in der nordischen Mythologie als Lebensbaum geltende Esche hin, an der Dürer seine Signatur angebracht hat. Diese projiziert den Künstler gleichzeitig als Heilsuchenden und als Heilbringer ins Bild.

In einem Holzschnitt mit dem Sündenfall von Hans Baldung (1519, Abb. 3) findet sich wiederum eine auffällig plazierte Signatur²⁹: Der Künstler hat seine Initi-

²⁶ Anne-Marie Lecoq, *Cadre et rebord*, in: *L'art de la signature*, *Revue de l'art* 26 (1974) 15–21, hier 19.

²⁷ Philipp P. Fehl, *Dürer's Literal Presence in his Pictures: Reflections on his Signatures in the „Small Woodcut Passion“*, in: Matthias Winner (Hrsg.), *Der Künstler über sich in seinem Werk: internationales Symposium der Bibliotheca Hertziana in Rom 1989* (Weinheim 1992) 191–244.

²⁸ Zu dieser Interpretation vgl. Koerner, *The Moment of Self-Portraiture* (wie Anm. 19) 201f.

²⁹ Zum Spiel Baldungs mit seiner Signatur vgl. ebd. 295–298 und 426–430, hier in Weiterführung einer Interpretation von Sigrid Schade, *Schadenzauber und die Magie des Körpers. Hexenbilder der frühen Neuzeit* (Worms 1983) 80–85.

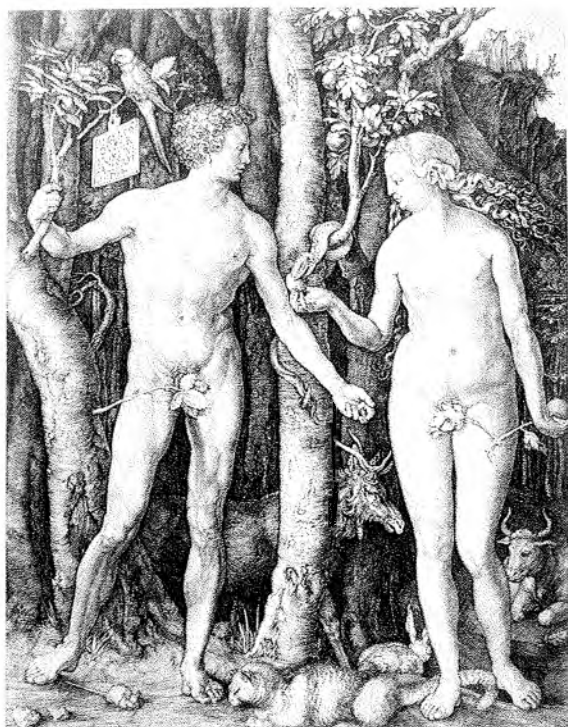


Abb. 2: Albrecht Dürer, *Adam und Eva* (1504), Kupferstich

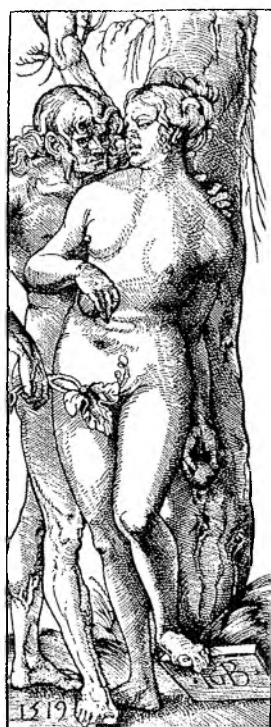


Abb. 3: Hans Baldung Grien, *Adam und Eva* (1519), Holzschnitt

alen auf ein leicht nach vorne geneigtes Täfelchen unter Evas Fuß gesetzt. Adam und Eva sind nicht durch die künstlerische Idealisierung quasi in Schönheit erlöst, vielmehr gibt Baldung dem Betrachter deutlich die sexuelle Erregung des Urmen-schen-Paares als Grund für den Sündenfall zu sehen. Der Künstler bezieht sich über seine Signatur direkt in das Geschehen mit ein: Eva hält den Apfel, den sie bereits vom Baum gepflückt hat, in der rechten Hand und scheint ihn geradewegs dem Täfelchen mit dem Monogramm Baldungs zum Probieren zu reichen. Aber auch der Betrachter wird in die Bildkonstruktion einbezogen: Ihm wird der nackte, verlockende, erregte Körper Evas frontal dargeboten, als unbeobachtet Blickender wird er zum Voyeur gemacht. Diese zunächst ungefährlich erscheinende Position wird im Stich gleich mit einer Warnung versehen: Das Täfelchen mit dem Monogramm unter Evas Fuß ist bereits leicht gekippt, als sei es kurz vor dem ‚Fall‘. Baldung, als der erste Betrachter des Bildes und stellvertretend für alle weiteren, scheint seinen eigenen (Sünden)Fall in Szene zu setzen, seinen Voyeurismus zu bestrafen. Baldung führt im Gegensatz zu Dürer ein Selbstbewußtsein vor, das sich nicht über die perfekte Kunst definiert, sondern über das Bewußtsein seines



Abb. 4: Urs Graf, *Dirne das Kleid anhebend* (1516), Zeichnung



Abb. 5: Urs Graf, *Dirne mit Waage* (1516), Zeichnung

Begehrens und damit der Fehlbarkeit und Endlichkeit, die er über die Blickführung auch allen weiteren Betrachtern zuschreibt.

Dieses Spiel mit der Autorschaft, das über die Signatur die kunsttheoretischen, aber auch moralisch-religiösen Überzeugungen des Künstlers im Bild plazierte, findet sich auch in einigen Zeichnungen und Stichen Urs Grafts. So blickt die „Dirne, das Kleid anhebend“ (1516, Abb. 4) unter sich auf den Grund, auf dem sie steht – wo Urs Graf sein Monogramm angebracht hat. Dieses scheint seinerseits mit einer besonderen Blickgewalt ausgestattet zu sein, denn es blickt geradewegs unter den Rock der Dame an ihre geheimste Stelle. Monogramm und Dirne scheinen in ein Zwiegespräch vertieft zu sein, doch ein verschlungenes Spruchband, das Grafts klassische Liebesknoten aufnimmt, sichert die Kommunikation mit dem Betrachter. Unverblümt ist dort zu lesen: „ich schiß dir ins füd loch“. Der über seine Signatur im Bild anwesende Künstler bezieht den Betrachter ins Geschehen ein, der zum Voyeur und Komplizen wird – und dennoch auf Distanz gehalten zu sein scheint, denn das Monogramm markiert auch den Besitzanspruch Grafts, der sich über das Copyright der Zeichnung hinaus auf die Frau erstreckt.

„Dirne mit Waage“ (1516, Abb. 5) zeigt wiederum eine Dirne mit gerafftem Gewand, das die Beine der Schönen ausstellt, zwischen die Urs Graf sein Monogramm gesetzt hat. In der Hand hält die Frau eine Waage, in den beiden Schalen die Anfangsbuchstaben von Grafts Namen. Die Waage dient im Auftrag der Minne



Abb. 6: Urs Graf, *Aristoteles und Phyllis* (1521), Zeichnung



Abb. 7: Urs Graf, *Der Liebeshandel* (um 1520), Zeichnung

dazu, die Liebe eines Mannes zu einer Frau zu bemessen³⁰, doch sie ist ebenfalls das Instrument des Seelenwägens, das die Sterblichen am Jüngsten Tag erwartet. Bei Baldung wird der Künstler durch Eva verführt, Graf macht aus der Dirne eine Seelenwägerin, die sein Ausgeliefertsein an die eigene Triebhaftigkeit vorführt. Die Frau, die mit den im Schweizer-Kreuz geschlitzten Ärmeln als Troßhure markiert ist, wird so zu einer persönlichen ‚Justitia‘ allegorisiert; sie hat den Künstler-Söldner Graf gleichsam ‚in der Hand‘. Doch als ‚Sünderin‘ verweist sie zugleich auch auf das Schicksal des Künstlers, der sein sexuelles Begehren ins Bild setzt. Wie eng das Selbstverständnis Grafts mit Triebhaftigkeit verbunden ist, macht die Signatur auf einer weiteren Zeichnung deutlich: „Aristoteles und Phyllis“ (1521, Abb. 6) zeigt die im Rahmen der „Weibermacht“ klassische Szene des von Phyllis gerittenen Aristoteles, dem eine überdimensionierte Trense angelegt ist³¹; die Zügel hält Phyllis in der Hand, ebenso eine Peitsche. Über dem Kopf der herausgeputzten Frau, deren Reize die Zeichnung deutlich herausstreicht, hat Graf an einem Ast ein Täfelchen aufgehängt, das seine Signatur trägt. In der zentralen Bildachse platziert, bildet es ein markantes Element der Komposition, das die Szene überragt und kommentiert. Direkt unterhalb des Täfelchens steht in Kapitalen „Aristotüles“ geschrieben, darunter ein raffiniert verknotetes Siegel- und Liebesband. Über den

³⁰ Ausst. Kat. Basel, Urs Graf. Die Zeichnungen im Kupferstichkabinett Basel, bearbeitet von Christian Müller (Basel 2001) 162.

³¹ Vgl. zu dieser Zeichnung und zum Thema der ‚Weibermacht‘: Christiane Andersson, *Dirnen – Krieger – Narren. Ausgewählte Zeichnungen von Urs Graf* (Basel 1978) 61f.

„Aristoteles“ werden Signatur und Dirne räumlich miteinander verbunden, der Künstler nimmt selber die Position des von der Frau aufgrund seiner Libido Beherrschten ein – stellvertretend illustriert an Aristoteles. Doch Graf erhebt keinen moralischen Zeigefinger, er betrachtet die sinnlichen Rundungen der Dirne eher mit zeichnerischem Wohlgefallen, und während von einem Ast seine selbstverräterische Signatur herunterhängt, hockt auf einem anderen Ast ein Spottvogel, der auf die Komik der Szene hinweist. Die Visualisierung der Autorschaft in der Signatur markiert gleichzeitig eine Anwesenheit des Künstlers im Bild und eine bewußte Distanzierung. Er kann mit dem „Denkraum der Besonnenheit“ (Warburg) auf sich selbst blicken, sein der Liebe-verfallen-Sein ironisieren.

Dieses widersprüchliche Beherrschtsein thematisiert Graf auch in der Zeichnung „Der Liebeshandel“ (um 1520, Abb. 7): Am linken Bildrand hat Graf ein Paar dargestellt, offenbar in persönliche Verhandlungen vertieft. Der als Reisläufer gekennzeichnete Mann trägt sein langes Schwert an der Hüfte, um den Hals einen Geldbeutel, dessen Gewicht die Dame mit der Hand abwägt. Sie ist ihrerseits mit allen Insignien häuslicher Macht ausgestattet, die sie an ihrem Gürtel festgebunden hat: Schlüssel, Messer, Geldbeutel³². Trotz seiner physischen Größe und der Länge seines Schwerts wirkt der Mann, dessen Gestik ihn als den Sprechenden ausweist, aufgrund seiner Körperhaltung als der Bittende. Diese Situation von weiblicher häuslicher Macht, die sich in der Verfügung über das ‚Einkommen‘ spiegelt, kommentiert Graf auf der rechten Bildseite: Die visuelle Brücke dorthin schlägt das Schwert, dessen Spitze über dem Täfelchen plaziert ist, das das Monogramm Grafts trägt. Dieses liegt kopfüber auf einem Baumstumpf, dessen glatt abgesägte Oberfläche noch zu sehen ist. Die Verortung des Zeichens der Autorschaft Grafts signifiziert seine gefährdete Identität als Mann. Die Signatur kopfüber zu setzen, noch dazu so, daß sie fast von ihrem Platz zu rutschen scheint, verweist auf die verkehrte Welt, in der die Macht bei den Frauen liegt. Der abgesägte Baum, über den die Schwertspitze ragt, ist ein deutliches Zeichen von gekappter Männlichkeit.

Graf setzt seine Signatur sowohl auf Druckgraphik als auch auf Zeichnungen. Sie findet sich auf eingefügten Schrifttafeln, integriert in einzelne Bildelemente und die Bilderzählung oder am Rand eines Blattes. Aus der Tradition der Goldschmiede kommend, ist Grafts Monogramm zunächst ein Markenzeichen, ein Signet der Urheberschaft und damit eine Einforderung des Copyrights. Doch diese funktionalen Dimensionen des Monogramms beziehen sich vor allem auf die Graphik, Zeichnungen dagegen zirkulierten nur sehr beschränkt, über ihr Publikum ist wenig bekannt. Zahlreiche Zeichnungen Urs Grafts sind noch im 16. Jahrhundert vermutlich aus dem Nachlaß des Künstlers ins Amerbach-Kabinett gelangt – ohne daß sie je einen nachweislich anderen Besitzer als den Künstler selbst gehabt hätten³³. Die Signatur auf den Zeichnungen dient also nicht dem Urheber-Schutz; ebensowenig kann sie markttechnische oder verkaufsfördernde Gründe haben.

³² Zur Diskussion, ob hier eher über käufliche oder eheliche Liebe gehandelt wird siehe ebd. 28.

³³ Ausst. Kat. Basel, Urs Graf (wie Anm. 30) 61f. und 381f.

Selbst das simple Bedienen einer Tradition genügt nicht als Erklärung, denn Graf hat sein Monogramm, dem er in den frühen Arbeiten eine Borax-Pfeife als Hinweis auf seine Goldschmiede-Herkunft beigelegt hatte³⁴, auf die beiden Initialen reduziert und sich damit gerade von der Handwerks-Tradition distanziert. In Jacques Derridas Schriften zur Autorschaft hat die Signatur als (Grenz)Linie Teil sowohl am Körper des Künstlers als auch an seinem Werk (Korpus!). Nach Derrida ist sie eine Spur seiner körperlichen Anwesenheit, die das Vorhandensein eines ‚Ich‘ bestätigt³⁵. Die Signatur ist Zeichen für den abwesenden Künstler, sie repräsentiert seine Kreativität und in ihrer doppelten Eigenschaft von Namen und Handschrift auch seine individuelle Autorschaft³⁶.

Damit wird die Signatur auf Grafs Zeichnungen lesbar als Selbstinszenierung und/oder -vergewisserung. Sie umkreist auf den beschriebenen Blättern stets das Geschlechterverhältnis, setzt den Künstler zu Frauen in Beziehung. Monogramm oder Signatur des Künstlers wohnen bei, blicken auf oder sind gar in die Kleidung der Dargestellten integriert. Damit macht Graf (seine) Männlichkeit zu einem prominenten Thema der Arbeiten. Männliche Blickgewalt und männliches Begehren sind zeichenhaft in den Signaturen visualisiert; aber auch das Spiel mit der Repräsentation, die beides überhaupt erst herstellt und gleichzeitig fiktionalisiert, ist in den Signaturen thematisiert. Denn diese sind immer ‚Fremdkörper‘, die die kohärente Bilderzählung stören. Die mimetische Illusion des Bildes wird durch die Signatur gebrochen, der Künstler als Produzent einer Bild-Wirklichkeit ins Bild geholt. Ostentativ demonstriert die Signatur die Autorschaft des Künstlers und macht durch die Einführung dieses Signifikanten von Fiktionalität das Bild als solches sichtbar. Die Signatur wird zu einem Ort der Thematisierung des Ich, mit der Graf über sich als Person und Künstler reflektiert.

Besonders deutlich werden Selbstreflexivität und Selbstreferentialität von Grafs Signaturen im Kontext von ähnlichen Kunstwerken. Auch dort läßt sich der Diskurs gefährdeter männlicher Identität verfolgen. So zeichnet Niklaus Manuel Deutsch eine Lufthexe in ihrer ganzen weiblich-sinnlichen Schönheit, wie sie auf einer Kugel sitzend, mit einem Stundenglas in der einen, einem Totenschädel in der

³⁴ Ebd. 62.

³⁵ *Deborah Cherry*, Autorschaft und Signatur. Feministische Lesweisen der Handschrift von Frauen, in: *Kathrin Hoffmann-Curtius und Silke Wenk* (Hrsg.), *Mythen von Autorschaft und Weiblichkeit im 20. Jahrhundert* (Marburg 1997) 44–57, hier 50–53.

³⁶ Auf die Bedeutung der handschriftlichen Typographie einer Signatur als besonderen Authentizitätsbeweis hat Ann Adams hingewiesen. Sie konnte anhand der Signaturen Rembrandts beweisen, daß deren ‚Handschriftlichkeit‘ ein bewußt eingesetztes Mittel war, um eine zusätzliche Dimension von ‚Persönlichkeit‘ und damit von individueller Kreativität für die Käufer im Bild sichtbar zu machen – und diesen speziellen Beweis der Autorschaft mit höheren Preisen zu quittieren. *Ann Jensen Adams*, Rembrandt f(ecit). The Italic Signature and the Commodification of Artistic Identity, in: *Thomas W. Gaehetgens* (Hrsg.), *Künstlerischer Austausch. Artistic Exchange. Akten des XXVIII. Internationalen Kongresses für Kunstgeschichte*, Berlin 1992 (Berlin 1993) 581–594. Ich danke Rudolf Dekker für den Hinweis auf Ann Adams’ Text.

anderen Hand über die Landschaft fliegt (1513, Abb. 8). Ein kleines Täfelchen mit den Initialen Deutschs – befestigt an dem Schneidezahn des Totenkopfs – läßt den Betrachter vermuten, daß Deutsch eine Anspielung auf seine eigene Endlichkeit ins Bild gesetzt hat – denn auch der Federbüschel des Totenschädels greift ein Zeichen des Künstlers auf. Begehren und das *memento mori* der Endlichkeit werden im Bild in eins gesetzt, gleichzeitig bezieht sich der Künstler auf den berühmten Kupferstich Dürers, die „Große Nemesis“ (1501, Abb. 9), die eine Allegorie der Verbindung von Fortuna und der Zügelung von Triebhaftigkeit ist. So knüpft die Zeichnung Deutschs an einen bildkünstlerischen Diskurs an, der die Bändigung von Leidenschaften thematisiert und nutzt ihn, um über seine eigene Person zu reflektieren.

Auch Urs Graf schaltet sich in die bildnerische Diskussion um die Verbindung von Fortuna, Nemesis und eigener künstlerischer Identität ein: Seine „Allegorie des Kriegsglücks“ (1516/18, Abb. 10) nimmt klar Bezug auf die Zeichnung Deutschs, ist aber nicht als Hexe angelegt, sondern deutlicher als Fortuna. Die nackte aber reich geschmückte Dirne, die ein Schwert und eine Sanduhr hält, balanciert auf einer großen Kugel, die auf das ständige Auf und Ab des Schicksals anspielt³⁷. Grafs Fortuna hat dort, wo die Hexe Deutschs den Schädel hält, eine Sanduhr, die ein ebensolches *memento mori* ist. Mit Haltung und Schmuck der Figur evoziert der Künstler außerdem Darstellungen von Judith oder Salome, die als Männermörderinnen eine direkte Bedrohung der eigenen Männlichkeit aufscheinen lassen. Auf der Kugel unter den Füßen der Frau hat Urs Graf sein Monogramm plazierte, das sich zusätzlich noch in dem Wasser spiegelt, in das die Kugel zum Teil eingetaucht ist. In der Spiegelung verdoppelt sich der Künstler, doch nur, um im nächsten Moment gänzlich im Wasser zu verschwinden. Die Position auf der Kugel verweist auf die prekäre Identität des Mannes, der in den Wogen der Lust zu ertrinken droht³⁸, des Söldners, der dem Kriegsglück unterworfen ist und des Künstlers, der in der Repräsentation gleichzeitig sterblich und unsterblich ist. Graf hat sich zwar nicht bildlich präsent gemacht, ist also abwesend, als Autor ist er jedoch sehr wohl anwesend.

Das klassische Selbstportrait eines Künstlers gibt über den sozialen Status seines Schöpfers Aufschluß und informiert den Betrachter darüber, in welche künstlerische Tradition der sich selbst Portraitierende sich stellen will. Es ist ein Zeichen künstlerischen Selbstbewußtseins, das gemäß der Konventionen der Gattung Portrait funktioniert, einen ausgesprochen repräsentativen Anspruch haben kann und meist die ‚offizielle‘ Persona des Künstlers zeigt. Die Signatur, die hier als Signifi-

³⁷ Das Thema der Kugel greift Graf auch in der Zeichnung einer „Törichten Jungfrau“ (1513, nach Marcantonio Raimondi) auf, deren einer Fuß ebenfalls auf einer mit UG signierten Kugel ruht. In der Plazierung des Monogramms ist die Unterworfenheit des Künstlers figuriert, der sich jedoch gleichzeitig als potentiellen Schuldigen beim Verlust der Unschuld der Jungfrau inszeniert.

³⁸ Vgl. Die Zeichnung „Ertrinkender und Selbstmörderin“ (1523, Ausst. Kat. Basel [wie Anm. 30] Kat. Nr. 120).

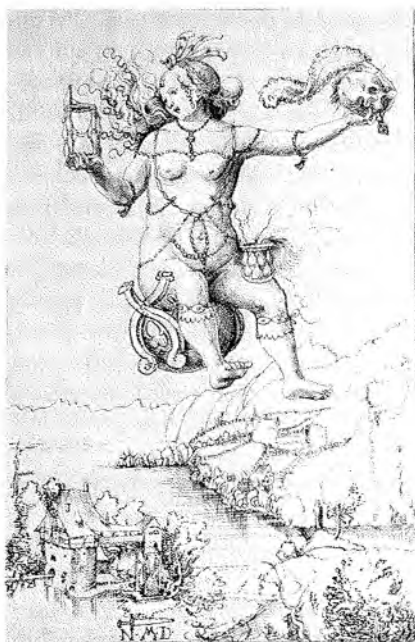


Abb. 8

Abb. 8: Niklaus Manuel Deutsch, *Lufthexe* (1513), Zeichnung



Abb. 9

Abb. 9: Albrecht Dürer, *Die große Nemesis* (1501), Kupferstich

Abb. 10: Urs Graf, *Allegorie des Kriegsglücks* (1516/18), Zeichnung

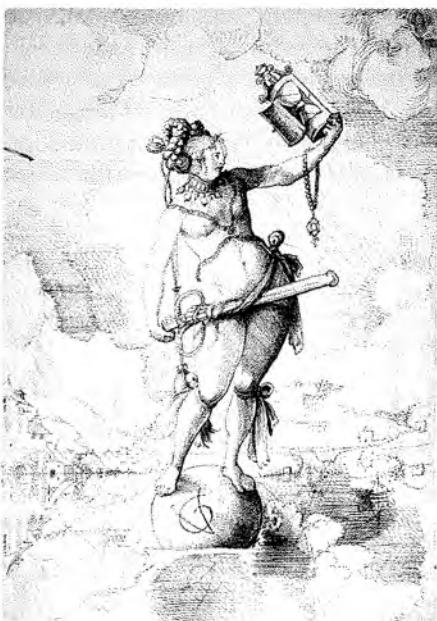


Abb. 10

kant von Autorschaft vorgeführt wurde, gibt zwar nicht das Konterfei der Person zu sehen, verweist jedoch durch den Bruch der medialen Kohärenz direkt auf den Künstler. In Italien im 16. Jahrhundert ist Autorschaft vor allem über die künstlerische ‚Handschrift‘, die ‚maniera‘, sichtbar, und der Stil wird zur Synekdoche für den Künstler. Die hier behandelten Autoren definieren sich dagegen über ihre Signaturen, mit denen sie sich in ihre Bilderzählungen einschreiben und diese auf ihre Identität als Personen und als Produzenten von Fiktion beziehen. Die Signatur im Bild stört die Illusion der Kunst, die als Fiktion sichtbar wird. Die Künstler machen ihre Bild-Erzählung zu einem Teil ihrer Lebens- und Kunst-Erzählung. Die semiotische Anwesenheit des Künstlers in der deutschen Graphik um 1500 erlaubt einen Blick auf die Strategien der Repräsentation des frühmodernen Selbst. In seiner Signatur hinterläßt das sich selbst vergewissernde, begehrende Subjekt seine Spur – gerade wenn es Triebhaftigkeit, Sterblichkeit aber eben auch Unsterblichkeit durch die Kunst verhandelt.*

* Abbildungsnachweis:

Abb. 1, 2, 9: www.kunstunterricht.de/bildtafel/duerer.

Abb. 3, 8: *Joseph Leo Koerner*, *The Moment of Self-Portraiture in German Renaissance Art* (Chicago 1994) Abb. 45 und 197.

Abb. 4, 5: Ausst. Kat. Basel, Urs Graf. Die Zeichnungen im Kupferstichkabinett Basel, bearbeitet von *Christian Müller* (Basel 2001) Kat. Nrn. 72 und 71.

Abb. 6, 7: *Christiane Andersson*, *Dirnen – Krieger – Narren*. Ausgewählte Zeichnungen von Urs Graf (Basel 1978) Abb. 43 und 23.

Rotraud Ries

Individualisierung im Spannungsfeld differenter Kulturen: Positionsbestimmungen und experimentelle Neudefinitionen in der jüdischen Minderheit

Forschung und Forschungsergebnisse zum Thema Individuum, Individualität und Individualisierung in der Vormoderne sind auf die christliche Bevölkerungsmehrheit konzentriert. Religion und Konfession, ihre säkularisierenden Gegenkräfte wie vor allem jedwede Veränderungen auf diesen Feldern spielen dabei als Auslöser von Individualisierungsprozessen und damit auch als heuristische Kategorien eine zentrale Rolle¹. Hieraus ergibt sich die Frage, inwieweit Religion und Tradition der jüdischen Minderheit möglicherweise andere Voraussetzungen boten für die Stellung des einzelnen gegenüber seiner Gemeinschaft wie auch der Gesellschaft insgesamt und damit für Individualisierungsvorgänge. Zweifellos ist hier nicht der Raum, um dies näher zu analysieren², doch ich möchte vorab versuchen, einige strukturelle Unterschiede zu skizzieren, bevor ich erste Überlegungen zu Individualisierungsweisen von Juden in der Frühen Neuzeit in ihren je spezifischen Kontexten anhand von einzelnen Beispielen vorstelle. Beginnen möchte ich jedoch mit einigen begrifflichen und methodischen Vorüberlegungen.

Denn ich verwende hier den Begriff der „Individualisierung“, obwohl man zur Vermeidung von Mißverständnissen eigentlich darauf verzichten sollte: Er ist

¹ Zur hohen Bedeutung religiöser Anliegen (Bekehrung, Konversion) als Motivation autobiographischen Schreibens siehe *Gabriele Jancke*, *Autobiographie als soziale Praxis. Beziehungskonzepte in Selbstzeugnissen des 15. und 16. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum* (Selbstzeugnisse der Neuzeit 10, Köln, Weimar, Wien 2002) 16. Ich danke Gabriele Jancke, Frank Konersmann, Ursula Reuter und Stefan Rohrbacher für eine kritische Lektüre dieses Beitrags.

² Dazu bes. *Lenn E. Goodman*, *The Individual and the Community in the Normative Traditions of Judaism*, in: *Daniel H. Frank* (Hrsg.), *Autonomy and Judaism. The Individual and the Community in Jewish Philosophical Thought* (Albany 1992) 69–119; *Gerald J. Blidstein*, *Individual and community in the Middle Ages: "Halakhic" Theory*, in: *Daniel J. Elazar* (Hrsg.), *Kinship and Consent. The Jewish Political Tradition and Its Contemporary Uses* (New Brunswick 1997) 327–369; *David Novak*, *Is there a Concept of Individual Rights in Jewish Law?*, in: *Jewish Law Association Studies* 7 (1994) 129–152. Wie konträr letztlich die Frage der Stellung des Individuums in der vormodernen jüdischen Gesellschaft, gerade auch in Zusammenhang mit der Produktion autobiographischer Schriften, beurteilt wird, zeigt *Michael Stanislawski*, *Autobiographical Jews: Essays in Jewish Self-Fashioning* (The Samuel & Althea Stroum Lectures in Jewish Studies, Seattle, London 2004) 10f.

interdisziplinär uneindeutig konnotiert und innerhalb der Geschichtswissenschaft hegemonial besetzt durch das über sich selbst schreibende oder sich selbst porträtierende „Ich“ als Vorstufe des modernen Individuums. Der Prozeß, den das Individuum artikuliert, wird als Emanzipation oder als Gewinn von Autonomie interpretiert; diesem Prozeß eignet ein letztlich teleologischer Charakter, und er ist weitgehend begrenzt auf eine männliche, christliche, städtische und gebildete Schicht, mithin nur einen kleinen Teil der Bevölkerung. Er findet, so die Groß-Erzählung, mit dem Beginn der modernen, bürgerlich-anthropologischen Autobiographik im Gefolge von Jean Jaques Rousseau um 1750 den Anschluß an die Moderne³.

Aus diesem Grund haben Gabriele Jancke und Claudia Ulbrich jüngst überzeugend den Vorschlag gemacht, den Begriff des „Individuums“ durch den der „Person“ zu ersetzen. Da es zunächst erforderlich ist, dieses neue Konzept zu füllen, steht im Moment noch kein zugehöriger Prozeß-Begriff zur Verfügung bzw. ein begriffliches Instrumentarium, das in der Lage wäre, den Individualisierungsbegriff zu ersetzen und seine Unschärfe zu präzisieren⁴.

Für meine ersten ‚Probebohrungen‘ auf dem Feld der Individualisierung von Juden in der Frühen Neuzeit möchte ich deshalb trotz aller Bedenken an dem vorgegebenen Begriff, der auch das Tagungsthema bestimmte, festhalten, um das Prozeßhafte der Entwicklung nicht auszuklammern. Ich möchte jedoch genau definieren, was ich darunter verstehe, und setze dabei so niedrigschwellig an, daß in den Begriffen der ‚Ballast‘ an Vorverständnissen möglichst gering gehalten wird.

„Individuum“ möchte ich folglich nicht durch Qualitäten bestimmen, die die Festlegung eines Zieles verlangen nach dem Maßstab: Jetzt ist die Person noch kein / ein Individuum. Denn abgesehen von der Fragwürdigkeit der Kriterien öffnet dies der Teleologie Tür und Tor. „Individuum“ soll vielmehr heuristisch und quantitativ definiert werden als wahrnehmbare Einzelperson, die in ihrer Einzelheit operationalisiert werden kann, in ihrer Existenz jedoch immer bezogen ist auf das Kollektiv, die Gruppe, die Gesellschaft, der sie angehört. „Individualität“ hingegen beschreibt einen Zustand, benennt die Unterscheidbarkeit einer Person von anderen Personen, die nach Möglichkeit auch anhand der Reflexion des Individuums über sich selbst zu überprüfen ist; sie hängt von den jeweils gültigen Normen ab und artikuliert sich folglich für jede Kultur und jede Zeit anders⁵. An bestimm-

³ Siehe Gabriele Jancke, Claudia Ulbrich, Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung, in: Gabriele Jancke (Hrsg.), Querelles. Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung 10: Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung (Göttingen 2005) 7-27, 13ff.; zum Ganzen auch Eva Kormann, Ich, Welt und Gott. Autobiographik im 17. Jahrhundert (Selbstzeugnisse der Neuzeit 13, Köln, Weimar, Wien 2004) bes. 43ff.

⁴ Jancke, Ulbrich, Person (wie Anm. 3).

⁵ Auf die strukturellen Rahmenbedingungen von Individualisierung in der Geschichte verweist besonders Michael Sonntag, „Das Verborgene des Herzens“. Zur Geschichte der Individualität (Reinbek b. Hamburg 1999), überzeichnet jedoch m.E. die Bedeutung der etatistischen und makrohistorischen Perspektive.

te Epochen ist sie nicht gebunden und läßt sich in der abendländischen Kultur spätestens seit dem 5. Jahrhundert v. u. Z. in den Texten der griechischen Philosophen in vollem Selbstbewußtsein nachweisen. Mit jeder neuen Welle der Rezeption griechischer Philosophie (Christentum, Renaissance) wurden diese Vorstellungen aktualisiert, wobei Zeiträume gesellschaftlicher Verdichtung und Differenzierung – wie sie besonders die Neuzeit kennzeichnen – eine schärfere Konturierung von Individualität, d. h. Individualisierung beförderten⁶.

Mein Verständnis von „Individualisierung“ greift die berechtigte Kritik an der Engführung und Hegemonie des in der Geschichtswissenschaft verbreiteten Individualisierungsmodells auf und stützt sich auf weitgehend kongruente Vorstellungen der Philosophie und der klassischen Soziologie: Das „Ich“ ist ohne ein Gegenüber nicht denk- und wahrnehmbar. Flavia Kippele hat in ihrer vergleichenden Analyse soziologischer Klassiker zum Thema Individualisierung mit folgender Arbeitsdefinition gearbeitet:

„Individualisierung ist ein Prozeß, bei dem sich die Art des Eingebundenseins des Individuums in die Gesellschaft verändert. Der Individualisierungsprozeß ist in diesem Sinne die Veränderung des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft im Verlaufe der Zeit.“⁷ Diese Definition möchte ich präzisieren und erweitern: Das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft ist geprägt durch Kultur und Normen der Gesellschaft, durch soziale Beziehungen und Bindungen. Es wird im Zuge der Individualisierung definiert und/oder verändert, „Veränderung“ impliziert nicht automatisch ein „Mehr“ an Individualität. Der Prozeß der Individualisierung umfaßt eine Wahrnehmungs-, eine Deutungs- und eine Handlungsdimension.

Zwar weisen auch die von Kippele untersuchten Klassiker (Marx/Engels, Tönnies, Simmel, Durkheim, Weber, Elias) die Tendenz zu einer letztlich teleologischen Deutung des Individualisierungsprozesses im Laufe der Geschichte auf, doch in der Summe finden sich in diesen Studien Aspekte eines wesentlich breiteren Individualisierungsverständnisses: Es geht nicht nur um Emanzipation und Autonomie, sondern z. B. auch um soziale Vernetzung, die Bewußtwerdung des eigenen Ichs, Isolierung und Ohnmacht⁸.

Pluralität und Kontextabhängigkeit der Individualisierungsweisen, „Zeitlosigkeit“ einerseits und „Konjunkturen“ andererseits stellen die Eckpfeiler einer historischen Individualisierungsforschung dar, von denen ich im folgenden ausgehe⁹.

⁶ Volker Gerhardt, Individualität. Das Element der Welt (München 2000) 7, 17f., 26ff., 30ff.

⁷ Flavia Kippele, Was heißt Individualisierung? Die Antworten soziologischer Klassiker (Opladen, Wiesbaden 1998) 15.

⁸ Siehe hierzu auch den Beitrag von Gabriele Jancke, Patronagebeziehungen in autobiographischen Schriften des 16. Jahrhunderts – Individualisierungsweisen? in diesem Band.

⁹ Siehe hierzu Sonntag, „Das Verborgene des Herzens“ (wie Anm. 5) 15ff., 19f., 27ff.; Martin Scheutz, Harald Tersch, Individualisierungsprozesse in der Frühen Neuzeit? Anmerkungen zu einem Konzept, in: Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit 1, H. 2 (2001) 38–59; Junge spricht von „Individualisierungsschüben“, Matthias Junge, Individualisierung (Campus Einführungen, Frankfurt, New York 2002) 37ff.

Juden und Christen in der Frühen Neuzeit waren teils parallel, teils gemeinsam solchen individualisierungsfördernden Strukturen und Veränderungsprozessen ausgesetzt (z. B. Merkantilismus, Rechtspflege, Bildungssoffensive)¹⁰; andere Wandlungsprozesse wiederum kreierten für die jüdische Minderheit eine eigene, von der der Mehrheit abweichende Chronologie.

Da es abgesehen von wenigen Publikationen zur normativen Festlegung des Verhältnisses zwischen Individuum und Gemeinschaft im Judentum¹¹ keine Forschungen zum Thema Individualisierung gibt, möchte ich nach einer Vorstellung der zur Verfügung stehenden Quellen zum einen auf die frühneuzeitlichen Rahmenbedingungen jüdischen Handelns zwischen Individuum und Gesellschaft eingehen und zum anderen anhand von chronologisch gruppierten Beispielen Facetten einer Individualisierung von Juden zur Diskussion stellen. Aus forschungspragmatischen Gründen bleiben dabei die Gelehrten, die klassische ‚Klientel‘ der Individualisierungsforschung, ausgeklammert, es geht schwerpunktmäßig, aber nicht ausschließlich, um Angehörige der jüdischen Wirtschaftselite. Nicht nur aus quantitativen Gründen – autobiographische Schriften liegen nur in sehr geringer Zahl vor und harren noch der (vergleichenden) Untersuchung¹² –, sondern auch im Sinne einer Erweiterung der Perspektive werde ich dafür nicht allein auf Selbstzeugnisse zurückgreifen, sondern versuchen, auch aus dem eigenen Handeln der Personen Rückschlüsse auf Individualisierungsprozesse zu ziehen¹³. Es soll also explizit nicht darum gehen, das bekannte Individualisierungsmodell anhand der bekannten Quellen nun auch an den Juden „zu erproben“, in dem Sinne: sie sind auch oder früher oder später dem Vorbild ihrer Umgebung gefolgt. Vielmehr sollen die genannten Eckpfeiler einer historischen Individualisierungsforschung am Beispiel der ethnisch-religiösen Minderheitsgruppe auf ihre Relevanz überprüft werden, um abschließend einen ersten Überblick zu wagen über die spezifischen Individualisierungsweisen im Spannungsfeld zweier Kulturen.

¹⁰ David Warren Sabean, Production of the Self during the Age of Confessionalism, in: Central European History 29 (1996) 1–18; Richard van Dülmen, Die Entdeckung des Individuums, 1500–1800 (Europäische Geschichte, Frankfurt a. M. 1997) 53ff., 57ff., 110ff.; van Dülmen weist hier auf wichtige gesellschaftliche Strukturen hin, die er allerdings in das bekannte teleologische Schema einordnet.

¹¹ Siehe oben Anm. 2.

¹² Arroyo spricht von derzeit etwa 20 bekannten Texten bis zum 18. Jahrhundert, „die einen deutlich autobiographischen Modus aufweisen“, Inka Arroyo, Autobiographik – Genre oder Modus der hebräischen Literatur?, in: Michael Brocke, Aubrey Pomerance, Andrea Schatz (Hrsg.), Neuer Anbruch. Zur deutsch-jüdischen Geschichte und Kultur (minima judaica 1, Berlin 2001) 161–174, 165ff.

¹³ Siehe Jancke, Patronagebeziehungen (wie Anm. 8); Scheutz, Tersch, Individualisierungsprozesse (wie Anm. 9); Yrjö Engeström, Michael Cole, Auf der Suche nach einer Methodologie: eine kulturhistorische Annäherung an Individualität, in: Thomas Mies, Armin Regenbogen, Lucien Sève (Hrsg.), Individualisierung in der Gesellschaft (Dialektik. Enzyklopädische Zeitschrift für Philosophie und Wissenschaften 1991/3, Hamburg 1991) 37–51.

1. Bedingungen für Individualität im Judentum

Anders als das Christentum war und ist das Judentum zugleich als religiöse wie als ethnische Gemeinschaft definiert, deren soziale Normen der Religion inhärent sind. Im Zentrum der kultisch-religiösen Praxis wie des Alltags steht die Erfüllung der Ge- und Verbote, die nicht durch eine Priesterkaste überwacht wird, sondern für die die Gemeinschaft und der einzelne Gläubige selbst verantwortlich sind. Trotz aller göttlichen Vorsehung hat jeder die Wahl, sich für Gut oder Böse zu entscheiden und seine Sünden individuell zu bereuen. Jeder Mann ist überdies dazu aufgerufen, sich nach seinen Fähigkeiten mit dem Studium der religiösen Schriften, allen voran der Thora zu beschäftigen. Aufgrund dieser Aufgabe lag in der Frühen Neuzeit trotz mancher Bildungsdefizite auf dem Lande die Alphabetisierungs- und Bildungsquote im jüdischen Teil der Bevölkerung höher als im Durchschnitt der nichtjüdischen Gesellschaft. Aufgabe der (religiösen) Gelehrten, der Rabbiner, war nicht die Heilsvermittlung, sondern die Entscheidung, Auslegung und Aktualisierung des Rechts, die Überwachung der Reinheitsgesetze (Kaschrut), die Ausstellung von Scheidebriefen sowie die Regelung von sozialen Konflikten innerhalb der Gemeinschaft, unabhängig von ihrem religiösen oder profanen Gehalt. Diese Kompetenzen gaben sie im Zuge ihrer Lehrtätigkeit an die folgenden Generationen weiter¹⁴.

Scheint damit Individualität oder jedenfalls das Ausmaß individueller Verantwortung im Judentum größer als in den christlichen Konfessionen, so erweist sich auch hier das Individuum eingebunden in die charakteristischen Strukturen vor-moderner Gesellschaften. Die Minderheitenstellung der Juden mit all ihren normativen, sozialen und mentalen Implikationen vergrößerte darüber hinaus die Abhängigkeit des Einzelnen von seiner Gemeinschaft und zwang diese in besonderer Weise, normierend auf das Verhalten der Einzelnen im Umgang mit Nicht-Juden oder aber auf die Außenwirkung der ganzen Gemeinde einzuwirken. Normen, die das Funktionieren der Gesellschaft regelten, wurden wie anderswo mit verschiedenen Zwangsmitteln gegen 'egoistische' Interessen Einzelner durchgesetzt. Die äußere Wahrnehmung und Stigmatisierung von Juden primär über ihre Gruppenzugehörigkeit ließ ebenfalls wenig Spielraum für ein individuelles Bewußtsein und Verhalten. Andererseits erlebten viele Juden prekäre Situationen der Isolierung etwa wenn sie auf Reisen waren¹⁵ oder sich mehr oder weniger freiwillig an einem Ort niederließen, wo es bislang keine oder nur sehr wenige Juden gab.

¹⁴ Hierzu und zum Folgenden für den deutschsprachigen Raum des späten Mittelalters *Mordechai Breuer, Yacov Guggenheim*, Die jüdische Gemeinde, Gesellschaft und Kultur, in: *Arye Maimon s.A., Mordechai Breuer, Yacov Guggenheim* (Hrsg.), *Germania Judaica*, Bd. III: 1350-1519, Teilbd. 3: Gebietsartikel, Einleitungsartikel und Indices (Tübingen 2003) 2079-2138.

¹⁵ Hinweise hierauf finden sich in allen jüdischen Selbstzeugnissen, so z. B. bei Ascher Levi, *M[oses] Ginsburger* (Bearb.), *Die Memoiren des Ascher Levy aus Reichshofen im Elsaß* (1598-1635), hrsg., übersetzt und mit Anmerkungen versehen (Berlin 1913) 12f.; auch Glikl kommt vielfach darauf zu sprechen, siehe *David Kaufmann* (Hrsg.), *Zikhronot marat Glikl Hamel mishnat tav-zayin ad tav-ayin-tet* (Die Memoiren der Glückel von Hameln, 1645-

Individualitätsfördernde Momente finden sich schließlich im Bereich der Wirtschaft. Als Nicht-Christen kam den Juden innerhalb der ständisch-zünftischen, von christlichen Korporationsgedanken getragenen Wirtschaftsordnung faktisch immer eine Lückenbüßer- und damit eine Sonderrolle zu – mit den bekannten einschränkenden wie emanzipierenden Konsequenzen¹⁶. Denn ihr Wirtschaften war von dem zünftischen Ziel des Gemeinen Nutzens befreit. Sie konnten und mußten sich flexibler und individualistischer verhalten, sich angesichts der strengen Normierung Nischen suchen und ihren ökonomischen Spielraum ausnutzen. Doch auch in der jüdischen Gesellschaft gab es Grenzziehungen, die dem Nahrungsprinzip der Zünfte ähnelten: So wurde über eine Kontrolle der Zahl der Haushalte einer Gemeinde (Cherem ha-Jischuw) der Nahrungsspielraum für den einzelnen geschützt, und es gab klar abgegrenzte Zonen, in denen Einwohner eines bestimmten Ortes Handel treiben durften und andere nicht¹⁷.

Individualisierung von Juden in der Vormoderne fand in einem von zwei Seiten normativ und kulturell kodierten Rahmen statt. Als ein von der einzelnen Person ausgehender Prozeß betraf sie primär die unmittelbare Umgebung dieser Person, d.h. Familie und jüdische Gesellschaft; letztlich war jedoch fast immer das Verhältnis zur jüdischen wie zur christlichen Gesellschaft tangiert. Juden verfügten damit über ein von dem der Christen abweichendes Spektrum an Wahrnehmungs-, Deutungs- und Handlungsoptionen, denen sich je besondere Individualisierungsweisen verdanken.

2. Quellengattungen und Forschungsperspektiven

Die Überlieferung von Juden und Christen zum Thema Individualisierung unterscheidet sich hinsichtlich der Vielfalt ihrer Sprachen. Im Fall der Selbstzeugnisse sind mit der Sprachwahl bzw. -entscheidung spezifische Voraussetzungen bzw.

1719) (Frankfurt a.M. 1896); neu ediert: *Chava Turniansky* (Hrsg.), *Glikl, Memoirs 1691–1719*. Ed. and transl. from the Yiddish [yidd. and hebr.] (Jerusalem 2006); Die Memoiren der Glückel von Hameln. Aus dem Jüdisch-Deutschen von *Bertha Pappenheim* (Autorisierte Übertragung nach der Ausgabe von *David Kaufmann*, Wien 1910) (Weinheim 1994); diese Passagen sind extensiv ausgewertet in *Robert Liberles*, *An der Schwelle zur Moderne: 1618–1780*, in: *Marion Kaplan* (Hrsg.), *Geschichte des jüdischen Alltags in Deutschland. Vom 17. Jahrhundert bis 1945* (München 2003) 19–122, hier 33ff. Aus Sicherheitsgründen reisten Juden – wenn irgend möglich – nicht alleine.

¹⁶ *Michael Toch*, *Die Juden im mittelalterlichen Reich* (Enzyklopädie deutscher Geschichte 44, München 1998) 6ff., 96ff.; *Rotraud Ries*, *Potentials and Limits of Jewish Economic History: Northern Germany in the 15th and 16th Century*, in: *Il ruolo economico delle Minoranze in Europa, Secc. XIII–XVIII*, a cura di *Simonetta Cavaciocchi* (Istituto internazionale di storia economica "F. Datini" Prato, Serie II: Atti delle "Settimane di Studi" e altri Convegni 31, Prato 2000) 195–207, 195f.

¹⁷ *Breuer, Guggenheim*, (wie Anm. 14) 2079f.; dies vor allem dort, wo sich aufgrund der Anzahl der Juden überhaupt von Konkurrenz sprechen läßt und innerjüdische Regelungs- und Normierungsmechanismen vorhanden waren, um Absprachen dieser Art zu tätigen und durchzusetzen; ein Beispiel für das 18. Jahrhundert: *Sabine Ullmann*, *Nachbarschaft und*

Kontexte konnotiert¹⁸. Angesichts der Defizite in der Erforschung der deutsch-jüdischen Geschichte gerade der Frühen Neuzeit¹⁹, für die weiterhin vor allem Grundlagenarbeit zu leisten ist und geleistet wird, kann der Forschungsstand zu diesen Quellen im besten Fall als moderat hoffnungsvoll bezeichnet werden: Erst in den letzten Jahren sind die wenigen autobiographischen Schriften frühneuzeitlicher Juden wieder oder erstmals ins Blickfeld gerückt, allen voran die in vielen Beziehungen herausragende Schrift von Glikl bas Judah Leib oder Glückel von Hameln, der vor einem Jahrzehnt immerhin Teile einer Monographie sowie eine ganze Tagung gewidmet wurden²⁰. Ähnliches gilt für die Konvertitenautobiographien, die Juden und Judentum in meist negativem Sinne darstellen, weil sie als Bekehrungsschriften aus einer neu-christlichen Perspektive geschrieben sind²¹. Eine vergleichende, systematische, methodisch von der Selbstzeugnisse-Forschung herkommende und kontextualisierende Analyse steht für beide Gruppen noch aus²². Noch weniger beachtet worden ist bislang das gerade unter den meist weit zerstreut lebenden und auch im Alltag oft sehr mobilen Juden verbreitete Kommuni-

Konkurrenz. Juden und Christen in Dörfern der Markgrafschaft Burgau 1650 bis 1750 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 151, Göttingen 1999) 257ff.

¹⁸ Siehe dazu Jancke, Autobiographie (wie Anm. 1) 169ff.

¹⁹ Siehe Stefan Rohrbacher, Jüdische Geschichte, in: Michael Brenner, Stefan Rohrbacher (Hrsg.), Wissenschaft vom Judentum. Annäherungen nach dem Holocaust (Göttingen 2000) 164–176, 174f.

²⁰ Natalie Zemon Davis, Drei Frauenleben. Glikl, Marie de l'Incarnation, Maria Sibylla Merian (Berlin 1995) 11ff.; Monika Richarz (Hrsg.), Die Hamburger Kauffrau Glikl – Jüdische Existenz in der frühen Neuzeit (Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden 24, Hamburg 2001).

²¹ Elisheva Carlebach, Divided Souls: Converts from Judaism in Germany, 1500–1750 (New Haven, London 2001); eher oberflächlich Johannes Graf (Hrsg.), Judaeus Conversus. Christlich-jüdische Konvertitenautobiographien des 18. Jahrhunderts. Im Anschluß an Vorarbeiten von Michael Schmidt und unter Mitwirkung von Elisabeth Emter (Frankfurt a. M. [u. a.] 1997); Gesine Carl, Zwischen zwei Welten? – Übertritte von Juden zum Christentum im Spiegel von Konversionserzählungen des 17. und 18. Jahrhunderts (Phil. Diss., Universität Saarbrücken 2006).

²² Alan Mintz, "Banished from Their Father's Table". Loss of Faith and Hebrew Autobiography (Jewish Literature and Culture, Bloomington/Indianapolis 1989), und Marcus Moseley, Jewish Autobiography: The Elusive Subject, in: The Jewish Quarterly Review 95/1 (2005) 16–59, messen die vormodernen Schriften am Maßstab des modernen Genres und werten ihren autobiographischen Status ab; zum Genre Arroyo, (wie Anm. 12); neue und weiterführende Deutungsansätze finden sich jetzt bei Stanislawski, Autobiographical Jews (wie Anm. 2), der eine diachrone Perspektive seit der Antike (Flavius Josephus) verfolgt und den konstruktivistischen Charakter der Schriften hervorhebt. In den kurzen Kapiteln zu einzelnen Autoren kann er seine Thesen allerdings nur sehr punktuell beweisen; J. H. Chajes, Accounting for the Self. Preliminary Generic-Historical Reflections on Early Modern Jewish Egodocuments, in: The Jewish Quarterly Review 95/1 (2005) 1–15, bietet einen breiten Überblick über das Spektrum vormoderner autobiographischer Schriften im Judentum und holt die Genre-Frage in den Alltag der Schreiber und Schreiberinnen zurück; dazu unten S. 111; siehe auch Gabriele Jancke, Glikls Autobiographie im Kontext frühneuzeitlicher autobiographischer Schriften, in: Monika Richarz (Hrsg.), Die Hamburger Kauffrau Glikl. Jüdische Existenz in der frühen Neuzeit (Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden 24, Hamburg 2001) 91–122, hier 108ff.

kationsmedium der schriftlichen Korrespondenz²³: Mindestens in den schriftkundigen und regional oder überregional vernetzten Teilen der jüdischen Gesellschaft ist ein reger Briefwechsel gepflegt worden, sei es zu geschäftlichen, sei es, oft damit vermischt, zu privaten Zwecken. Die Überlieferungsbedingungen dieser Korrespondenzen im privaten oder institutionellen Rahmen sind jedoch noch schlechter als im christlichen Teil der Gesellschaft. Man bleibt verwiesen auf (selten genug) abgefangene Briefe oder Beilagen in Akten juristischer Provenienz; auch geschäftliche Schriftwechsel mit deutsch-sprachigen Autographen von Juden sind mitunter noch vorhanden²⁴. Die Beschäftigung mit Testamenten, vor allem solchen, deren Inhalt über den reinen Besitztransfer hinausgeht, hat ebenfalls gerade erst begonnen²⁵.

In den mittelbaren Quellen zur Person artikuliert sich das Individuum nicht freiwillig und selbst, sondern wird in der Wiedergabe seiner Äußerung gebrochen durch Schreiber, Protokollanten, Justizpersonal etc. Dies gilt für Christen wie für Juden; möglicherweise jedoch bedeutet die andere, die schreibende Person für einen Juden und sein Anliegen, seine Aussage etwas anderes als für einen Christen, weicht das Geschriebene anders oder stärker ab vom Gesprochenen. Und möglicherweise geht auch ein Jude mit im Prinzip vergleichbaren Situationen und Personen anders um, zeigt seine Individualität anders als ein Christ²⁶.

²³ Alfred Landau, Bernhard Wachstein (Hrsg.), *Jüdische Privatbriefe aus dem Jahre 1619*. Nach den Originalen des k.u.k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs im Auftrage der Historischen Kommission der Israelitischen Kultusgemeinde in Wien hg. Mit acht Schrifttafeln (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Juden in Deutsch-Österreich 3, Wien, Leipzig 1911); *S[alomo] H[ugo] Lieben*, Briefe von 1744–1748 über die Austreibung der Juden aus Prag, in: *Jahrbuch der Gesellschaft für Geschichte der Juden in der Czechoslovakischen Republik* 4 (1932) 353–479; Günter Marwedel, Zu jiddischen Briefen aus der Zeit und Umwelt Glückels von Hameln, in: Hermann-Josef Müller, Walter Röhl (Hrsg.), *Fragen des älteren Jiddisch*. Kolloquium in Trier 1976, Vorträge (Trierer Beiträge, Sonderheft 2, Trier 1977) 46–56; Erika Timm, Zwei neu aufgefundene jiddische Briefe von 1602 und ihre Bedeutung für die Sozial- und Sprachgeschichte, in: *Aschkenas* 4/2 (1992) 449–468 (mit einer Auflistung überlieferter Korrespondenzen bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts, 449f.); Bernd-Wilhelm Linnemeier, Rosemarie Kosche, „Darum meine lieben Söhne, gedenkt, daß es Gott der Allmächtige so mit uns haben will, daß wir so zerstreut sind ...“. Jüdische Privatkorrespondenz des mittleren 16. Jahrhunderts aus dem nordöstlichen Westfalen, in: *Aschkenas* 8/2 (1998) 275–324; Sabine Hödl, Die Briefe von Prager an Wiener Juden (1619) als familienhistorische Quelle, in: Sabine Hödl, Martha Keil (Hrsg.), *Die jüdische Familie in Geschichte und Gegenwart* (Berlin, Bodenheim 1999) 51–77.

²⁴ Vgl. Rüdiger Kröger, Deutschsprachige Literalität in Familie und Umfeld von Jobst Goldschmidt alias Josef Hameln, in: Birgit E. Klein, Rotraud Ries (Hrsg.), *Selbstzeugnisse, Ego-Dokumente und Fremddarstellungen frühneuzeitlicher Juden in Aschkenas* (minima judaica 6, Berlin 2007 [im Druck]), der auf die Bedeutung von Adelsarchiven als Überlieferungsort solcher Quellen hinweist.

²⁵ Siehe Avriel Bar-Levav, „When I was Alive“: Jewish Ethical Wills as Egodocuments, in: Rudolf Dekker (Hrsg.), *Egodocuments and History. Autobiographical Writing in its Social Context since the Middle Ages* (Hilversum 2002) 45–59.

²⁶ Ein Beispiel: Rotraud Ries, Bilder und Konstruktionen über einen Grenzgänger. Der Prozeß gegen den Ansbacher Hofjuden Elkan Fränkel 1712, in: Mark Häberlein, Martin

Neben den aufgeführten Schriftquellen wird in der christlichen Welt Porträts, nicht nur in der Form von Selbstporträts, eine Relevanz für den Individualisierungsprozeß, für die Entdeckung des Individuums und seine Positionierung im Mittelpunkt (eines Gemäldes) zugeschrieben²⁷. Soweit bekannt, gibt es Selbstporträts in Ermangelung jüdischer Porträtmaler für den mitteleuropäischen, aschkenasisch geprägten Kulturraum in der Vormoderne nicht²⁸, wohl aber Porträts von Angehörigen der jüdischen Wirtschaftselite seit dem Ende des 17. und aufgeklärter jüdischer Gelehrter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, mit denen christliche Maler von ihren jüdischen Kunden beauftragt wurden. Als direkte Quelle für die Darstellung des Selbst und Formen der Selbstinszenierung fallen Porträts damit zwar aus; doch die Aneignung der bürgerlichen Porträtkultur der christlichen Mehrheitsgesellschaft im Widerspruch zu dem in der jüdischen Gesellschaft weit hin akzeptierten Bilderverbot²⁹ kann als Indiz gelesen werden für Individualisierungsweisen an der Grenze zwischen Minderheits- und Mehrheitsgesellschaft, für Bedeutung und Präsentation des Ich in einem spezifischen Habitus zumeist im familiären, seltener im gemeindlichen, mitunter aber sogar im Kontext höfischer Kultur.

Abgesehen von diesen Quellen, denen, was die Geschichte der christlichen Bevölkerung angeht, eine besondere Relevanz für Individualisierungsprozesse in der bisherigen Forschung weitgehend unhinterfragt zugesprochen wurde, ist für das mehr oder weniger individualistische Handeln einzelner Personen eine Vielzahl weiterer Quellen – auch Sachquellen – heranzuziehen. Sie sollten dadurch gekennzeichnet sein, daß in ihnen direktes und wenigstens partiell eigenständiges Handeln der fraglichen Personen unmittelbar sichtbar wird, was im Falle der Individualisierung von Juden in jedem Fall die Berücksichtigung innerjüdischer wie externer Quellen gebietet³⁰. Hier ist für Juden wie Nichtjuden erst noch eine Menge systematisch-methodischer Vorarbeit zu leisten.

Zürn (Hrsg.), *Minderheiten, Obrigkeit und Gesellschaft in der frühen Neuzeit. Integrations- und Abgrenzungsprozesse im süddeutschen Raum* (St. Katharinen 2001) 317–338.

²⁷ Hans Robert Jauss, *Zur Entdeckung des Individuums in der Porträtmalerei*, in: Manfred Frank, Anselm Haverkamp (Hrsg.), *Individualität* (Poetik und Hermeneutik 13, München 1988) 599–605, 603f.

²⁸ Hannelore Künzl, *Zur Entwicklung des frühen Rabbinerporträts*, in: Michael Graetz, Hannelore Künzl (Hrsg.), *Vom Mittelalter in die Neuzeit – Jüdische Städtebilder: Frankfurt – Prag – Amsterdam. Essayband zur Jubiläumsausstellung. Unter Mitarbeit von Anne Alter und Annedore Gisbert* (Heidelberg 1999) 31–43, 41f.; zum weiteren Kontext *dies.*, *Die jüdische Kunst zwischen Mittelalter und Moderne: das 16. bis 18. Jahrhundert*, in: Michael Graetz (Hrsg.), *Schöpferische Momente des europäischen Judentums in der frühen Neuzeit* (Heidelberg 2000) 75–96.

²⁹ Felicitas Heimann-Jelinek, *Zum so genannten Bilderverbot*, in: Michael Graetz (Hrsg.), *Ein Leben für die jüdische Kunst. Gedenkband für Hannelore Künzl* (Schriften der Hochschule für Jüdische Studien 4, Heidelberg 2003) 21–31.

³⁰ Eine Dichotomie der Quellen, wie sie die Terminologie suggeriert, besteht in dieser klaren Trennung nicht, s. Mordechai Breuer, Yacov Guggenheim, Vorwort, in: Arye Maimon s. A., Mordechai Breuer, Yacov Guggenheim (Hrsg.), *Germania Judaica*, Bd. III: 1350–1519, Teilbd. 3: Gebietsartikel, Einleitungsartikel und Indices (Tübingen 2003) VII–X, VIII.

3. Rahmenbedingungen jüdischen Handelns in der Frühen Neuzeit

Die spätmittelalterlichen Vertreibungen und die Zerschlagung der gemeindlichen Infrastruktur mit der Konsequenz von Abwanderung, Zerstreuung und Vereinzelung stellten für die Juden eine besondere, quantitative und siedlungsgeschichtliche Ursache von Vereinzelung und damit eine Herausforderung zur Individualisierung dar. In dieser Umbruchsituation im 16. Jahrhundert, als es außer in Frankfurt a.M. und in Worms keine großen und insgesamt nur noch wenige funktionierende Gemeinden in den kaisernahen Zentralregionen des Reiches gab, übernahmen es einzelne, meist rabbinisch gebildete Führungspersönlichkeiten aus diesen Gemeinden (Frankfurt, Worms, Elsaß), ihre individuellen Fähigkeiten gemeinsam zugunsten eines Wiederaufbaus funktionsfähiger Strukturen einzusetzen und die von ihnen als solche definierten gemeinsamen Anliegen der Judenschaft diplomatisch den betreffenden Obrigkeiten vorzutragen. Die Bemühungen der auf eine reichsweite Organisation der Juden zielenden Führungsgruppe, allen voran bis zu seinem Tod 1554 Josel von Rosheim, die die politische Vertretung am Kaiserhof, Organisation des Steuerwesens und Regelung der Gerichtsbarkeit zum Kern hatten, brachen nach der gerichtlichen Untersuchung gegen die sog. Rabbinerversammlung von Frankfurt (1603) in den Jahren nach 1606 zusammen. Damit kam ein Prozeß zum Abschluß, der sich in der traditionell sehr auf Autonomie bedachten Judenschaft bereits ab etwa 1570 als expliziter Widerstand aus den Regionen artikuliert hatte. Mehr noch als auf Reichsebene war es jedoch nicht eine Gemeinde oder gar eine Medinah („Land“), eine regionale Judenschaft, die sich den Zentralisierungsbemühungen widersetzte, sondern mit dem legendär reichen Simon Günzburg ein einzelner, in Schwaben mächtiger Mann³¹.

Parallel zu den Führern und Vertretern (Schtadlanim) der Juden auf Reichsebene profilierten sich als „Umbruchsgewinnler“ nämlich bis etwa zur Mitte des 17. Jahrhunderts eine ganze Reihe exzentrischer bis egoistischer Einzelpersonlich-

³¹ Stefan Rohrbacher, Ungleiche Partnerschaft. Simon Günzburg und die erste Ansiedlung von Juden vor den Toren Augsburgs in der Frühen Neuzeit, in: Rolf Kießling, Sabine Ullmann (Hrsg.), Landjudentum im deutschen Südwesten während der Frühen Neuzeit, Red.: Ute Ecker-Offenhäuser u. Theresia Hörmann (Colloquia Augustana 10, Berlin 1999) 192–219; zum 16. Jahrhundert: ders., Die jüdischen Gemeinden in den Medinot Aschenas zwischen Spätmittelalter und Dreißigjährigem Krieg, in: Christoph Cluse, Alfred Haverkamp, Israel J. Yuval (Hrsg.), Jüdische Gemeinden und ihr christlicher Kontext in kulturträumlich vergleichender Betrachtung, von der Spätantike bis zum 18. Jahrhundert (Forschungen zur Geschichte der Juden A 13, Hannover 2003) 451–463; Yacov Guggenheim, „A suis paribus et non aliis iudicentur“: jüdische Gerichtsbarkeit, ihre Kontrolle durch die christliche Herrschaft und die „obersten rabi gemeiner Judenschaft im heiligen Reich“, in: Christoph Cluse, Alfred Haverkamp, Israel J. Yuval (Hrsg.), Jüdische Gemeinden und ihr christlicher Kontext in kulturträumlich vergleichender Betrachtung, von der Spätantike bis zum 18. Jahrhundert (Forschungen zur Geschichte der Juden A 13, Hannover 2003) 405–439; Rotraud Ries, Alte Herausforderungen unter neuen Bedingungen? Zur politischen Rolle der Elite in der Judenschaft des 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts, in: Sabine Hödl, Peter Rauscher, Barbara Staudinger (Hrsg.), Hofjuden und Landjuden. Jüdisches Leben in der Frühen Neuzeit (Berlin, Wien 2004) 91–141.

keiten von eher problematischer Prominenz. Ihr gemeinsames Merkmal war eine hohe Unabhängigkeit gegenüber den Normen der jüdischen wie der christlichen Gesellschaft, ihre v.a. auf den eigenen Nutzen zielende Handlungsmotivation, ihre Herrschernähe auf territorialer Ebene, häufig in Verbindung mit ökonomischen Funktionen und von der Obrigkeit definierten Führungsrollen in der sich höchst fragil rekonsolidierenden Judenschaft. Wie neu diese Rolle, wie individualistisch und experimentell für beide Seiten ihr Zuschnitt war, zeigt besonders die hohe Zahl von Konflikten zwischen diesen Männern und den jeweiligen Judenschaften. In ihren Funktionen lassen sie sich in manchem als Proto-Hofjuden bezeichnen³²; hier sollen sie jedoch plakativ unter dem Etikett „Egoisten“ firmieren.

Erst nach dem 30jährigen Krieg entstanden aufgrund der finanziellen und logistischen Bedürfnisse des frühmodernen Territorialstaates in breiterem Umfang dezidiert ökonomisch definierte Rahmenbedingungen für die Beschäftigung ökonomisch kompetenter, einzelner Juden in höfischen Diensten³³. Deren Leistungsfähigkeit beruhte, anders als bei den Proto-Hofjuden, nicht zuletzt auf Nutzung und Ausbau jüdischer Netzwerke. Nicht allein dies, sondern auch eine Judenpolitik, die die Rekonsolidierung jüdischer Siedlung und die Reorganisation jüdischer Infrastruktur erlaubte, band die ökonomische Elite wieder stärker in die Gemeinschaft ein und bot ein breites Aufgabenfeld gemäß der traditionellen jüdischen Oberschichtethik. Für die jüdische Gesellschaft spielten diese Hofjuden, vor allem die jeweils erste Generation, eine eminent wichtige, stabilisierende Rolle. Ökonomische und politische Basis hierfür war jedoch die höchst individuelle Rolle, die diese Juden am Hof einnahmen.

Denn strukturell setzte die Tätigkeit als Hofjude ein hohes Maß an ökonomischer und kommunikativer Individualität voraus – und generierte wiederum Anreize für weitere Individualisierung. Trotz aller Einbindung in geschäftliche Zusammenhänge war der Jude am Hof auf sich allein gestellt und aufgrund seiner Position aus der Judenschaft herausgehoben. Die logische Konsequenz waren Führungs-, Sprecher- und Aufsichtsfunktionen, mit denen die Hofjuden als Mittler zwischen Judenschaft und Herrschaft von beiden Seiten betraut wurden. Auf der anderen Seite aber fand die weitere Individualisierung in einem sozialen, kulturellen und politischen Kontext statt, der sich bis dahin außerhalb der Reichwei-

³² *Rotraud Ries*, Juden als herrschaftliche Funktionsträger, in: *Werner Paravicini* (Hrsg.), Höfe und Residenzen im spätmittelalterlichen Reich. Bilder und Begriffe, bearb. von *Jan Hirschbiegel*, *Jörg Wettlaufer*, T. 1–2, 1: Begriffe (Residenzenforschung 15. II, T. 1, Sigmaringen 2005) 303–306; siehe jedoch die Wiener Privilegien der Hofbefreiten um 1600, die fiskalisch-juristisch, in Fortentwicklung des Schutzjudenstatus definiert waren, d.h. nicht auf ein individualistisches Verhalten des Privilegierten zurückgingen, *Barbara Staudinger*, „Auß sonderbaren khayserlichen gnaden“. Die Privilegien der Wiener Hofjuden im 16. und 17. Jahrhundert, in: *Frühneuzeit-Info* 12,1 (2001) 21–39, 24ff.

³³ *Rainer Gömmel*, Hofjuden und Wirtschaft im Merkantilismus, in: *Rotraud Ries*, *J. Friedrich Battenberg* (Hrsg.), Hofjuden – Ökonomie und Interkulturalität. Die jüdische Wirtschaftselite im 18. Jahrhundert (Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden 25, Hamburg 2002) 59–65.

te jüdischer Erfahrung befunden hatte und nun Vorbilder bot für die Gestaltung des eigenen Lebensstils. Ökonomische Bedeutung, rechtliche Privilegierung, kommunikative Nähe zum Herrscher und seinen Beamten, Führungsfunktionen in der Judenschaft und ein Lebensstil, der dem der Hofbeamten angenähert war, kreierten ein Bewußtsein individueller Bedeutung jenseits der Prominenz der rabbinischen Gelehrten, das es in der jüdischen Gesellschaft vorher nicht gegeben hatte. Da es kaum Selbstzeugnisse gibt, sind Reflexionen über diesen Bedeutungsgewinn allerdings selten zu finden; und in Aussagen vor Gericht und im Verhör wurde er situationsbedingt heruntergespielt (Elkan Fränkel, Joseph Süß Oppenheimer) und ist bestenfalls zwischen den Zeilen oder gegen den Strich herauszulesen³⁴.

Wie weit Porträts von Hofjuden als Selbststilisierung interpretiert werden können, ist erst noch genauer zu analysieren. Seit Ende des 17. Jahrhunderts entstanden die ersten Porträts, die sich formal zunächst an die meist in fremdem Auftrag angefertigten Rabbinerporträts (Gelehrtenporträts) anlehnten. Die dominierende Form wurde dann jedoch schnell das Bürgerporträt; von einer relativ autonomen lokalen Entwicklung in Anlehnung an das künstlerische Milieu vor Ort (Hofmaler) ist auszugehen. Es ließen sich selbstbewußte Männer abbilden, die trotz einer ihrer Funktion angemessenen Kleidung noch bis ca. 1780 an Bart und Kopfbedeckung – auch eine Perücke erfüllte ja diese Funktion – als Juden erkennbar waren. Nur von wenigen der Porträts weiß man, daß sie eine öffentliche oder doch semi-öffentliche Funktion hatten³⁵, alle übrigen dürften vor dem Beweis des Gegenteils vor allem dem familiären Gebrauch gedient haben – und gar erst, wenn sich der

³⁴ Ries, Bilder (wie Anm. 26) 329ff.; Hellmut G. Haasis, Joseph Süß Oppenheimer, genannt Jud Süß. Finanzier, Freidenker, Justizopfer (Reinbek 1998) 326 (solange eine moderne und professionellere Untersuchung des Prozesses gegen Joseph Süß Oppenheimer fehlt); Gerd Emberger, Rotraud Ries, Der Fall Joseph Süß Oppenheimer: Zum historischen Kern und den Wurzeln seiner Medialisierung, in: Alexandra Przyrembel, Jörg Schöner (Hrsg.), 'Jud Süß'. Hofjude, literarische Figur, antisemitisches Zerrbild (Frankfurt a. M., New York 2006) 29–55.

³⁵ Samuel Oppenheimer: Kupferstich, posthum in Auftrag gegeben von seinem Mitarbeiter Samuel Bürgel und gestaltet in Anlehnung an ein Gelehrten- bzw. Rabbinerporträt, verschiedentlich nachgedruckt, siehe Vivian B. Mann, Richard I. Cohen (Hrsg.), From Court Jews to the Rothschilds. Art, Patronage and Power 1600–1800 (Published in conjunction with the exhibition "From Court Jews ...", Jewish Museum, New York, Sept. 1996–Jan. 1997) (München, New York 1996) 208; zur Galerie der preußischen Königin Sophie Charlotte gehörte ein Porträt von Leffmann Behrens, Tilo Eggeling (Bearb.), Das Inventar des Schlosses Charlottenburg von 1705. Mit Anmerkungen zu den Gemälden von Gerd Bartoschke, in: Sophie Charlotte und ihr Schloß. Ein Musenhof des Barock in Brandenburg Preußen. Katalogbuch zur Ausstellung im Schloß Charlottenburg, Berlin, 6. November 1999 – 30. Januar 2000 (München, London, New York 1999) 348–368, 357, allerdings in Anm. 48 falsch identifiziert; auch in Schloß Herrenhausen, dem Witwensitz der hannoverschen Kurfürstin Sophie, hing ein Bild von Leffmann Behrens, Rotraud Ries, Die Residenzstadt Hannover als Kommunikationsraum für Juden und Christen um 1700, in: Hartmut Rudolph, Christoph Schulte (Hrsg.), Leibniz' Stellung zum Judentum (2007 [im Druck]); Alexander David soll sein Porträt der jüdischen Gemeinde in Braunschweig geschenkt haben, Gutman Rülff, Das Museum der israelitischen Gemeinde Braunschweig, in: Mitteilungen zur jüdischen Volkskunde 19/3 (1906) 89–94, 91f.; und das Haus der Familie Itzig mit seinen Familienporträts und der umfangreichen Gemäldesammlung stand zahlreichen Gästen offen und

Hofjude mit seiner Gattin in einem Ehepaar-Pendantbildnis abbilden ließ. Das Demonstrative lag also primär im Stolz der Familie auf den Erfolg, wofür auch spricht, daß es vor allem Porträts aus der ersten, der Aufsteigergeneration sind, die überliefert wurden.

Seit Ende des 17. Jahrhunderts war es jedoch nicht nur das hofnahe, ökonomisch-pragmatische Milieu der Hofjuden, in dem sich, relativ offensichtlich, Individualisierungsprozesse vollzogen, sondern auch unter jungen Intellektuellen gärte es, die als Angehörige der sekundären Bildungselite keine Aussichten hatten, ins rabbinische Establishment aufzusteigen³⁶. Weitgehend unbeobachtet von der jüdischen Öffentlichkeit und häufig allein widmeten sie sich autodidaktisch Teilen der jüdischen Tradition, die nicht zum üblichen Kanon gehörten, wagten es, Kritik an den sprachlichen Fähigkeiten der Autoritäten zu üben, lernten Fremdsprachen, beschäftigten sich mit Mathematik und Naturwissenschaften und machten es sich zur Aufgabe, ihren Glaubensgenossen wissenschaftliche Erkenntnisse der nicht-jüdischen Welt verfügbar zu machen³⁷. Zu ihnen gehörten als einzige universitär Gebildete die ersten an deutschen Universitäten promovierten jüdischen Mediziner. Abhängig vom sozialen und intellektuellen Kontext wählten die Angehörigen dieser sich neu ausbildenden und bald mit entsprechendem Selbstbewußtsein auftretenden intellektuellen Elite ganz individuell ihre Methoden und Felder, auch die Formen der Kommunikation mit anderen, seien es nun persönliche Kontakte, Briefe oder Bücher. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstanden an wenigen Orten Gruppen von Maskilim (jüdischen Aufklärern), die es erlauben, von der Haskala, der jüdischen Aufklärung, als einer Bewegung zu sprechen. In vielen anderen Gemeinden blieb das Interesse an der Haskala bis zum Ende des Jahrhunderts eine Sache von Einzelnen, die sich ihre Kenntnisse autodidaktisch angeeignet hatten.

Auch diese neue intellektuelle Elite ließ etwa seit der Mitte des 18. Jahrhunderts Porträts von sich anfertigen, die, der sefardisch-rabbinischen³⁸ wie der christlich-gelehrten Tradition folgend, meist in grafischen Formaten gehalten waren und zur Publikation in den Werken der jeweiligen Autoren dienten. Ihre Funktion war also eine andere als die der Hofjuden-Porträts, war stärker nach außen gerichtet

wurde von Nicolai beschrieben: *Friedrich Nicolai*, Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam, aller daselbst befindlicher Merkwürdigkeiten, und der umliegenden Gegend. Dritte völlig umgearbeitete Auflage; mit genauen Grundrissen der Städte Berlin und Potsdam, einem Grundrisse des neuen Schlosses bey Sanssouci, und einer neuen Karte der Gegend um Berlin, Bd. 2 (Berlin 1786) 839f.; in der Fassung von 1769 zitiert in *Reinhard Rürup* (Hrsg.), Jüdische Geschichte in Berlin. Bilder und Dokumente. (Eine Ausstellung der Stiftung Topographie des Terrors, Berlin, 8. Mai 1995 – 31. Januar 1996) (Berlin 1995) 32.

³⁶ Hierzu bes. *Shmuel Feiner*, The Jewish Enlightenment. Transl. by *Chaya Naor* (Jewish Culture and Contexts, Philadelphia 2004) 21ff.; *David Sorkin*, The Early Haskala, in: *Shmuel Feiner*, *David Sorkin* (Hrsg.), New Perspectives on the Haskalah (The Littman Library of Jewish Civilization, London, Portland/Oregon 2001) 9–26.

³⁷ *David B. Ruderman*, Jewish Thought and Scientific Discovery in Early Modern Europe (New Haven, London 1995) 229ff.

³⁸ Siehe dazu *Künzl*, Rabbinerporträts (wie Anm. 28).

und zielte auf Integration in der aufgeklärten Gelehrtenwelt³⁹. Damit korrespondierte der Habitus der Porträtierten: Bis auf Moses Mendelssohn, der noch einen schmalen Bart trug, war keiner von ihnen als Jude erkennbar.

Wie die Haskala nicht nur zeitgleich mit der Aufklärungsbewegung in der christlichen Gesellschaft entstand, sondern sich mit deren Publikationen auseinandersetzte, und einzelne Maskilim Kontakte zu christlichen Aufklärern pflegten, so verdanken sich weitere Veränderungs- und Individualisierungsprozesse im 18. Jahrhundert v. a. der sukzessiven Abschwächung der starren Grenzziehung zwischen Christen und Juden, einer gerade auf individueller Ebene sich vollziehenden Relativierung gegenseitiger Feindbilder. Persönliche Kontakte, Kulturtransfer und Grenzüberschreitungen, wie sie meist Teil der Individualisierungsweisen von Juden waren, wurden damit erleichtert.

Und diese Veränderungen begünstigten auch die klassische, zeitlose und radikalste Individualisierungsweise von Juden, die Konversion. Die Entscheidung zur Konversion, die als eine den Christen nicht zur Verfügung stehende Handlungsoption des Übergangs von der Minderheit zur Mehrheit eine besondere Beachtung verdient⁴⁰, war punktuell sehr individualistisch, implizierte den Bruch des Konvertiten mit seinem bisherigen Leben, seinen Normen und seinen sozialen Bezügen. Einmal auf der ‚anderen Seite‘ angekommen, zielte das Handeln der Getauften jedoch wesentlich auf Integration. Dem dienten u. a. auch ihre Bekehrungsschriften.

Die Zahl aus freiem Willen handelnder Konvertiten – Zwangstaufen als Gewalthandlungen unterliegen einer anderen Logik und bleiben hier deshalb ausgespart – war das ganze Mittelalter hindurch sehr niedrig geblieben, umgekehrt proportional zu den nicht selten dramatischen Folgen, die das Handeln einzelner Konvertiten gegen ihre ehemaligen Glaubensgenossen nach sich zog⁴¹. Seit der Reformation

³⁹ Eine ähnliche Funktion erfüllten die zur Publikation bestimmten, deutschsprachigen Autobiographien der jüdischen Aufklärer, s. *Louise Hecht*, „How the power of thought can develop within a human mind“. Salomon Maimon, Peter Beer, Lazarus Bendavid: Autobiographies of Maskilim Written in German, in: Leo Baeck Institute Year Book 47 (2002) 21–38.

⁴⁰ In der überwiegend veralteten und stark segmentierten Forschung zu Konvertiten aus dem Judentum wird dieser Aspekt kaum thematisiert; weiterführende Ansätze bieten hier *Carlebach*, (wie Anm. 21); *Carl* (wie Anm. 21); *Jutta Braden*, „Zur Rechtschaffenheit nachdrücklich ermahnet ...“. Taufwillige Jüdinnen und Konvertitinnen aus dem Judentum in Hamburg in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: *Jörg Deventer, Susanne Rau, Anne Conrad* (Hrsg.), *Zeitenwenden. Herrschaft, Selbstbehauptung und Integration zwischen Reformation und Liberalismus*. Festgabe für Arno Herzig zum 65. Geburtstag (Geschichte 39, Münster, Hamburg, London 2002) 93–113; *Jutta Braden, Rotraud Ries* (Hrsg.), *Juden – Christen – Juden-Christen. Konversionen in der Frühen Neuzeit, Themenschwerpunkt*, in: *Aschkenas* 15/2 (2005 [2006]) 257–433 mit einem Beitrag zur Forschungssituation.

⁴¹ *Carlebach*, (wie Anm. 21) 45; *Manfred Agethen*, Bekehrungsversuche an Juden und Judentaufen in der frühen Neuzeit, in: *Aschkenas* 1 (1991) 65–94, 68f.; *Martin Friedrich*, Zwischen Abwehr und Bekehrung. Die Stellung der deutschen evangelischen Theologie zum Judentum im 17. Jahrhundert (Beiträge zur historischen Theologie 72, Tübingen 1988) 150–163.

konzentrierte sich dieses antijüdische Agieren weitgehend auf die publizistische Ebene, ehemalige Juden und ihre Mentoren trugen in missionarisch-feindseliger Absicht und mit ethnographischer Genauigkeit alle „Geheimnisse“ über jüdische Religion und Bräuche zusammen⁴². Die seit der Reformation verstärkt den Juden vorgeschriebenen Zwangspredigten stellten ebenfalls ein Bedrohungspotential dar, dessen faktische Wirkung jedoch noch einer genaueren Überprüfung bedarf. Erst das 18. Jahrhundert erlaubte eine Abschwächung dieser Konfrontation. Die Zahl der Personen, die angesichts der steigenden Armut in einem großen Teil der jüdischen Bevölkerung aus sozialen Gründen den Glauben wechselten⁴³, nahm ebenso zu wie die der Angehörigen aus den Familien der jüdischen Wirtschaftselite, die seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, wenn sie selber nicht an den ökonomischen Erfolg ihrer Väter anknüpfen konnten, keinen Ort mehr für sich im Judentum sahen: Ihnen fehlte das „Modell“ einer modernen jüdischen Identität⁴⁴.

4. Individualisierung im Handeln, Schreiben, Präsentieren

Einige Beispiele sollen im folgenden verdeutlichen, wie sich innerhalb der skizzierten Kontexte jüdischen Handelns Einzelpersonen wahrgenommen, gedeutet und präsentiert und/ oder wie sie agiert haben und wie sich Momente der Individualisierung darin zeigen. Die Beispielfälle sind, den Phasen der Entwicklung der Rahmenbedingungen folgend, chronologisch gruppiert. Das letzte Beispiel, Alexander David, steht nicht nur chronologisch, sondern auch prominent am Ende, weil an ihm die Relevanz und Aussagefähigkeit von Handlungen für den Individualisierungsprozeß besonders deutlich werden.

Josel von Rosheim – Michel von Derenburg

Josel von Rosheim (ca. 1478–1554)⁴⁵ hatte als *Parnass* (Vorsteher) und Richter der Judenschaft in der unterelsässischen Landvogtei Hagenau (seit 1510) in einer der wenigen Regionen des Reiches ein Amt inne, die am Anfang des 16. Jahrhunderts noch innerjüdische Strukturen aufzuweisen hatten. Von hier aus bemühte er sich neben wenigen weiteren führenden Männern um einen Wiederaufbau und eine Re-

⁴² Carlebach, (wie Anm. 21) 47ff.

⁴³ Dazu Braden, (wie Anm. 40).

⁴⁴ Siehe Rotraud Ries, Identitätsfindungen ohne Modell. Wege der Neuorientierung in Hofjuden-Familien, in: Aschenas 9 (1999) 353–370; zur Fragilität von Identitätsentwürfen, die nicht auf „gesellschaftlich vorgefertigte Drehbücher“ zurückgreifen können siehe Junge, (wie Anm. 9) 72.

⁴⁵ Ludwig Feilchenfeld, Rabbi Josel von Rosheim. Ein Beitrag zur Geschichte der Juden in Deutschland im Reformationszeitalter (Straßburg 1898); mit reichlich Phantasie und Pathos: Selma Stern, Josel von Rosheim. Befehlshaber der Judenschaft im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation (Stuttgart 1959); Ries, Herausforderungen (wie Anm. 31) 106ff.; Jancke, Autobiographie (wie Anm. 1) 35ff.

organisation der Judenschaft auf Reichsebene. Im Vordergrund standen das Steuerwesen, die Gerichtsbarkeit und die Bekräftigung und Vereinheitlichung von Normen⁴⁶. Es waren klassische jüdische Führungsfunktionen; neu war die tiefe Zäsur, die die Führungspersönlichkeiten nach den spätmittelalterlichen Vertreibungen vor eine besonders große Herausforderung stellte. Und neu und individuell war die Rolle, die Josel dabei spielte: Ohne Amt und ohne Legitimation der Gesamtjudenschaft wurde er zu ihrem Gesandten, Sprecher und Vertreter, zum „Regierer gemeiner Judischeit... im Heiligen Reich“. Sein Vorsteheramt im Unterelsaß hatte ihm die nötigen politischen Kontakte und Erfahrungen eingebracht und v.a. die unmittelbare Einsicht in die Bedeutung und Effizienz direkter politischer Kommunikation⁴⁷. Seinen Zugang zu den Kommunikationsnetzen am Kaiserhof – der Kaiser war zugleich Landesherr im Elsaß – nutzte er, um über eine Vielzahl politischer und rechtlicher Anliegen für die Juden des Reiches zu verhandeln, und war darin sehr erfolgreich. Dieser Erfolg, sein diplomatisches Geschick und sein unermüdlicher Einsatzwille veranlaßten Einzelpersonen und Gemeinden aus dem ganzen Reich dazu, ihn um Hilfe anzugehen und ihn um Intervention bei den jeweiligen politischen Instanzen zu bitten.

In seinen chronikartigen Memoiren⁴⁸, die er vermutlich 1547 auf der Grundlage von Aufzeichnungen und angestoßen durch die Lektüre einer Chronik über die Verfolgungen der Juden im Elsaß zur Zeit des Burgundischen Krieges verfaßte oder abschließend überarbeitete, stellte er sein eigenverantwortliches und rational-politisches Handeln in eine chronologische Kette mit den Verfolgungen, die seine Familie in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts hatte erdulden müssen. Das von seinem Vater Gehörte aufzuzeichnen, bildete den Anlaß für sein Schreiben: „Es ist

⁴⁶ *Guggenheim*, A suis paribus (wie Anm. 31) 435f.; *Germania Judaica*, Bd 3: 1350–1519, hrsg. v. Arye Maimon (2–3: s.A., *Mordechai Breuer*) u. Yacov Guggenheim, Teilbde. 1–3: Ortschaftsartikel, 1: Aach – Lychen; 2: Mährisch-Budwitz – Zwolle; 3: Gebietsartikel, Einleitungsartikel und Indices (Tübingen 1987–2003) Teilbd. 3, 1859ff.; zu den Siedlungsregionen in der Frühen Neuzeit und ihren grob geschätzten Bevölkerungszahlen *J. Friedrich Battenberg*, Die Juden in Deutschland vom 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts (Enzyklopädie Deutscher Geschichte 60, München 2001) 10ff.

⁴⁷ Zur Verdichtung der politischen Kommunikation im Reich siehe *Christine Pflüger*, Kommissare und Korrespondenzen. Politische Kommunikation im Alten Reich (1552–1558) (Norm und Struktur 24, Köln, Weimar 2004).

⁴⁸ Bodleian Library, Oxford, MS Opp. 715; ediert in: *Chava Fraenkel-Goldschmidt* (Hrsg.), Joseph of Rosheim, Historical Writings [hebr.] (Jerusalem 1996) 277–310; *dies.*, The Historical Writings of Joseph of Rosheim, Leader of Jewry in Early Modern Germany. Ed. with an Introduction, Commentary and Translations. Translated from the Hebrew by *Naomi Schendowich*. Engl. edition edited and an afterword by *Adam Shear* (Studies in European Judaism 12, Leiden, Boston 2006) 303–339; zuerst abgedruckt mit einer französischen Inhaltsangabe: *Isidor Kracauer* (Hrsg.), Josel(mann) von Rosheim, Journal [hebr.], in: *Révue des Etudes Juives* 16 (1888) 84–105; zur Deutung instruktiv *Jancke*, Autobiographie (wie Anm. 1) 35ff., hier bes. 39ff.; die Gattungsfrage hat Kaufmann im Titel und schon auf den ersten Blick unzutreffend (es gibt keine tageweisen Einträge) mit „Tagebuch“, Breßlau aufgrund des Konstruktionscharakters mit „Memoiren“ und Fraenkel-Goldschmidt (42ff.) aus formalen Gründen mit „Chronik“ entschieden, vgl. *H[arry] Breßlau*, Aus Straßburger Judenakten II: Zur Geschichte Josels von Rosheim, in: *Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutsch-*

gebührend, dieses zum Gedächtnis aufzuschreiben, ...“⁴⁹. Seine Schrift handelte als Chronik von Bedrängnis und Verfolgung der Juden sowie ihrer Errettung durch Gottes Wirken. Zugleich jedoch präsentierte sich Josel in seinem Rechenschaftsbericht als Akteur in diesem göttlichen Wirken, denn es sind seine Akte politischer Fürsprache, die er festhielt. Er zeigte sich in einem neuartigen politischen Kommunikationsprozeß, jedoch nicht als autonomes Individuum, sondern eingebunden in kollegialische Strukturen und normative Konzepte und immer bezogen auf die eigene soziale Gruppe. Auch ohne seine Adressaten explizit zu benennen, vermittelt er ihnen eine klare Botschaft von Gut und Böse für die jüdische Gesellschaft seiner Zeit: In der allgegenwärtigen Bedrohungssituation stehen christliche Gesellschaft und Obrigkeit für das Gefahrenpotential. Der „Böse“ schlechthin, der mit allen Gefahrensituationen assoziiert wird, ist jedoch der, der aus der Judenschaft kommt und sich gegen sie wendet: Der Konvertit, der Verräter und der Häretiker⁵⁰. Und auf der christlichen Seite gibt es im Kaiser einen einzigen Repräsentanten des „Guten“, mit dem Josel deshalb bevorzugt verhandelt. Und sein gelebtes bzw. präsentiertes Rezept für diese Situation ist sein politisch handelndes Ich zwischen den Mächtigen – trotz aller Mühsal, Ohnmacht und Gefährdung, die das politische Engagement mit sich bringt. In die Botschaft eingeschlossen ist also eine Auslotung der „Handlungsspielräume seines Ich“⁵¹. Die Zerschlagung der Infrastruktur hatte die politische Vertretung der jüdischen Gemeinden auf das Wirken von Individuen zurückverwiesen, von denen Josel nicht nur handelte und aus der Schicksalsergebenheit seiner Kollegen heraustrat, sondern auch über sein Handeln, seine Erfolge und Mißerfolge schrieb.

Das aus dem Inneren der Judenschaft erwachsende Gefahrenszenario, so wie es Josel entwirft, läßt sich beispielhaft festmachen an mehreren Konvertiten, die zu Josels Lebzeiten ihr Unwesen trieben und mit deren Abwehr er vermutlich z. T. zu tun hatte. Namen nennt er dabei jedoch nicht⁵². Es sind dies: Johannes Pfefferkorn, Victor von Karben und Antonius Margarita. Andere, die in das von ihm aufgezeigte Profil passen, waren erst nach seiner Zeit tätig. Sie gehören zu den von mir als „Egoisten“ und „Übergangsgewinnler“ apostrophierten Männern mit hohem innerjüdischen Konfliktpotential. Die Sensibilität Josels für die von diesen Personen ausgehenden Gefahren ist also durchaus ernst zu nehmen.

Ob auch Michel von Derenburg (um 1500–1549) in diese ‚gefährliche‘ Kategorie gehört, vermag ich nicht zu entscheiden. Er war – zeitbedingt – vielleicht der exotischste unter den „Egoisten“ und „Übergangsgewinnlern“: Immer in Diensten mehrerer Fürsten gleichzeitig stehend, zog er als Soldat und Heerführer beritten, bewaffnet und mit Gefolge durch die Lande, besaß mindestens so viele Häuser

land 5 (1892) 307–334, 309, Anm. 2; zu Eigenverantwortung und Rationalität *Junge*, (wie Anm. 9) 34.

⁴⁹ *Fraenkel-Goldschmidt*, *Historical Writings* (wie Anm. 48) 279, Z. 19.

⁵⁰ *Carlebach*, (wie Anm. 21) 22ff., die sich in ihrer Deutung auch auf weitere Schriften Josels bezieht.

⁵¹ *Jancke*, *Autobiographie* (wie Anm. 1) 42.

⁵² Z. B. *Fraenkel-Goldschmidt*, *Historical Writings* (wie Anm. 48) 285, Z. 3–6, dazu auch 112.

und Wohnrechte wie Dienstverhältnisse und versorgte seine adelige und fürstliche Kundschaft mit hohen Krediten. Die von ihm oder gegen ihn angestregten Prozesse beschäftigten die höchsten Reichsgerichte über Jahrzehnte. Sein Aktionsfeld erstreckte sich mindestens zwischen Hannover, Fürth, Frankfurt/Oder und Berlin, Beziehungen unterhielt er auch nach Wien. Die gebräuchlichen jüdischen Normen schienen für ihn nicht zu gelten; außer für Familienangehörige hat er sich für Juden nicht verwandt⁵³. Reichtum, hohe Kreditleistungen und die Herrscherbeziehungen waren ungewöhnlich nur für diese Zeit, sie nehmen partiell die Hofjuden und ihren Kommunikationserfolg vorweg. So zeigt sich die Individualisierung Michels in dieser Vorzeitigkeit, besonders aber in seinem Auftreten und in seiner Wirkung, die an dem regen publizistischen Echo ebenso abzulesen ist wie an der Vermutung, daß es sich bei ihm um einen Christen handeln müsse⁵⁴. Sein Auftreten zeigt erstaunliche – allerdings meist privilegial abgesicherte – Handlungsoptionen, die viel mit seinem Selbstbewußtsein und seiner Distanz zu jeder Form von „Jüdischkeit“ zu tun haben. Diese Haltung ist aber auch in Beziehung zu setzen zu einer ganzen Anzahl weiterer, im weitesten Sinne militärisch tätiger Juden in den kriegesischen Auseinandersetzungen der Reformations- und Nachreformationszeit⁵⁵, deren Auftreten auch als Reaktion auf punktuell erschütterte obrigkeitliche Strukturen, handlungsunfähige Normdurchsetzungsinstanzen und gelegentliche, im Falle von Juden wie Michel mitunter utilitaristisch definierte, Anomie zu deuten ist. Die neue Frontstellung der in religiöse Lager gespaltenen Gesellschaft verschaffte den ‚neutralen‘ und zudem mobilen Juden im kriegesischen Geschehen einen zeitlich befristeten Bedeutungsgewinn als Soldaten, Informanten und Vermittler.

⁵³ *Peter Aufgebauer*, Der Hoffaktor Michel von Derenburg (gest. 1549) und die Polemik gegen ihn, in: *Blätter für Deutsche Landesgeschichte* 120 (1984) 371–399; *Heinrich Schnee*, Die Hofffinanz und der moderne Staat. Geschichte und System der Hoffaktoren an deutschen Fürstenhöfen im Zeitalter des Absolutismus. Nach archivalischen Quellen, Bd. 1–6, hier 1: Die Institution des Hoffaktorentums in Brandenburg-Preußen (Berlin 1953) 23ff.; *J. Friedrich Battenberg*, Juden um Landgraf Philipp den Großmütigen von Hessen, in: *Aschkenas* 14/2 (2004) 387–414, 395ff.; zu Michel, seiner Familie und den Prozessen *Rotraud Ries*, Jüdisches Leben in Niedersachsen im 15. und 16. Jahrhundert (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen 35; Quellen und Untersuchungen zur allgemeinen Geschichte Niedersachsens in der Neuzeit 13, Hannover 1994) 57ff., 122, 400ff.; *Uta Löwenstein*, Quellen zur Geschichte der Juden im Hessischen Staatsarchiv Marburg 1267–1600, Bde 1–3 (Quellen zur Geschichte der Juden in hessischen Archiven 1, Wiesbaden 1989) I, Nr. 1036 u. 1488.

⁵⁴ Die relevanten Zitate hierzu finden sich bei *Aufgebauer*, (wie Anm. 53) 386f., 391f., 394–399; es ist kein Zufall, daß sich auch bei Joseph Süß Oppenheimer, dem Hofjuden der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, der sich in seinem Auftreten am weitesten von jeder Form von „Jüdischkeit“ entfernt hatte, hartnäckige Gerüchte über einen christlichen Vater hielten, s. *Schnee*, (wie Anm. 53), hier Bd. 4: Hoffaktoren an süddeutschen Fürstenhöfen nebst Studien zur Geschichte des Hoffaktorentums in Deutschland (Berlin 1963) 110f.; *Haasis*, (wie Anm. 34) 17f.

⁵⁵ Siehe z. B. *Löwenstein*, Quellen (wie Anm. 53) I, Nr. 1409; *Ries*, Jüdisches Leben (wie Anm. 53) 383; *Stefan Litt*, Juden und Waffen im 16. und 17. Jahrhundert – Anmerkungen zu einem Alltagsphänomen, in: *Helmut Castritius* (Hrsg.), Themenschwerpunkt: Juden und Waffen, in: *Aschkenas* 13/1 (2003) 83–92, geht auf jüdische Soldaten und Informanten nicht näher ein.

Münzmeister Lippold – Ascher Levi – Christian Gerson

In die gleiche Kategorie wie Michel, der 1549 durch einen als göttliche Strafe gedeuteten⁵⁶ Unfall ums Leben kam, gehört sein ‚Nachfolger‘ in Berlin, Münzmeister Lippold. Er beschränkte sein Wirken jedoch auf einen Hof und erscheint bereits in den klassischen Funktionen eines Hofjuden. Seit etwa 1550 in der Mark Brandenburg, sieht ihn das Jahr 1556 als „unser lieber, getreuer Lippold“ in Diensten des Kurfürsten und mit einer beträchtlichen Machtfülle ausgestattet: Er hat zu überwachen, daß weder Christen noch Juden Edelmetalle oder Edelsteine aus dem Land bringen; er setzt die Höhe der Silberlieferungen der Juden an die Münze fest und nimmt ihre Tribut- und Strafgelder ein; er wird zum Obersten der märkischen Juden mit diversen Sonderrechten ernannt und fungiert als Schatullenverwalter des Kurfürsten. In der Ausübung all seiner Funktionen zeichnet ihn eine erhebliche Rücksichtslosigkeit gegen Juden wie Christen aus – die Judenschaft wie auch seine Verwandtschaft warfen ihm Machtgier und Habsucht vor –, nur sein Verhältnis zum Kurfürsten wurde immer enger. Nach dem plötzlichen Tod des Kurfürsten 1571 wurde Lippold wie andere Günstlinge sofort verhaftet; man warf ihm vor, den Landesherrn vergiftet zu haben, und richtete ihn als ‚idealen‘ Sündenbock – der ganze Hofstaat war bei ihm verschuldet – unter beträchtlichem publizistischem Interesse im Januar 1573 öffentlich hin. Die gesamte Judenschaft wurde aus der Mark Brandenburg ausgewiesen⁵⁷.

Lippolds Handeln bedürfte wie das der anderen hier exemplarisch vorgestellten Personen einer Analyse seiner sozialen und strukturellen Bedingungen; sein exponiertes individualistisches Verhalten, in dem er allein auf die Gunst des Kurfürsten setzte und sich trotz seines Führungsamtes in der Judenschaft über die in seiner Gemeinschaft geltenden Normen hinwegsetzte, isolierte ihn in einer Weise, die ihn für die Rolle des Sündenbocks mehr als geeignet machte⁵⁸.

⁵⁶ „Von Michel Juden tode. Johannes Liechtenbergers prophecey. Meissen wird heydentzen so wirt die Marck Judentzen und Golt fur Gott anbeten. Gedruckt zu Marbach den 6. Junij j549“, abgedr. *Aufgebauer*, (wie Anm. 53) 394–399.

⁵⁷ *Schnee*, (wie Anm. 53) I, 38ff.

⁵⁸ Zu den „Egoisten“ sind in ähnlicher Weise zu zählen Levi von Bonn, siehe *Birgit E. Klein*, Wohltat und Hochverrat. Kurfürst Ernst von Köln, Juda bar Chajjim und die Juden im Alten Reich (Netiva 5, Hildesheim, Zürich, New York 2003); sein Sohn Berend Levi, s. ebd., 409ff.; und der erste Hofjude der Brandenburgischen Kurfürsten Israel Aaron, s. *Oswald Lassally*, Israel Aaron, Hoffaktor des Großen Kurfürsten und Begründer der Berliner Gemeinde, in: *Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums* 79 (NF 43), 1 (1935) 20–31; *Schnee*, (wie Anm. 53) I, 48ff.; der bekannteste Sündenbock unter den Hofjuden war Joseph Süß Oppenheimer, s. *Gudrun Emberger*, Joseph Süß Oppenheimer. Vom Günstling zum Sündenbock, in: *Politische Gefangene in Südwestdeutschland*. Hrsg. vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg in Verbindung mit der Landeshauptstadt Stuttgart. Mit Beiträgen von *Gad Arnsberg*, *Volkmar Deile*, *Gudrun Emberger* u. a. (Stuttgarter Symposion Schriftenreihe 9, Tübingen 2001) 31–52; *Peter H. Wilson*, Der Favorit als Sündenbock. Joseph Süß Oppenheimer (1698–1738), in: *Michael Kaiser*, *Andreas Pečar* (Hrsg.), Der zweite Mann im Staat. Oberste Amtsträger und Favoriten im Umkreis der Reichsfürsten in der Frühen Neuzeit (Zeitschrift für Historische Forschung, Beiheft 32, Berlin 2003) 155–176; weitere Literatur siehe Anm. 34.

Politisch und v. a. ökonomisch ‚wichtige‘ Personen verbrachten ihre Zeit mit anderem als mit dem Schreiben über sich und ihre Welt. Deshalb gibt es, wie auch bei christlichen Kaufleuten, so wenig Selbstzeugnisse aus diesem Milieu. Anders sah dies aus unter den gebildeten, wenn auch nicht unbedingt gelehrten Juden mit weniger anspruchsvollen Tätigkeiten. Für sie steht Ascher Levi (Ascher ben Elieser ha-Levi) (1598–1636), der den größten Teil seines Lebens im Elsaß, am Rande der aschkenasischen Welt verbrachte. Seine *Sichronot* (Erinnerungen)⁵⁹, die den Zeitraum von seiner Geburt bis 1635 abdecken, sind der ‚private Teil‘ eines zweibändigen Werkes. Der zweite Teil, eine Chronik, auf die Ascher verschiedentlich verweist, weil er darin z. B. über die im Elsaß stattfindenden kriegerischen Auseinandersetzungen und deren Folgen für die Juden schreibt, ist verlorengegangen. Ascher begann mit seinen Aufzeichnungen nach 1620, als er von seiner fünfjährigen Ausbildungsreise in die Jeschiwot zwischen Frankfurt, Böhmen und Mähren zurückgekehrt war. Er war kein Rabbiner geworden; doch er hatte lange studiert, auch noch nach seiner Rückkehr, und sich unterwegs durch zeitweilige Tätigkeit als Lehrer über Wasser gehalten sowie die Prüfungen (als Schächter, für die rituelle Fleischbeschau) abgelegt, die für die sekundäre jüdische Bildungs- und Funktionselite charakteristisch sind. Da er sich an vielen Orten aufgehalten und bei vielen Lehrern gelernt hatte, kannte er sich aus in der jüdischen Gelehrtenwelt. Entsprechend seinem Bildungsstand schrieb er (demonstrativ) auf Hebräisch – und zwar sowohl in Prosa als auch in seinen ausführlichen Klagen über den Tod von Angehörigen und über seine Sünden in Reimform.

Die ersten beiden Jahrzehnte seines Lebens, der retrospektive Teil seines Textes, fallen relativ kurz und summarisch aus, darunter auch sein Reisebericht. Die weiteren Jahre sind ausführlicher dargestellt, in Form eines kontinuierlichen, chronikartigen Berichts, in dem Nachrichten über Wetter, Preise, Ernten und die Menge des gekelterten Weines, eigene und die Krankheiten der Familie, Wohnort- und Hauswechsel relativ unverbunden nebeneinander stehen. Die Selbstverständlichkeiten des Alltags, so auch seine Geschäfte werden nicht oder kaum thematisiert; Personen, mit denen er zu tun hatte, selbst seine Frau und seine Kinder, bleiben meist konturlos. Im Mittelpunkt steht neben den chronikartigen Teilen Ascher selbst, bereits die einleitenden Sätze markieren seinen Fokus: „Buch der Erinnerungen..., um zu Herzen zu führen zum Andenken die Ereignisse und die Begebenheiten der Zeit, die sich mir zugetragen haben und allen meinen Familienangehörigen“; und wenige Zeilen später: „Darum habe ich mich entschlossen, einzuschreiben mit ehernem Griffel, zur Aufbewahrung des Guten und Bösen, Alles, war mir widerfahren ist, um für Alles zu danken ...“⁶⁰. Ascher wird zum Chronisten seiner selbst, notiert sich in seinem eher besonderen Tun und Erleiden (Unter-

⁵⁹ Ginsburger, (wie Anm. 15); Les Mémoires d'Ascher Levy de Reichshoffen [Texte imprimé] (1598–1635). Trad. par Ernest Kallmann, corr. et compl. à la lumière du manuscrit original en hébreu par Simon Schwarzfuchs à partir de la version en allemand de 1913 de Moïse Ginsburger (Paris 2003).

⁶⁰ Ginsburger, (wie Anm. 15) 9.

richten, Schächten, Schreiberfunktionen, politische Funktionen als Gesandter und Unterhändler, Trauer für verstorbene Angehörige) – und in seiner Sündhaftigkeit. Wie sein Zeitgenosse, der Rabbiner Leone Modena in Venedig, der ebenfalls eine autobiographische Schrift hinterlassen hat⁶¹, ist er dem Spiel und wohl auch dem Alkohol verfallen. Ascher beklagt seine Sucht in vier längeren gereimten Abschnitten mit der Absicht, sich zu bessern und zu büßen – doch die Wiederholung und das Feilschen um den Preis gebrochener Gelübde zeigen die Vergeblichkeit seines Bemühens. (Diese Passagen sind der Zensur der Übersetzung von 1913 zum Opfer gefallen⁶².)

Die *Sichronot* positionieren und deuten das Selbst in seiner Umwelt, im Handeln und in seiner Einbindung und Zugehörigkeit in die (aschkenasische) jüdische Welt, in die familiären Netzwerke seiner Zeit im allgemeinen wie in die Welt der gelehrten Juden im besonderen. Einen Adressaten haben sie jedoch nicht. Ascher Levi bindet sich ein in diese aschkenasische Welt (oder doch einen wichtigen Teil derselben), aus der er wiederholt und unverbunden v. a. über die rabbinischen Gelehrten und ihre jeweiligen Wirkungsstätten berichtet. Dabei hebt er die rabbinischen Lehrer hervor, die er persönlich kennt; von einer Reziprozität dieser Beziehung oder einem Patronageverhältnis kann man jedoch nicht sprechen⁶³. Trotz einer möglichen Überarbeitung⁶⁴ gibt es keine Gesamtkonzeption der Schrift, einzelne Episoden und Nachrichten sind unverbunden aneinandergehängt. Anders als der „Politiker“ Josel schreibt Ascher Levi als Buchhalter über sein ganzes Leben, wird im Schreiben über sich und v. a. für sich zum Historiographen seiner selbst.

Ein gewisser Bildungsgrad war und ist Voraussetzung für autobiographisches Schreiben. Die Zugehörigkeit der Autoren bzw. Autorinnen jüdischer Selbstzeugnisse zur gebildeten Oberschicht oder aber zur sekundären Bildungs- und Funk-

⁶¹ Natalie Zemon Davis, Ruhm und Geheimnis: Leone Modenas „Leben Jehudas“ als frühneuzeitliche Autobiographie (Engl. Orig.: *Fame and Secrecy*, in: Mark R. Cohen (Hrsg.), *The Life of a Seventeenth-Century Venetian Rabbi* [Princeton 1988]), in: Natalie Zemon Davis, *Lebensgänge*. Glikl, Zwi Hirsch, Leone Modena, Martin Guerre, *Ad me ipsum* (Berlin 1998) 41–56, 112–120.

⁶² Ginsburger, (wie Anm. 15) weist jedoch in den Anmerkungen auf diese Stellen und ihre Thematik ganz kurz hin, s. Anm. 111, 140, 141, 168; dazu auch Stanislawski, *Autobiographical Jews* (wie Anm. 2) 40ff.

⁶³ Siehe neben den Editionen samt ihrer Einleitungen Stanislawski, *Autobiographical Jews* (wie Anm. 2) 36ff.; Georges Weill, *Un témoignage peu connu sur l'Alsace du début du XVII^e siècle: les „Mémoires d'Ascher Lévy de Reichshoffen“*, in: *Les Cahiers du CREDYO* 3 (1999) 135–143; nur als Quelle werden Aschers *Sichronot* genutzt von Liberles, (wie Anm. 15); demnächst Debra Kaplan, *The Self in Social Context: Asher ha-Levi of Reichshofen's Sefer Zikhronot*, in: *Jewish Quarterly Review* 97 (2007) (im Druck); zum Reisen Wolfgang Treue, *In die Jeschive und auf den Jahrmarkt: Jüdische Mobilität im Südwesten des Alten Reiches*, in: Rolf Kiessling, Stefan Rohrbacher (Hrsg.), *Juden zwischen Kaiser, Landesfürst und lokaler Herrschaft im Süden des Alten Reiches* (Augsburg 2007 [im Druck]); Stefan Litt, *Mobilität und Reisen in Selbstzeugnissen aschkenasischer Juden in der Frühen Neuzeit*, in: Klein, Ries (Hrsg.), *Selbstzeugnisse* (wie Anm. 24).

⁶⁴ Dies versucht Stanislawski, *Autobiographical Jews* (wie Anm. 2) 42, zu beweisen.

tionselite ist daher nicht überraschend. Dies gilt auch für die als Christen schreibenden Konvertiten⁶⁵ sowie die von autodidaktisch gestilltem Bildungshunger getriebenen neuen Intellektuellen⁶⁶. Von letzteren haben um 1800 drei (Salomon Maimon, Peter Beer und Lazarus Bendavid) ihre (Gelehrten-) Autobiographie auf Deutsch und für die Publikation verfaßt – und damit ein neues Kapitel jüdischer Autobiographik im deutschsprachigen Raum aufgeschlagen, das hier außerhalb der Betrachtung bleiben muß⁶⁷.

Zur Gruppe der Konvertiten dagegen gehört Gerson (1569–1622). Er schrieb nach Taufe und Studium der Evangelischen Theologie als Christian Gerson „Des Jüdischen Thalmuds fürnehmster Inhalt und Widerlegung, in zwey Theil verfasst; da in dem ersten die gantze jüdische Religion und falsche Gottesdienst beschrieben, im anderen dieselbe, beydes durch die Schrift des Alten Testaments und des Thalmuds selbst gründlich widerlegt werden“⁶⁸ und steht mit dieser Schrift für die nachreformatorische ethnographisch-antijüdische Publizistik⁶⁹. Sein Leben und seine Bekehrung schildert Gerson in der Einleitung zu diesem Buch: Nach Kindheit und Schule im Stift Bamberg besuchte er Jeschiwot in Fulda, Schnaittach und Frankfurt a. M., war anschließend vier Jahre als Lehrer in verschiedenen Orten tätig, heiratete in Essen und ließ sich als Pfandleiher in Recklinghausen nieder. Nicht wegen Glaubenszweifeln, sondern aus Neugier habe er zunächst voller Spott und zusammen mit zwei Schwägern, dann aber heimlich und allein in einem Neuen Testament gelesen, das ihm als Pfand versetzt worden war. Wochenlang ringt er mit sich, entscheidet sich dann für die Taufe und verläßt, da seine Frau ihm nicht folgen möchte, sehr schnell (vermutlich im Frühjahr/Frühsummer 1600) Haus und Wohnort. Er sucht nach einem Ort für den Glaubenswechsel, wird im katholischen Münster nicht eingelassen und landet schließlich in der lutherischen Universitätsstadt Helmstedt, wo er im Oktober 1600 die Taufe empfängt. Ein fürstliches Stipendium an der Universität erlaubt ihm den Neustart, er wird später Pfarrer in Bernburg⁷⁰.

Wie auch immer man die Motive einer Konversion bewerten mag, so weist jeder Glaubenswechsel zwischen Judentum und Christentum eine von wachsender Individualisierung, nämlich Vereinzelung und Autonomie geprägte Lebensphase auf.

⁶⁵ Carlebach, (wie Anm. 21) 176f.

⁶⁶ Feiner, (wie Anm. 36) 1, 68f.

⁶⁷ Siehe Hecht, (wie Anm. 39).

⁶⁸ Das Buch erschien in Goslar 1607; siehe dazu Friedrich, (wie Anm. 41) 43f.

⁶⁹ Carlebach, (wie Anm. 21) 170ff.; Ronnie Po-Chia Hsia, Christian Ethnographies of Jews in Early Modern Germany, in: Raymond B. Waddington, Arthur H. Williamson (Hrsg.), *Expulsion of the Jews: 1492 and After* (New York 1994) 223–235; Stephen G. Burnett, *Distorted Mirrors: Antonius Margarita, Johann Buxtorf and Christian Ethnographies of the Jews*, in: *Sixteenth Century Journal* 25 (1994) 275–287; Yaacov Deutsch, „A View of the Jewish Religion“ – Conceptions of Jewish Practice and Ritual in Early Modern Europe, in: *Archiv für Religionsgeschichte* 3 (2001) 273–295.

⁷⁰ Nathanja Hüttenmeister, Eine jüdische Familie im Spannungsverhältnis zwischen Judentum und Christentum. Der Konvertit Christian Gerson im Konflikt mit seiner jüdischen Verwandtschaft, in: *Vestische Zeitschrift* 99 (2002) 47–59; Friedrich, (wie Anm. 41) 43ff.

Der Wechsel zwischen den Glaubens- und Gesellschaftssystemen zeigt ganz besonders deutlich, in welchem Umfang soziale Beziehungen Unterstützung und Ressourcen gewährleisteten. Eine Konversion konnte familiär, sozial, psychologisch, ökonomisch, aber eben auch religiös motiviert sein. Zwar hat die Forschung der letzten Jahrzehnte in Abwendung von der positivistischen Missionsgeschichte des 19. Jahrhunderts religiöse Beweggründe dafür weitgehend negiert⁷¹. Zumindest in den Fällen, in denen ein geschäftlich arrivierter Mann(!) mit Familie sehr viel zu verlieren hatte, nämlich Frau, Kinder, Einkommen, soziale Position und Vernetzung⁷², sollte man eine religiöse Motivation, wie sie in den autobiographischen Texten ausschließlich angeführt wird, mindestens für möglich halten. Glaubenszweifel, ein Wechsel der religiösen Überzeugungen, ein Bekehrungserlebnis, eher selten missionarischer Erfolg konnten also den Anlaß für dramatische Formen der Individualisierung bieten, die in neue Integration einmündeten – oder eben auch nicht. Gerade der Fall Christian Gersons zeigt überdies, daß der religiöse, kulturelle und soziale Bruch nicht so klinisch sauber funktionierte, wie dies ideologisch intendiert war: Familiäre Bindungen wie eine bestehende Ehe, Kinder, aufzuteilender Besitz banden Juden und ehemalige Juden weiter aneinander⁷³. Und lösten nicht selten Folgekonversionen in den betroffenen Familien aus (Ehefrau, Kinder, Geschwister)⁷⁴. Die Individualisierung einer Person konnte also einen komplexen sozialen Prozeß an der Grenze zwischen den beiden Gesellschaften offenlegen, in dem die starke Einbindung aller Personen in ihre sozialen Bezüge und deren Bedeutung aufscheint. Eine Konvertitenautobiographie bietet damit nicht nur Reflexionen über das Selbst im religiösen Wandel, sondern zeigt mit dem Blick auf seine sozialen Bezüge auch die Grenzen seiner Autonomie.

Süßkind Stern – Glikl bas Judah Leib

Das erste von einem deutschsprachigen Juden überlieferte Porträt zeigt den Frankfurter Geldwechsler und Perlenhändler Süßkind Stern (1610–1686), dessen Familie zu den führenden im Frankfurter Ghetto gehörte. Er ließ sich vermutlich von der

⁷¹ Zum Beispiel *Agethen*, (wie Anm. 41) 76ff.

⁷² So formulierte es auch Gerson selbst, siehe das Zitat bei *Meike Bursch*, Judentaube und frühneuzeitliches Strafrecht. Die Verfahren gegen Christian Treu aus Weener/Ostfriesland 1720–1728 (Rechtshistorische Reihe 140, Frankfurt a. M. u. a. 1996) 38.

⁷³ Dazu besonders *Hüttenmeister*, (wie Anm. 70); *Carlebach*, (wie Anm. 21) 138ff.; *Stefan Litt*, Conversions to Christianity and Jewish Family Life in Thuringia: Case Studies in the Sixteenth and Seventeenth Centuries, in: Leo Baeck Institute Year Book 47 (2002) 83–90.

⁷⁴ Erste Hinweise zur Stigmatisierung von ‚Konvertitenfamilien‘ bei *Carlebach*, (wie Anm. 21); darin dürfte einer der Gründe für die Häufung von Konversionen in diesen Familien zu suchen sein, siehe *Rotraud Ries*, Konversion als Handlungsoption zwischen Judentum und Christentum: Modelle und Folgen, Konstruktionen und Perzeptionen. Zusammenfassung der Vorträge des „Interdisziplinären Forums Jüdische Geschichte und Kultur in der Frühen Neuzeit und im Übergang zur Moderne“, 5. Arbeitstagung, Film – Funk – Fernsehen – Zentrum der Ev. Kirche im Rheinland, Düsseldorf, 13.–15. Februar 2004, in: <http://www.uni-trier.de/uni/fb3/geschichte/cluse/forum/> (2004).

kunstorientierten Atmosphäre in den Niederlanden, wo das Bild 1671 entstand, hierzu anregen⁷⁵. Die in den Niederlanden um diese Zeit geschaffenen Porträts sefardischer Rabbiner sehen ähnlich aus⁷⁶ – Süßkind Stern griff also auf Vorbilder zurück, die schon seit dem 16. Jahrhundert aus dem selbstverständlichen kulturellen Kontakt der von der Iberischen Halbinsel geflohenen Juden und rekonvertierten Neuchristen mit der Kultur ihrer Umgebung in Italien und in den Niederlanden hervorgegangen waren⁷⁷. Für aschkenasische Juden jedoch – so jedenfalls der Befund der Überlieferung – stellte das Porträtiertwerden zu dieser Zeit noch eine Ausnahme dar.

Die wohlhabende Hamburger Kauffrau Glikl bas Judah Leib (Glückel von Hameln) (1646/47–1724) ist sicher die bekannteste Jüdin der Vormoderne, weil sie mit ihren unbetitelten *Sichronot* (Erinnerungen) eine umfangreiche autobiographische Schrift hinterlassen hat, die sie seit der Edition vor mehr als hundert Jahren in der jüdischen Welt prominent machte⁷⁸. Mit einiger Sicherheit ohne Vorbild entstanden, weisen die *Sichronot* viele der von Gabriele Jancke beschriebenen Charakteristika frühneuzeitlicher Autobiographien auf. Die Sprache der *Sichronot*, das Jiddische, ist nicht Ergebnis einer bewußten Wahl, denn als Frau war Glikl trotz ihrer guten Bildung wohl nicht in der Lage, in Hebräisch, der Sprache der gelehrten Männer, zu schreiben⁷⁹. Im Umfang und im literarischen Niveau zeigt sich jedoch ihr Text denen männlicher Kollegen wie Ascher Levi überlegen, denn sie komponierte ein Werk aus verschiedenen ihr zur Verfügung stehenden Quellen, darunter Geschichten und religiöse Texte für Frauen, und beschränkte sich nicht auf die Zusammenstellung einer ‚Ego-Chronik‘. Ihr Schreiben ersetzt das Gespräch mit ihrem verstorbenen ersten Ehemann, hat also eine dialogische Struktur und ist stark auf verschiedene Gegenüber ausgerichtet; zu diesen zählt auch Gott, mit dem sie über ihr Schicksal selbstbewußt diskutiert. Ihr Ego steht weniger im Mittelpunkt als bei den Männern, denn sie zeigt sich nicht demonstrativ in ihrer Bedeutung und in ihrem Erleben, sondern in ihrer Zuwendung und in ihrer Sorge für andere (v. a. ihre Kinder). Und diese sind auch die Adressaten ihrer „sieben Büchlein“: Sie sol-

⁷⁵ Ruth Gay, *The Jews of Germany. A Historical Portrait*. With an introduction by Peter Gay (New Haven, London 1992), Pl. 12; zur Familie vorläufig Alexander Dietz, *Stammbuch der Frankfurter Juden. Geschichtliche Mitteilungen über die Frankfurter jüdischen Familien von 1349–1849, nebst einem Plane der Judengasse* (Frankfurt a. M. 1907) 296.

⁷⁶ Siehe Richard I. Cohen, *Jewish Icons. Art and society in Modern Europe* (Berkeley, Los Angeles, London 1998) 59ff.

⁷⁷ Künzl, *Jüdische Kunst* (wie Anm. 28); *dies.*, *Rabbinerporträts* (wie Anm. 28).

⁷⁸ Edition: Kaufmann, *Zikhronot* (wie Anm. 15); von den zwei deutschen Übersetzungen ist die brauchbarere die von Pappenheim, *Memoiren* (wie Anm. 15).

⁷⁹ Gabriele Jancke, *Die Sichronot/ Memoiren der jüdischen Kauffrau Glückel von Hameln zwischen Autobiographie, Geschichtsschreibung und religiösem Lehrtext. Geschlecht, Religion und Ich in der Frühen Neuzeit*, in: Magdalene Heuser (Hrsg.), *Autobiographien von Frauen – Beiträge zu ihrer Geschichte* (Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte 85, Tübingen 1996) 93–134; *dies.*, Glikl (wie Anm. 22) 103f.; *dies.*, *Autobiographie* (wie Anm. 1) 168ff.; zu Person und Werk umfassend: Richarz, (wie Anm. 20); Davis, *Drei Frauenleben* (wie Anm. 20) 11ff.

len erfahren, wo sie herkommen, eingebunden werden in die Generationenkette der Familie, in das Netz der Verwandtschaft und damit in die jüdische Welt ihrer Zeit – eine Welt nicht der (neidvoll aus der Ferne idealisierten) Gelehrsamkeit wie bei Ascher Levi oder des mühseligen politischen Geschäfts wie bei Josel von Rosheim, sondern eine Welt bevölkert mit Menschen aus Fleisch und Blut. Diese Menschen jedoch werden von der Kauffrau bewertet, kategorisiert und sortiert: Der Besitz wird verzeichnet, die „Ehre“ gemessen und sorgsam differenziert zwischen Familie, Verwandten, weiteren Juden und – ganz am Rande des Fokus – dem christlichen Rest der Welt.

Christian Treu – Raphael Levi – Alexander David

Über die letzten drei Beispiele, alle im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts geborene Männer, geben keine autobiographischen Schriften Auskunft. Vielmehr kann die Frage nach Individualisierung nur an ihr Handeln gestellt und anhand eines ganzen Spektrums von Quellen beantwortet werden, deren Relevanz für diese Frage damit ausgelotet werden soll.

Christian Treu, geboren in Ostfriesland ca. 1676 vermutlich als Michael Zadock, wurde angesichts der Umstände eines für ärmere Juden nicht untypisch glücklosen Lebens zum Individualisten: Nachdem er bei einer Sturmflut Frau und drei von vier Kindern verloren und schwere Viehseuchen seine ökonomische Grundlage vernichtet hatten, begann er ein ‚Spiel‘ mit seiner Identität, Kirchenvertretern, Obrigkeiten und letztlich seinem Leben⁸⁰. Er verließ seine Heimat, nutzte zunächst in Mittel-, dann in Südwestdeutschland mehrfach, aber wenig konsequent Hilfsangebote für Konversionswillige, ließ sich taufen und kehrte andernorts eher beiläufig wieder in jüdisches Milieu zurück. Bis der Schwindel nach der fünften Taufe endgültig aufflog. Die Verhörprotokolle aus einem ersten Inquisitionsprozeß in Speyer und aus seinem Geständnis nach der letzten Taufe offenbaren das Getriebenwerden eines Mannes, der sich isoliert und außerhalb der Normen zwischen den Gesellschaften bewegte und schließlich 1728 in Biberach als bekennender Christ hingerichtet wurde⁸¹. Die prekären sozialen Existenzbedingungen großer Teile der Judenschaft im 18. Jahrhundert (Betteljuden- und Vagantentum), das persönliche Unglück und die Entwurzelung reduzierten den ‚normalen‘ Handlungsspielraum Michael Zadocks erheblich. Auch dann noch brauchte die Entscheidung zu konvertieren mindestens den Mut der Verzweiflung, die Autonomie eines Individuums, sich auf einen dramatischen Wechsel sozialer Zugehörigkeit wie der Identität einzulassen, sich neu zu integrieren. Michael Zadock, der den

⁸⁰ Bursch, (wie Anm. 72) hat die Prozeßakten über Christian Treu unter rechtshistorischen Gesichtspunkten ausgewertet und bietet in diesem Zusammenhang die Informationen, die ich hier präsentiere. Ein erneutes Lesen der Quellen ‚gegen den Strich‘ könnte u. U. für die Individualisierungsfrage weitere Erkenntnisse bringen. Die Aussage, daß Treu aus seiner Religionszugehörigkeit einen „Handel“ gemacht habe, wurde lediglich von Dritten wiedergegeben und konnte ihm nicht nachgewiesen werden, siehe Bursch, 116 u. ö.

⁸¹ Bursch, (wie Anm. 72) 13f., 133f.

Halt, auch den religiösen, komplett verloren hatte, war dazu nicht in der Lage. Er ließ sich treiben zwischen Judentum und Christentum, nutzte die wenigen tragfähigen Integrationsangebote nicht, kam nur partiell, aber immerhin das, im Christentum an: Auf dem Schafott kehrte er nicht mehr zum Judentum zurück. Vor allem aber scheint seine ‚Individualisierung der Verzweiflung‘ von ihrem Bühneneffekt gelebt zu haben: Aufmerksamkeit zu erhalten, im Mittelpunkt eines gesellschaftlichen Ereignisses zu stehen, scheint trotz aller Risiken den ehemaligen Juden zu jeder weiteren Taufe gezogen zu haben, könnte ihn auch mit der öffentlichen Kirchenbuße, die er nach dem Speyrer Prozeß bereitwillig leistete, versöhnt haben. Er ‚genoss‘ dieses Interesse ein letztes Mal bei seiner Hinrichtung und empfand sie zugleich als Erlösung⁸².

Raphael Levi (1685–1779) ist den bislang wenig bekannten Vertretern der Früh-Haskala zuzurechnen⁸³. Ein unbekannter Autor, der ihn in seinen letzten Lebensjahren gekannt hatte, stellte ihn seinen aufgeklärten Lesern 1789 in einer kurzen Biographie als Beispiel eines ‚guten‘ Juden vor⁸⁴. Die Biographie unterliegt einer doppelten Konstruktionslogik: der des Erzählers und der des Autors; sie hat jedoch eines für sich: Sie ist sehr konkret, nennt Orte und Namen und war damit für den kundigen Leser überprüfbar. Eine Episode in dieser Biographie belegt in besonderer Weise das individualistische Handeln des jungen Raphael Levi: Als Absolvent der Frankfurter Jeschiwa und mathematisch begabter junger Mann arbeitete er im Kontor des Bankiers Simon Wolf Oppenheimer in Hannover und scheute sich nicht, Handwerker auf der Baustelle des Marstalls in der Residenzstadt auf einen Fehler bei der Grundlegung aufmerksam zu machen. Der Bauleiter prüfte den jungen Mann, stellte dessen erstaunliche, autodidaktisch erworbenen Kenntnisse in Mathematik, Latein und Französisch fest und gab ihm ein Empfehlungsschreiben an den Universalgelehrten Gottfried Wilhelm Leibniz. Levi nahm das Angebot an, stellte sich bei dem berühmten Gelehrten vor, der ihn ebenfalls examinierte und Oppenheimer zu sich bestellte. Nach einer ‚Charakterprüfung‘ Oppenheimers bot Leibniz letzterem an, Levi als seinen Schüler unentgeltlich in sein Haus aufzunehmen. Das ‚Geschäft‘ kam zustande – allerdings ist angesichts der unsicheren Überlieferung wenig zu seiner konkreten, religionsgesetzlich natürlich schwierigen Ausgestaltung (z. B. bezüglich der Speisegesetze) zu sagen.

⁸² So das Zitat eines Chronisten aus dem 19. Jahrhundert bei *Bursch*, (wie Anm. 72) 13.

⁸³ Siehe *Feiner*, (wie Anm. 36) 41f.

⁸⁴ N. N., Raphael Levi, in: *Monatliche Hefte zur Beförderung der Cultur* 1, 3 (1789) 215–225; auf diese in Hannover erschienene Biographie stützen sich alle weiteren Arbeiten zu Raphael Levi: *Ludwig Lazarus*, Raphael Levi, in: *Leben und Schicksal. Zur Einweihung der Synagoge in Hannover*, hrsg. von der Landeshauptstadt Hannover in Zusammenarbeit mit der Jüd. Gemeinde Hannover (Hannover 1963) 57–64; *Verena Dobm*, Christlich-jüdischer Dialog in der Frühen Neuzeit. Kostbarkeiten aus der Judaica-Sammlung der Niedersächsischen Landesbibliothek. Eine Ausstellung im Rahmen der Israelischen Kulturwochen in Niedersachsen vom 15. Mai bis 12. Juli 2003 in Hannover. Unter Mitarbeit von *Anke Griesbach* (Kleine Schriften der Niedersächsischen Landesbibliothek N.F. 2, Hameln 2003) 17ff.; demnächst *Christoph Schulte*, Raphael Levi, in: *Rudolph, Schulte, Leibniz‘ Stellung* (wie Anm. 35); *Ries*, Residenzstadt Hannover (wie Anm. 35).

Aus dem Schüler-Lehrer-Verhältnis entwickelte sich eine enge Beziehung zwischen Leibniz und Levi, die sich in gemeinsamem Lernen artikulierte und bis über den Tod des in der Hofgesellschaft zuletzt isolierten Philosophen anhielt. Die Legende will sogar, daß der fromme Jude Levi als einziger Trauergast an der (christlichen) Beerdigung von Leibniz teilnahm und sein Porträt und die Erinnerung an ihn sein langes Leben über in Ehren hielt. Nach Leibniz Tod (1716) machte sich Levi als Mathematiklehrer selbständig, unterrichtete Christen und Juden, darunter einige der jungen jüdischen Aufklärer, und fungierte daneben als von der Obrigkeit autorisierter Übersetzer. Er schrieb mehrere Bücher auf Hebräisch und auf Deutsch, publizierte davon jedoch nur wenig. Levis Porträt aus der Mitte des 18. Jahrhunderts zeigt ihn bereits als alten Mann mit den Attributen seiner wissenschaftlichen Tätigkeit: mit Globus, Zirkel, Fernrohr und einer seiner Publikationen⁸⁵. Der Bart eines frommen Juden, als der der Gelehrte trotz seiner engen Kontakte zu Christen zeitlebens lebte, – zu dieser Zeit noch auf allen Porträts von Hofjuden zu finden – ist bei einem modernen Gelehrten fehl am Platz. Erstaunlich harmonisch, sicher aber individuell und experimentell hat Levi diese beiden Seiten seiner Identität miteinander verbunden.

Der Braunschweigische Kammeragent Alexander David (1687–1765)⁸⁶ zog als 20jähriger und als erster Jude seit mehr als 150 Jahren als Hofjude Herzog Anton Ulrichs (1633–1714) nach Braunschweig und stieß auf vielfältige und lang anhaltende Widerstände der Stadt und ihrer Bürger. Es gelang ihm jedoch aufgrund seiner ökonomischen und kommunikativen Fähigkeiten, mit Energie und durch die Rückendeckung dieses und der folgenden Herzöge, sich gegen seine Gegner durchzusetzen. Bis zu seinem Tod 1765 diente er erfolgreich fünf Herzögen, genoß deren Vertrauen und den hohen Respekt seiner Geschäftspartner.

⁸⁵ *Dohrn*, (wie Anm. 84) 17; *Lazarus*, (wie Anm. 84) 59; dort ist als Entstehungszeit des Porträts „ca. 1765“ angegeben.

⁸⁶ Trotz der reichen Überlieferung liegt bislang zu dem Kammeragenten keine moderne Biographie vor, sondern lediglich eine Reihe von alten und neuen Aufsätzen: *Gutman Rülff*, Alexander David, braunschweigischer Kammeragent von 1707–1765, in: Braunschweigisches Magazin 1907 (1907) 25–33, wiederabgedr. in: *Brunsvicensia Judaica* (Braunschweig 1966) 9–22; *Ed. Duckesz*, Alexander David. Kammeragent des Herzogs von Braunschweig (1685–1765). Seine Familie in Hamburg-Altona, in: *Jahrbuch für die jüdischen Gemeinden Schleswig-Holsteins und der Hansestädte* 3, 5692 (1931/32) 39–45; *Schnee*, (wie Anm. 53) Bd. 2: Die Institution des Hoffaktorentums in Hannover und Braunschweig, Sachsen und Anhalt, Mecklenburg, Hessen-Kassel und Hanau (Berlin 1954) 86ff.; *Hans-Heinrich Ebeling*, Die Juden in Braunschweig. Rechts-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte von den Anfängen der Jüdischen Gemeinde bis zur Emanzipation (1282–1848) (Braunschweiger Werkstücke 65; R.A.: Veröffentlichungen aus dem Stadtarchiv und der Stadtbibliothek 22, Braunschweig 1987) 169ff.; *Ralf Busch*, The Case of Alexander David of Braunschweig, in: *Vivian Mann, Richard I. Cohen* (Hrsg.), *From Court Jews to the Rothschilds. Art, Patronage and Power 1600–1800* (Munich, New York 1996) 59–65; demnächst *Rotraud Ries*, Sachkultur als Zeugnis des Selbst? Persönlichkeit und kulturelle Orientierung des braunschweigischen Kammeragenten Alexander David (1687–1765) in seinem Testament und Inventar, in: *Klein, Ries*, Selbstzeugnisse (wie Anm. 24); dort v. a. Quellenangaben zur hier resumpten kulturellen Orientierung.

Das Spektrum der Tätigkeiten Alexander Davids war breit: Neben Bankgeschäften und Heereslieferungen (im 7jährigen Krieg) gründete er eine Tabakfabrik in Braunschweig und veranlaßte den Herzog zur Einführung eines Tabakmonopols; auch in Holzminden begann er im Jahr 1745 mit der Tabakfabrikation und eröffnete gleichzeitig eine Wollstoffmanufaktur. Kurz vor seinem Tod noch machte er sich um die Einrichtung eines fürstlichen Leihhauses verdient. Ein wichtiger Zweig seines Geschäfts bestand in der Lieferung von Luxusgütern: Stoffe, Juwelen, Gold- und Silberwaren (Schmuck und Geschirr). Hierzu kamen im Laufe der Zeit weitere, zumeist künstlerisch gestaltete Gegenstände aus Gold, Silber und verschiedenen Steinen, Dosen, Statuetten etc. sowie Gemälde. Neben dem jeweiligen Herzog und seiner Familie waren die am Hof tätigen Beamten und Adeligen, aber auch Stadtbürger die Kunden des geachteten Kammeragenten⁸⁷.

In seinem Haus im Zentrum der Stadt wurde nach dem Tod des Kammeragenten im Jahr 1765 die wirtschaftliche Bilanz seines langen Lebens gezogen, indem sein ganzer Besitz in einem Inventar verzeichnet wurde⁸⁸. Es liefert eine Momentaufnahme der Sachkultur im Hause David als Manifestation des kulturellen Status sowie als Summe der im Laufe eines langen Lebens in Hinblick auf Besitz und Sachkultur, kulturelle Partizipation oder Abgrenzung getroffenen Entscheidungen⁸⁹. Alexander David pflegte nach Ausweis seines Inventars einen Lebensstil, der dem der hohen Hofbeamten recht nahe kam. Er nutzte seinen Reichtum, um in einer seinem Einkommen und seinem höfischen Arbeitsfeld gemäßen, innovativ-modernen Weise sein Haus mit den am Markt verfügbaren Produkten auszustatten.

Deutlich treten in seinem Handeln, in der Pragmatik seines Lebenskonzepts die Elemente eines kulturellen Nebeneinanders zutage. Der Kammeragent besaß fast hundert Gemälde im Wert von 542 RT. Unter den signierten Bildern sind zeittypisch holländische Maler v.a. des 17. Jahrhunderts stark repräsentiert, daneben in Braunschweig und Umgebung für den Hof tätige Künstler. Als Motive finden sich Landschaften, Seestücke und Seeschlachten, Historien, Stilleben, Tiere, biblische Personen, Themen und Personen der griechisch-römischen Antike, Menschen in verschiedenen Situationen sowie Porträts v.a. der braunschweigischen Herrscher und ihrer Gemahlinnen. Auch wenn nicht eindeutig zu klären ist, welche Funktion diese Gemälde hatten, ob sie eher als Privatsammlung oder für den Verkauf, vielleicht aber auch für beides gedacht waren, scheint die Auswahl der Maler und ihrer Motive nicht zufällig: Denn prononciert christliche Motive wie z. B. Kreuzigungen oder Mariendarstellungen fehlen.

Angesichts seiner Kunstinteressen, die sich in Gestalt von Büsten und Statuetten klar über das in der jüdischen Gesellschaft praktizierte Bilderverbot auch in seiner weniger engen Interpretation – Verbot nur dreidimensionaler Menschendarstellungen – hinwegsetzten, erstaunt es nicht, daß sich der Kammeragent selbst zwei-

⁸⁷ *Schnee*, (wie Anm. 53/86) II, 97ff.

⁸⁸ Abschrift in StA Wolfenbüttel 7 Alt Va 2712.

⁸⁹ Siehe demnächst *Ries*, Sachkultur (wie Anm. 86).

oder dreimal porträtieren ließ⁹⁰: Eines der Porträts soll er mit einigen hebräischen Manuskripten der jüdischen Gemeinde Braunschweig geschenkt haben⁹¹.

Die Bibliothek des Kammeragenten enthielt vor allem hebräische Bücher und Manuskripte im Wert von zusammen 515 RT, die nicht einzeln aufgelistet sind. Dies deutet auf einen stattlichen Umfang der Bibliothek von 500–650 Bänden hin, zu denen mindestens elf kostbare hebräische Manuskripte hinzukamen. Dazu besaß Alexander David vierzig Bücher in anderen Sprachen, überwiegend aus dem 16. und 17. Jahrhundert: dreißig lateinische, drei deutsche, einen französischen und einen schwedischen Titel. Auch hier scheint die Auswahl nicht zufällig und umfaßte die sog. Altertümer, Bücher über Länder, Geschichte und Sitten der meisten europäischen Staaten und Völker, wie sie zum Erwerb diplomatischen Wissens und für gelehrte Unterhaltungen geeignet waren. Ob Alexander David selbst (wie sein Zeitgenosse Raphael Levi in Hannover) Latein lesen konnte, muß offen bleiben. Die deutsche Sprache beherrschte er, wie aus einem Autograph hervorgeht, jedenfalls in Wort und Schrift.

Als additiv kann man das Spektrum seiner Sozialkontakte bezeichnen: Die geringe Zahl von Juden am Ort, zudem alle mit ihm verwandt und/oder bei ihm beschäftigt, unter denen er eine Patriarchen-gleiche Stellung einnahm, dürfte seine kommunikativen und sozialen Bedürfnisse nur zum Teil gestillt haben. In der Tat sind – aus einer sicher wesentlich höheren Zahl freundschaftlicher Kontakte – mehrere enge bis freundschaftliche Beziehungen mit Hofbeamten belegt, die ihn, wie der Kanzler Schrader von Schliestedt, auch explizit als „alten guten Freund“ bezeichneten, oder die er ob ihrer Vertrauenswürdigkeit z. B. als Testamentsvollstrecker einsetzte. Indizien sprechen schließlich für ein enges Verhältnis zu den beiden aufgeklärten Pfarrern der Kirchengemeinde, in deren Sprengel er wohnte⁹².

Seine Persönlichkeit ist wie die Raphael Levis durch ein kulturelles Nebeneinander zu charakterisieren, weil auch an der jüdischen Identität Alexander Davids nicht zu zweifeln ist: Er widmete sich religiösen Studien zusammen mit Verwand-

⁹⁰ Ein Porträt wird erwähnt in einer Schenkung an seine zweite Frau, Staatsarchiv Wolfenbüttel 7 Alt Va 2712, Kiste 2, 6. März 1761; zwei weitere (von denen eines mit dem zuerst genannten identisch sein könnte) sind im Original bzw. als Foto eines verschollenen Bildes überliefert: Das Original befindet sich im Landesmuseum in Braunschweig (Abb. in *Mann, Cohen*, [wie Anm. 35] 58, pl. 31), das Foto in *Rülf*, Museum (wie Anm. 35) 89, Abb. 1, und *Rudolf Hallo*, Geschichte der Familie Hallo. 350 Jahre aus dem Leben einer deutschen Hofjuden- und Handwerker-Familie, aktenmäßig dargestellt erläutert und mit Abbildungen versehen (Kassel 1930) Taf. IV, Abb. 7.

⁹¹ Auf diese Schenkung und deren Ausstellung gründet sich der Ruf Braunschweigs als Standort des ältesten jüdischen Museums der Welt, siehe *Rülf*, Museum (wie Anm. 35); *Rolf Hagen*, Die Entstehung der Judaica-Sammlung des Braunschweigischen Landesmuseums, in: Tora-Wimpel. Zeugnisse jüdischer Volkskunst aus dem Braunschweigischen Landesmuseum, (Text: *Rolf Hagen, David Davidovitch, Ralf Busch*) (Veröffentlichungen des Braunschweigischen Landesmuseums 17, Braunschweig 1978) 7–12; *Busch*, (wie Anm. 86) 63f. Die Manuskripte gingen aller Wahrscheinlichkeit nach erst nach dem Tod des Kammeragenten in den Besitz der Gemeinde über. Seit wann das Bild sich dort befand, ist völlig unklar, s. *Ries*, Sachkultur (wie Anm. 86).

⁹² Siehe unten zum Testament.

ten, Gästen, durchreisenden Gelehrten und seinen heranwachsenden Söhnen⁹³. Er gründete und leitete über Jahrzehnte die erste Braunschweiger jüdische Gemeinde der Neuzeit, der er zur Entlastung seiner Privat-Synagoge eine Gemeindesynagoge zugleich mit einer Synagogenordnung stiftete.

Noch deutlicher zu sehen ist das kulturelle Nebeneinander jedoch in der Gestaltung seiner Memoria. Alexander David hat zwei Testamente hinterlassen, in denen er u. a. die Frage seines Gedenkens regelte. Sein hebräisches Testament, das in Halberstadt in der Gemeindeverwaltung deponiert war⁹⁴, enthielt eine Reihe von Stiftungen, um in der traditionellen jüdischen Weise für seine Erinnerung zu sorgen. Aus Halberstadt stammte er, und dort blieb zeitlebens seine religiöse Heimat. Orte des Gedenkens sollten folglich Halberstadt und daneben Frankfurt a. M. und Nikolsburg sein, d.h. bedeutende jüdische Gemeinden, in denen eine ausreichende Zahl von Gelehrten und ein großes jüdisches Publikum vorhanden waren. Beides traf für Braunschweig und seine jüdische Gemeinde nicht zu. Das zweite, auf Deutsch abgefaßte Testament war samt allen Ergänzungen beim Gericht des Domstifts St. Blasien in Braunschweig als neutraler Instanz hinterlegt⁹⁵. Es regelte den Nachlaß, die Ausstattung und Versorgung der drei minderjährigen Söhne aus zweiter Ehe und der Witwe.

Die bereits zuvor beschenkte jüdische Gemeinde in Braunschweig ging in dem Testament leer aus. Dagegen erhielt das große Waisenhaus der Stadt eine Schenkung über 50 RT; vor allem aber richtete Alexander David eine Stiftung von insgesamt 700 RT zu seinem Andenken an der Martini-Gemeinde in Braunschweig ein. Die Zinsen von 100 RT Kapital, das an die Martins-Schule ging, sollte der „unterste Schul-College“ erhalten, um dafür „ein paar arme Kinder ohnentgeltlich in die Schule“ zu nehmen. Die 30 RT Zinsen aus den übrigen 600 RT, die die Martins-Kirche bekam, sollten sich die beiden Prediger teilen.

Auch andere Hofjuden schlossen zu dieser Zeit bereits christliche Arme in ihre Wohltätigkeit ein. Eine Memorial-Stiftung bei der Pfarrkirche des Wohngebietes gehört hingegen wohl eher in die Kategorie „individuelles Experiment“. Die Stiftung deutet ein persönliches Verhältnis zwischen Alexander David und Vertretern dieser Gemeinde an, das es ihm denkbar erscheinen ließ, in diesem christlich-gemeindlichen Kontext wie in der jüdischen Gemeinde Halberstadt für sein Andenken zu sorgen – nach dem Motto ‚doppelt hält besser‘. Angesichts der Schwäche der örtlichen jüdischen Gemeinde und seiner intensiven Beziehungen zum Hof und seinen Beamten scheint sich Alexander David für ein Nebeneinander mehrerer sich ergänzender Gedächtnisformen entschieden zu haben: Das jüdische *Sachor*, die jüdische Erinnerung, in drei großen und bekannten jüdischen Gemeinden, die klassische Stifter-Erinnerung in der von ihm gegründeten jüdischen Gemeinde in Braunschweig und die säkulare, lokale Memoria in der christlichen,

⁹³ *Duckesz*, (wie Anm. 86) 42; *Busch*, (wie Anm. 86) 63.

⁹⁴ Leider ist nur ein kurzer Auszug dieses Testaments in einer deutschen Übersetzung erhalten, StA Wolfenbüttel 2 Alt 13255, fol. 3.

⁹⁵ StA Wolfenbüttel 2 Alt 13254, fol. 24–48.

vermutlich aufgeklärt toleranten Umgebung der Kirchengemeinde des Wohnumfeldes⁹⁶.

Die singuläre Position am Hof war der Stellung und Kommunikationssituation eines Hofjuden inhärent – mehr noch, aus den für Juden als Gruppe geltenden gesellschaftlichen Normen herausgehoben, als Einzelperson von Bedeutung adressiert zu werden, bedingte bereits deren Individualisierung⁹⁷. Dies gilt vor allem für Aufsteiger wie Alexander David, d.h. Vertreter der ersten Generation, die das Auftreten am Hof erst erproben, die Hofetikette erlernen und ihr Verhalten gegenüber den jüdischen Normen in diesem Rahmen neu definieren mußten⁹⁸. Denn sie hatten keine Vorgänger, Väter, Schwiegerväter oder jüdische Dienstherrn, an denen sie sich hätten orientieren können. Weniger die engere ökonomische Seite dieser Geschäftsbeziehungen als das Auftreten, die Kleidung, Formen und Bedingungen der Kommunikation brachten dabei das Risiko – oder die Chance – der Individualisierung mit sich, die jedoch sehr unterschiedlich aufgenommen wurden⁹⁹.

5. Fazit

Die vorgestellten Beispiele zeigen ein breites Spektrum von Individualisierungsweisen frühneuzeitlicher Juden im eingangs definierten Sinne, d.h. eingebunden in gesellschaftliche Strukturen und abhängig von Ressourcen, Positionen und dem Geschlecht der Person. Sie stehen nicht repräsentativ für die jüdische Gesellschaft ihrer Zeit, denn es sind darin überwiegend Vertreter der gebildeteren Schichten sowie der ökonomischen Elite zu finden; rabbinische Gelehrte konnten nicht berücksichtigt werden und bedürften einer eigenen Untersuchung. Die präsentierten Beispiele sind zunächst und vor allem als einzelne Personen, eben als Individuen wahrnehmbar und haben sich im Fall der Autoren autobiographischer Schriften auch als solche präsentiert.

Angeichts dieser verstreuten Einzelfälle eine Entwicklung aufzeigen zu wollen, wäre vermessen; die Beispiele experimenteller Individualisierung mit Veränderungscharakter im 18. Jahrhundert machen jedoch plausibel, daß Juden den gleichen strukturellen Bedingungen wie Christen, hier gesellschaftlicher Verdichtung und Differenzierung zu Beginn der Moderne, unterlagen. Deutlich geworden sein

⁹⁶ Dazu *Ries*, Sachkultur (wie Anm. 86).

⁹⁷ Vgl. *Junge*, (wie Anm. 9) 13f.

⁹⁸ Siehe Michael Schmidt mit anregenden Thesen zu den verschiedenen Habitus-Modellen, *Michael Schmidt*, Interkulturalität, Akkulturation oder Protoemanzipation? Hofjuden und höfischer Habitus, in: *Ries, Battenberg*, Hofjuden (wie Anm. 33) 40–58.

⁹⁹ Hierzu und zum Folgenden *Rotraud Ries*, Hofjuden als Vorreiter? Bedingungen und Kommunikationen, Gewinn und Verlust auf dem Weg in die Moderne, in: *Arno Herzig, Hans Otto Horsch, Robert Jütte* (Hrsg.), Judentum und Aufklärung. Jüdisches Selbstverständnis in der bürgerlichen Öffentlichkeit (Göttingen 2002) 30–65, 32ff.; *dies.*, Hofjuden – Funktionsträger des absolutistischen Territorialstaates und Teil der jüdischen Gesellschaft. Eine einführende Positionsbestimmung, in: *dies., Battenberg*, Hofjuden (wie Anm. 33) 11–39, 15ff.

dürfte daneben in allen Fällen die hohe Bedeutung der Kontexte ebenso wie auch persönlicher Voraussetzungen und Ressourcen wie Geschlecht, Bildungsstand und ökonomische Position, ihrer Nutzung und Präsentation. Unter den Quellen erlauben Selbstzeugnisse, und dabei vor allem die autobiographischen Schriften, zwar einen unmittelbareren Blick auf die Person; der genrespezifische Konstruktionscharakter oder Formelgehalt (in den hier nicht näher vorgeführten Briefen)¹⁰⁰ bedürfen jedoch einer kritischen Analyse des dargestellten Selbstbildes. In den hier präsentierten autobiographischen Schriften der Jüdinnen und Juden dominiert Individualisierung als Positionierung des Ich, während andere Quellen und die Konvertitenautobiographien stärker die Diagnose von Individualisierung als Veränderung ermöglichen.

Liest man die Quellen im Lichte des hegemonialen Individualisierungsparadigmas, haben die Juden als nicht-christliche Minderheit darin nichts verloren; von Emanzipation und Autonomie als Kategorien kann im Rahmen der vormodernen Rechtsstellung der Schutzjuden keine Rede sein. Die vorgeführten Fälle belegen jedoch, daß Modi der Individualisierung in einem weiteren Sinne, wie er z. B. in der Soziologie zur Anwendung kommt, in Fülle zu konstatieren sind: als Vereinzelung, Bewußtwerdung und Thematisierung des Ich, persönliche Rechenschaft, soziale Vernetzung wie auch sozialer Bruch, Wechsel der Identität, politisch-gesellschaftlich-kulturelles oder intellektuelles Experiment.

Im Vergleich zwischen christlichen und jüdischen Individualisierungsweisen muß noch einmal die hohe Bedeutung der im Fall der Juden mit doppeltem Gewicht zu veranschlagenden Kontexte, darunter ihre eingeschränkte gesellschaftlich-rechtliche Stellung, betont werden. Im weiteren ist der Vergleich nur dort möglich, wo der Forschungsstand dies erlaubt, nämlich im „Stammgebiet“ der Individualisierungsforschung, den autobiographischen Schriften. Daß es erst seit dem 16. Jahrhundert und in Relation zur hohen Literalität in der jüdischen Gesellschaft nur wenige autobiographische Schriften gibt, ist mit einer differenten Stellung des Individuums gegenüber der Gemeinschaft im Judentum bzw. mit einer differenten Priorität der Details individuellen Lebens wie auch der Geschichte gegenüber der Beziehung zu Gott erklärt worden. Nicht die Differenz des einzelnen Lebens zu anderen habe gezählt, sondern umgekehrt ihre Gemeinsamkeit mit diesen¹⁰¹. Dem widerspricht, daß es andere Schriften und Selbstzeugnisse gibt, in denen durchaus ein ‚Ich‘ artikuliert und thematisiert wurde¹⁰².

So scheint der Unterschied v.a. in der Genrebildung bzw. -nutzung zu liegen. H.J. Chajes hat hierzu einige interessante Beobachtungen vorgetragen: Vor der

¹⁰⁰ Siehe Landau, Wachstein, Jüdische Privatbriefe (wie Anm. 23) XXIff.

¹⁰¹ Mintz, Banished (wie Anm. 22) 7 u. 206; Jacob [Josef] Schacter, History and Memory of Self: The Autobiography of Rabbi Jacob Emden, in: Elisheva Carlebach, John M. Efron, David Myers (Hrsg.), Jewish History and Jewish Memory. Essays in Honor of Yosef Hayim Yerushalmi (The Tauber Institute for the Study of European Jewry series 29, Hanover, London 1998) 428–452, 428f., beide zit. bei Stanislawski, Autobiographical Jews (wie Anm. 2) 10f.

¹⁰² Stanislawski, Autobiographical Jews (wie Anm. 2) 12f.

modernen Biographie am Ende des 18. Jahrhunderts ist jüdische Autobiographik eine reine Privat-, manchmal eine Familienangelegenheit. Sie ist einer bestimmten, gebildeten Schicht zuzuordnen, jedoch keinen gesellschaftlichen Milieus, in denen das autobiographische Schreiben wie bei den christlichen Gelehrten oder in pietistischen Kreisen weite Verbreitung fand. Alle Schriften sind ungedruckt geblieben und mit hoher Wahrscheinlichkeit ohne Vorbilder entstanden. Dies machte bereits das Schreiben selbst zum Akt der Individualisierung. Und es sollte Forscher alarmieren, die Marginalität jüdischen autobiographischen Schreibens zu behaupten, wo zunächst nur die der Überlieferung gemeint ist. Inventarisierungsprojekte¹⁰³ könnten hier, trotz der dramatischen Kontinuitätsbrüche jüdischer Geschichte in Europa, vielleicht noch einige Fortschritte erzielen.

Als Form, als Begriff und als explizit formulierter Schreibenlaß dominieren Notizen oder Rechenschaftsberichte die jüdische Autobiographik, für das Gedächtnis und zur Erinnerung verfaßt; deren Charakter reicht von geheim bis zum Vermächtnis an die Kinder. Die Nutzung dieser Schreibform führt Chajes auf die Aufforderung der Rabbiner des 16. Jahrhunderts zurück, Buch zu führen über Geschäfte, Träume und die eigenen Sünden. Eine nachhaltige Erklärung, warum diese talmudische, d.h. jahrhundertealte Aufforderung nicht nur neu artikuliert, sondern auch aufgegriffen wurde, kann er jedoch nicht bieten. Allerdings weist er auf eine zeitgleiche Tendenz zu mehr Selbstkontrolle in der christlichen Gesellschaft hin¹⁰⁴. Die Nähe solcher privaten Rechenschaftsberichte zu Chroniken liegt auf der Hand; die Form ist zudem offen genug, um aus dem Bildungshorizont des Schreibers weiter ergänzt zu werden. Nicht zufällig parallel zu diesen privaten Rechenschaftsberichten entstanden im deutschsprachigen Judentum erste historiographische Werke¹⁰⁵. Und das Genre weist Affinitäten zum Gebrauchsschriftgut, zu Kaufmannsbüchern oder geschäftlichen Notizen auf. Ein lakonischer Tonfall und das verbreitete Kategorisieren, Messen und Bewerten dürften hier ebenfalls ihren Ursprung haben. Als Form privater Aufzeichnungen wurden solche Rechenschaftsberichte bis mindestens ins 19. Jahrhundert hinein gebraucht¹⁰⁶.

Die Aufforderung zur verschriftlichten Selbstkontrolle rückte ganz automatisch das Selbst in seiner Beziehung zu Gott und zu seiner Umwelt, seine Verantwortung für und Reflexion über das eigene Handeln in den Fokus. Daneben belegt jedoch die Chronik eigenen politischen Handelns Josels von Rosheim und die Zu-

¹⁰³ Siehe die Auflistung bei Jancke, Ulbrich, Person (wie Anm. 3) 11, Anm. 14.

¹⁰⁴ Chajes, (wie Anm. 22) 6ff.

¹⁰⁵ David Gans, Zemah David. A Chronicle of Jewish and World History (Prag 1592) [hebr.], hrsg. von Mordechai Breuer (Jerusalem 1983).

¹⁰⁶ Siehe hierzu die privaten Erinnerungen des Itzig Behrend (1765–1845) aus Rodenberg (Hessen/ Schaumburg) im Kontrast zu der gedruckten Autobiographie („Aus der Kindheit. Erinnerungsblätter“ [Berlin 1907]) des ebenfalls in Rodenberg aufgewachsenen, jüngeren Julius Rodenberg (1831–1914), Rotraud Ries, Regionale Identität, Akkulturation und Wandel in einer ländlichen Judenschaft. Aussagen in Selbstzeugnissen aus Rodenberg (1800–1860), in: Hubert Höing (Hrsg.), Der Raum Schaumburg. Zur geschichtlichen Begründung einer regionalen Identität (Schaumburger Studien 57, Melle 1998) 88–145.

nahme subjektiver Elemente in kabbalistischen Schriften¹⁰⁷ parallel zu der individualistischen Handelns im 16. Jahrhundert, daß die Beziehung zwischen ‚Ich‘ und Text sich veränderte und auf neue Art artikuliert zu werden begann.

Selbstzeugnisse sind nicht die einzige, vielleicht auch nicht die wichtigste Quelle, um Individualisierung zu diagnostizieren¹⁰⁸. Das Instrumentarium zur Feststellung von Individualisierung im Handeln gilt es, wie Gabriele Jancke mit ihrem Fragenkatalog zeigt¹⁰⁹, jedoch erst noch zu entwickeln. Welch eminente Rolle dabei gesellschaftliche Strukturen, Nutzung und Display von Ressourcen spielten, konnte exemplarisch gezeigt werden, desgleichen die Operationalisierbarkeit soziologischer Individualisierungsbegriffe, die nicht eine automatische Veränderung und ein ‚Mehr‘ an Autonomie implizieren. Es könnte ein Vorteil sein, daß sich die Individualisierung von Juden vielfach an der Grenze zwischen jüdischer und christlicher Kultur entfaltete: Hier lassen sich Veränderungen in der Positionsbestimmung des einzelnen vergleichsweise deutlich identifizieren. Und erlauben es vielleicht, daraus methodische Rückschlüsse zur Feststellung von Individualisierung durch Handeln insgesamt zu ziehen. Aus der Perspektive vom Rand der Gesellschaft könnten sich damit neue Blickwinkel auf deren Mitte eröffnen.

¹⁰⁷ *Moshe Idel*, On Mobility, Individuals and Groups. Prolegomenon for a Sociological Approach to Sixteenth-Century Kabbalah, in: *Kabbalah. Journal for the Study of Jewish Mystical Texts*. Los Angeles 3 (1998) 145–173, 163.

¹⁰⁸ *Scheutz, Tersch*, Individualisierungsprozesse (wie Anm. 9) bes. 41.

¹⁰⁹ Siehe ihren Beitrag in diesem Band.

Suraiya Faroqhi

Ein Istanbuler Derwisch des 17. Jahrhunderts, seine Familie und seine Freunde: Das Tagebuch des Seyyid Hasan

Selbstzeugnisse aus der osmanischen Epoche sind vergleichsweise rar, wenn auch nicht so selten, wie in der älteren Sekundärliteratur oft behauptet worden ist. Denn für eine Generation von Historikern, die glaubten, daß ‚autonome Individualität‘ im Burckhardtschen Sinne eine Voraussetzung für das Schreiben über sich selbst wäre, konnte es vor dem späten 19. Jahrhundert im Osmanischen Reich eigentlich gar keine Selbstzeugnisse geben. Die wenigen Texte, die man nicht ignorieren konnte, wurden kurzerhand als ‚Ausnahme‘ deklariert und dementsprechend nur sehr selten untersucht.

Nun wird aber in der neueren Forschung über die Frühe Neuzeit in West- und Zentraleuropa weitgehend angenommen, daß Leute über sich selbst schrieben, nicht weil sie sich unbedingt als ‚autonome Individuen‘ betrachteten, sondern weil sie damit bestimmte soziale Zwecke verfolgten. Manche versuchten zum Beispiel, einem in der Vergangenheit hilfreichen oder auch einem noch zu gewinnenden Patron zu Gefallen zu sein, oder aber sie wollten ihren Nachkommen praktisch nützliche Ratschläge geben¹. Geht man von dieser Voraussetzung aus, dann gibt es keinen Grund für die Annahme, daß diejenigen osmanischen Untertanen, die über sich selbst geschrieben haben, unbedingt ‚Ausnahmen‘ gewesen sein müssen. Seit man letztere Annahme stark modifiziert oder sogar weitgehend aufgegeben hat, haben Historiker/innen tatsächlich eine beträchtliche Anzahl von Selbstzeugnissen aus der osmanischen Welt zugänglich machen können.

Ein kleines Florilegium osmanisch-türkischer Ego-Dokumente²

Um in der Epoche vor 1700 zu bleiben: Mimar Sinan, der größte Architekt, den das Osmanenreich hervorgebracht hat, hat gegen Ende des 16. Jahrhunderts seine

¹ Gabriele Jancke, *Autobiographie als soziale Praxis. Beziehungskonzepte in Selbstzeugnissen des 15. und 16. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum* (Köln, Weimar, Wien 2002).

² Zu griechisch-osmanischen Selbstzeugnissen des 17. und 18. Jahrhunderts siehe Johann Strauss, *Ottoman Rule Experienced and Remembered: Remarks on Some Local Greek Chronicles of the Tourkokratia*, in: *Ottoman Historiography: Turkey and Southeastern Europe*, hrsg. von Fikret Adanır und Suraiya Faroqhi (Leiden 2002) 193–222 sowie die dort angegebene Literatur.

Erinnerungen einem jüngeren Freund diktiert. Ein ausgeprägtes Selbstbewußtsein erlaubte es diesem Architekten zu berichten, wie er den Drohungen des – zur Zeit der Erzählung schon längst verstorbenen – Süleymans des Prächtigen Paroli geboten hatte. Von der Zurückhaltung der ‚anonymen Handwerker‘, als welche die Künstler dieser Zeit oft beschrieben worden sind, ist hier keine Rede. Im Gegenteil: Manche Szenen, in denen der Autor, wegen des hohen Lebensalters, das er erreichte, oft ‚der Alte‘ genannt, sein Verhältnis zu dem Sultan beschreibt, erinnern an Lebensberichte von Künstlern der italienischen Renaissance. Doch wissen wir, daß Sinan niemals in Italien gewesen ist³.

Eine Persönlichkeit des späteren 17. Jahrhunderts, die wie Mimar Sinan dem Sultanshofe nahe stand und eine Beschreibung des eigenen Lebens sowie der Familiengeschichte hinterlassen hat, ist Feyzullah Efendi, der Lehrer Mustafas II., Sultan zwischen 1695 und 1703. Nach seiner Thronbesteigung hatte der dankbare Schüler seinen Mentor Feyzullah zum Haupt des gesamten religiös-juridischen Apparates des Osmanischen Reiches (*şeyhülislam*) ernannt. Dem nunmehrigen ranghöchsten Gesetzesgelehrten ging es offensichtlich darum, in seinen Erinnerungen herauszutreten, was er für seinen Sultan, aber ganz besonders, was er für die eigene Familie erreicht hatte. Feyzullah sah sich besonders deshalb als sehr erfolgreich an, weil er viele Söhne schon in jungen Jahren in einflußreichen Stellungen untergebracht hatte. Wie viele Feinde er sich durch seinen – zumindest im Istanbuler Milieu – extremen Nepotismus gemacht hatte, hat er allerdings nicht gesehen oder nicht sehen wollen, als er 1702 seine beiden Berichte über sich selbst und seine Familie verfaßte. Nur ein Jahr später wurde Feyzullah allerdings gestürzt und umgebracht und zog sowohl einen seiner Söhne als auch den Sultan selbst mit sich in den Untergang⁴.

Das zehnbändige Reisewerk des Evliya Çelebi, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts verfaßt, ist, wenngleich in ganz anderer Weise, ebenfalls eine Ich-Erzählung. Berichtet doch der Autor (1611– nach 1683), oft genug mit persönlichen Anmerkungen, über die Reisen, die er selbst unternommen hat – zumeist wirklich, aber manchmal auch nur angeblich⁵. Seine Jugend als Page und *raconteur* am Hofe Murads IV. (r. 1623–1640) hat er ebenfalls thematisiert: Da zeigt er den sonst so schreckenerregenden Sultan als erfolgreichen Sportler und leutseligen

³ Als neue Textausgabe siehe *Hayati Develi* (Hrsg.), *Yapılar Kitabı, Tezkiretü'l-Bünyan ve Tezkiretü'l-Ebniye* (Mimar Sinan'ın Anıları) (Istanbul 2003) 146–150. Zur Interpretation vgl. *Gülru Necipoğlu*, *The Age of Sinan, Architectural Culture in the Ottoman Empire* (London 2005) 127–146.

⁴ *Feyzullah Efendi*, übs. von *Ahmed Türek, Çetin Derin* (1969–70). Feyzullah Efendi'nin kendi Kaleminden Hal Tercümesi, *Tarih Dergisi*, 23: 205–218; 24: 69–93. Siehe auch: *Rifa'at Abou-El-Haj*, *The 1703 Rebellion and the Structure of Ottoman Politics* (Istanbul, Leiden 1984); *Suraiya Faruqi*, *An Ulama Grandee and his Household* (upon the occasion of a new book concerning the 'Edirne Vak'ası'), in: *Osmanlı Araştırmaları, The Journal of Ottoman Studies* IX (1989) 199–208. Eine Dissertation von Michael Nizri unter der Anleitung von Ehud Toledano (Universität Tel Aviv) ist in Vorbereitung.

⁵ *Robert Dankoff*, *An Ottoman Mentality, The World of Evliya Çelebi* (Leiden 2004).

Herrn, der es auch vertrug, wenn ein Scherz einmal auf seine Kosten ging. Der Autor selbst bewunderte Murad IV. und hielt dessen Andenken die Treue, auch lang über den Tod hinaus⁶. Ob und inwiefern diese Geschichten zu Lebzeiten Evliyas verbreitet wurden, ist leider unbekannt. Wissen wir doch nicht einmal genau, ob der Text in Istanbul oder in Kairo geschrieben worden ist und wer ihn in den ersten Jahren nach der Fertigstellung eventuell in Händen gehabt hat. Deswegen kann man auch nicht bestimmen, welche sozialen/politischen Ziele Evliya mit diesem Bekenntnis zu seiner und des Sultans ‚leichtsinniger Jugend‘ eventuell verfolgt haben könnte.

In seiner bemerkenswerten Mischung von Lust an der Erfahrung der realen Welt einerseits und ausgeprägtem Vergnügen am puren Fabulieren andererseits, war Evliya zweifellos ein Einzelfall – für den osmanischen Bereich hat er den Reiseroman erfunden – nicht aber im Schreiben über sich selbst. Schon Derwische des 16. Jahrhunderts verfaßten häufiger Berichte über ihre Träume: Aus diesen Produkten der Selbstbeobachtung versuchten dann ihre geistlichen Führer, die Stufe der spirituellen Reife auszumachen, die ihre Jünger erreicht hatten, um letzteren die für deren weiteren Fortschritt angemessenen Übungen auftragen zu können⁷. Aus dem 17. Jahrhundert besitzen wir sogar die Briefe eines weiblichen Derwischs, die an ihren Scheich schrieb, weil sie ihn als Frau ja nicht ohne weiteres aufsuchen konnte⁸. Vielleicht war es diese Tradition, die einige osmanische Schreiber ohne erkennbares mystisches Engagement dazu veranlaßte, ebenfalls ihre Träume niederzuschreiben. In ganz und gar weltlicher Weise befaßten diese Autoren sich vielmehr mit den Gefahren, die ihren Karrieren in der osmanischen Bürokratie drohen⁹. Wahrscheinlich ist in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts das Interesse an solchen persönlichen Berichten gewachsen. Dieser vorläufige Eindruck wird sich aber erst bestätigen oder widerlegen lassen, wenn die Durchforstung der vielen Sammelhandschriften (*mecmua*), in denen sich solche Berichte oftmals verbergen, weitere Fortschritte gemacht hat, als es z. Zt. der Fall ist.

⁶ *Evliya Çelebi b Derviş Mehmed Zilli* (1995). *Evliya Çelebi Seyahatnâmesi*, Topkapı Sarayı Bagdat 304 Yazmasının Transkripsyonu –Dizini, Bd. 1, hrsg. von *Orhan Şaik Gökyay* und *Yücel Dağlı* (Istanbul 1995) 99–109.

⁷ *Irène Beldiceanu-Steinherr*, Scheich Üftâde, der Begründer des Gelvetije Ordens (München 1961). Diese recht seltene, im Eigenverlag erschienene Dissertation befindet sich im Institut für Geschichte und Kultur des Nahen Orients der Ludwig-Maximilians-Universität in München.

⁸ *Cemal Kafadar*, Mütereddit bir Mutasavvîf: Üsküplü Asiye Hatun'un Rüya Defteri 1641–43, in: *Topkapı Sarayı Yıllığı* 5 (1992) 168–222.

⁹ *Cornell Fleischer*, Secretaries' Dreams, in: *Armağan*, Festschrift für Andreas Tietze, hrsg. von *Ingeborg Baldauf*, *Suraiya Faruqi* und *Rudolf Vesely* (Prag 1994) 77–112.

Istanbul um die Mitte des 17. Jahrhunderts

Im folgenden geht es um ein Tagebuch eines Istanbuler Derwisch-Scheichs aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in dem allerdings die geistlichen Funktionen des Autors eine untergeordnete Rolle spielen¹⁰. Seinen Namen nennt er nicht; aber Cemal Kafadar, der sich bisher am ausführlichsten mit diesem Text befaßt hat, hat die Identität des Autors glücklicherweise ausfindig machen können. Es handelt sich um einen gewissen Seyyid Hasan, geboren 1620 als Sohn eines Derwisch-Scheichs im Sünbüli-Zweig (auch: Sünbüliyye) des weitverbreiteten Ordens der Halvetiyye¹¹. Über die Stadt Istanbul, in der Seyyid Hasan sein ganzes Leben verbracht haben dürfte, gibt es mittlerweile eine recht umfangreiche Forschung, die sich allerdings auf Handel und Handwerksleben konzentriert, Dinge, an denen Seyyid Hasan nur ein begrenztes Interesse besaß¹².

Relevanter für ihn war zweifellos die Stiftung von Moscheen, Bibliotheken und vor allem Derwischkonventen. Die Zeit, in der größere Sultansmoscheen gebaut wurden, war allerdings im wesentlichen vorüber: Solche Projekte sollten erst im 18. Jahrhundert wieder aufgenommen werden, wenn auch in kleinerem Maßstab als unter Süleyman dem Prächtigen oder Ahmed I. Aber eine Ausnahme gab es, und zwar genau in den Jahren, in denen Seyyid Hasan sein Tagebuch führte. Die Sultansmutter Hatice Turhan, die damals für ihren noch sehr jungen Sohn Mehmed IV. (r. 1648–87) die Regentschaft führte, hatte es 1661 unternommen, die von einer Vorgängerin am Ende des 16. Jahrhunderts begonnene aber nicht vollendete ‚Neue Moschee‘ im Herzen des Istanbuler Geschäftsviertels zu Ende zu führen¹³.

Politisch gesehen waren die frühen 1660er Jahre ziemlich schwierig: Der Großwesir Köprülüzaade Mehmed Paşa, der die Eroberung der Insel Kreta von den Venezianern mit bemerkenswertem Erfolg betrieben hatte, starb 1661. Fazıl Ahmed Paşa, der Sohn des Verstorbenen, konnte zwar an die außen- und innenpolitischen Erfolge seines Vaters anknüpfen, aber dabei beinhaltete seine Politik eine Ausweitung des Kriegsschauplatzes, nämlich auf das habsburgische Ungarn. Dort konnten zwar mehrere Festungen erobert werden, u. a. Nove Zámky (1663), das als ein Sprungbrett für weiteres Vordringen gedacht war. Aber ein größerer Rückschlag

¹⁰ Die beiden Bände der Handschrift liegen in der Bibliothek des Topkapı Palastes, Hazine 1426 und 1418. Siehe *Fehmi Edhem Karatay*, Topkapı Sarayı Müzesi Kütüphanesi Türkçe Yazmalar Kataloğu, 2 Bde. (Istanbul 1961) 422, Nr. 1265 und 1266.

¹¹ Die grundlegende Arbeit zu osmanischen Ich-Erzählungen ist: *Cemal Kafadar*, Self and Others: The Diary of a Dervish in Seventeenth-century Istanbul and First-person Narratives in Ottoman Literature, in: *Studia Islamica* LXIX (1989) 121–150. Dieser Artikel bildet den Ausgangspunkt auch für die vorliegende Studie; Kafadar plant eine Ausgabe des gesamten Tagebuchs. Zum Orden der Halvetiyye mit seinen zahlreichen Untergruppen vgl. *Nathalie Clayer*, *Mystiques, État et Société, Les Halvetis dans l'aire balkanique de la fin du XV^e siècle à nos jours* (Leiden 1994).

¹² *Robert Mantran*, Istanbul dans la seconde moitié du dix-septième siècle, *Essai d'histoire institutionnelle, économique et sociale* (Istanbul 1962).

¹³ *Zeynep Nayır*, Osmanlı Mimarlığında Sultan Ahmet Külliyesi ve Sonrası (1609–1690) (Istanbul 1975) 137–138.

bei St. Gotthard an der Raab im folgenden Jahr veranlaßte Fazıl Ahmed Paşa zum Abschluß des Friedens von Vasvar (1664); die Osmanen konnten dabei günstige Bedingungen durchsetzen, weil die österreichischen Habsburger an anderen Fronten vollauf beschäftigt waren. Wenn dieser Krieg in Ungarn also, wenn auch mit einigen Einschränkungen, als ein osmanischer Erfolg gebucht werden konnte, so dürften doch die Untertanen von den Leistungen, die sie zur Unterstützung der Armeen erbringen mußten, einigermaßen in Mitleidenschaft gezogen worden sein.

Ein Istanbuler Tagebuch

Hauptsächlich geht es Seyyid Hasan aber nicht um das politische Geschehen seiner Zeit, sondern um seine eigenen sozialen Beziehungen, insbesondere seine häufigen Besuche bei Freunden und Familienmitgliedern. Da es sich bei dem Tagebuch um ein intimes Schriftstück handelt, das sicherlich nicht außerhalb der Familie kursieren sollte, spielen auch die weiblichen Verwandten, jedenfalls z.T. des Lesens durchaus kundig, in den Berichten des Autors eine gewisse Rolle. Ausflüge in die Umgebung werden gern thematisiert. Dabei berichtet der Autor ausführlich, wer mit wem wohin gefahren ist und welches Fahrzeug/Reittier dabei bestiegen wurde. Essen und Trinken sind ebenfalls Themen von einiger Wichtigkeit: Deshalb gilt dieses Tagebuch auch als eine bedeutsame – und seltene – Quelle zur Ernährung gutsituierter Stadtbewohner¹⁴.

Gutsituert war Seyyid Hasan auf jeden Fall; er brauchte sich den Lebensunterhalt nicht zu verdienen, und die Arbeitswelt spielt demnach in seinem Tagebuch eine recht geringe Rolle. Auch fehlen Hinweise auf eine Karriere des Autors etwa als Prediger oder Vorbeter, wie sie Derwischen, die eine gewisse Ausbildung in Rechts- und Gottesgelehrtheit absolviert hatten, durchaus offen stand. Wenn der Autor gelegentlich berichtet, daß er als Vorbeter fungiert habe, dann war das durchaus informell und ohne daß es zu seinen Amtspflichten gehört hätte. Auch scheint Seyyid Hasan es nicht zu besonderer Prominenz in seinem eigenen Orden, der Sünbülüyye, gebracht zu haben. Zwar wurde er schließlich zum Scheich einer Istanbuler Derwischniederlassung ernannt, die als ein Ausgangspunkt zu höheren Würden in diesem Orden galt. Aber zu dem entscheidenden Karrieresprung ist es im Falle Seyyid Hasans eben nicht gekommen. Da sein Tagebuch, das er über die Jahre 1072/1661–62, 1073/1662–63, 1074/1663–64 und 1075/1664–65 geführt hat, gerade zu der Zeit aussetzt, als der Autor endlich Amtspflichten übernahm, wissen wir nicht, was das entscheidende Hindernis für den weiteren Aufstieg in der Hierarchie seines Ordens gewesen ist. Vielleicht hat Seyyid Hasan einfach sein Privatleben über alles gestellt.

¹⁴ *Günay Kut*, Türklerde Yeme İçme Geleneği ve Kaynakları, in: *Semahat Arsel* (Hrsg.), *Eskimeyen Tatlar, Türk Mutfak Kültürü* (Istanbul 1996) 38–71.

Seyyid Hasans Sozialkontakte: einige mögliche Forschungsprojekte

Wenn unser Tagebuch die Lebenszusammenhänge Seyyid Hasans einigermaßen richtig wiedergibt, dann war es eine seiner Hauptbeschäftigungen, Leute zu besuchen und von ihnen besucht zu werden. Allerdings ist es nicht möglich, seine Zusammentreffen mit Derwischen und solchen, die dem Orden nahe standen, säuberlich von denen zu trennen, in denen es um reine Unterhaltung und die Pflege von Sozialkontakten unter Nachbarn, Freunden und Verwandten ging. Anders ausgedrückt wissen wir nicht recht, welche Besuche zu seiner Tätigkeit als erfahrenes Mitglied eines Derwischordens gehörten und deshalb als eine Art ‚berufliche‘ Tätigkeit aufgefaßt werden müssen. Selbst der Titel, unter dem das Tagebuch in der Literatur bekannt geworden ist, nämlich *Sohbetname* oder Buch der Gespräche, kann sich sowohl auf geistliche wie auf weltliche Unterhaltungen beziehen¹⁵. Denn wie das *sohbet* als ein Grundbedürfnis derer gilt, die den mystischen Weg verfolgen wollen, so kann auch für einen ganz gewöhnlichen Plausch unter Nachbarn derselbe Ausdruck verwendet werden.

In Fortsetzung der vorliegenden kurzen Skizze würde es sich empfehlen, eine Liste der von unserem Autor besuchten Personen und der Besucher in Seyyid Hasans Haus anzulegen, um auf dieser Basis etwas über die unterschiedlichen Frequenzen von dessen verschiedenen Kontakten aussagen zu können. Insbesondere würde eine solche Untersuchung klären, ob Seyyid Hasan ebenso viele Besuche empfing wie er selbst gemacht hat, und was seine eigene Rolle im Netzwerk der Freunde und Bekannten gewesen ist.

Die andere Sorte von Daten, für die sich eine einfache statistische Auswertung und insbesondere eine Verkartung lohnen würde, betreffen Istanbul und das Umland; deswegen ist auch die Stadtgeschichte für das Verständnis des Tagebuchs relevanter, als es bei dem relativen Desinteresse des Autors für die große Politik zunächst erscheinen dürfte. Es wäre nämlich ganz falsch anzunehmen, daß Seyyid Hasan nur zwischen seinem Hause, seinem Derwischkonvent und vielleicht noch einem Kaffeehaus auf und ab gegangen wäre. Ganz im Gegenteil, er war unaufhörlich auf längeren Strecken unterwegs und scheint sich dieser Tatsache selber auch bewußt gewesen zu sein. Hielt er es doch öfter für nötig zu vermerken, daß er die Nacht in seinem eigenen Hause verbracht hatte, was bei einem weniger ‚aushäusigen‘ Menschen kaum nötig gewesen wäre. Dazu ist allerdings zu vermerken, daß noch im 19. und frühen 20. Jahrhundert, bevor Privatwagen und Autobusse größere Verbreitung gefunden hatten, es wegen der weiten Anreisewege zur Routine Istanbul Haushalte gehörte, Freunde und Verwandte als ‚Logierbesuch‘ zu empfangen¹⁶. Auch waren Seyyid Hasans zahlreiche Besuche keineswegs auf das Stadtgebiet beschränkt. Auch nach damaligen Vorstellungen relativ weit entfernte

¹⁵ Für eine erste Bekanntmachung des Tagebuches unter diesem Titel vgl. *Orhan Şaik Gökyay*, *Sohbetname*, in: *Tarih ve Toplum* 14 (Februar 1985) 128–136.

¹⁶ Ein Zeugnis dafür findet sich in den Erinnerungen von *Cabir Uçok*, *Bir İmparatorluk Çökerken*, Anılar (Istanbul 1995) 211.

Orte wie etwa Alibeyköyü – heute allerdings längst in Groß-Istanbul eingemeindet – wurden in die Routine der Geselligkeit mit einbezogen.

Das Kaffeetrinken war ein wichtiger Teil des täglichen Lebens: Oft berichtet der Verfasser davon, daß er den Morgen mit einer Tasse Kaffee begonnen habe. Hierin stand Seyyid Hasan unter osmanischen Stadtbewohnern sicherlich nicht allein: Zwar haben wir bislang keine systematische Untersuchung der Gebrauchsgegenstände, die sich in den Häusern gutsituierter Istanbuler vorfanden, und deswegen wissen wir nichts über die Zahl der Kaffeetassen und -kannen, die solche Personen besessen haben¹⁷. Aber eine entsprechende Untersuchung von dreißig Damaszener Nachlaßinventaren aus der Zeit um 1700 hat 318 Kaffeetassen nachweisen können, also mehr als zehn pro Haushalt. Auch war der Kaffeekonsum nicht auf das familiäre Milieu beschränkt, jedenfalls wenn nicht gerade ein Verbot dieses populären Getränks erlassen worden war und die Genießer sich vorsehen mußten¹⁸. Wenn sich Seyyid Hasan mit seinen Freunden traf, war eine Tasse Kaffee oft mit von der Partie. Mit etwas Geduld könnte man auszählen, mit wem, wann und wo der Autor sich dieses Genusses erfreut hat und damit einen interessanten Beitrag zur Geschichte der osmanischen Geselligkeit leisten.

Wie bemerkt war Seyyid Hasans Interesse am Trinken und Essen recht ausgeprägt, und oft hat er aufgeschrieben, was aus diesem oder jenem Anlaß auf dem *sofra* stand¹⁹. Diese Listen sind insofern wichtig, als wir detaillierte Auskünfte dieser Art für die Zeit vor dem 19. Jahrhundert sonst nur für den Sultanshof und einige fromme Stiftungen besitzen. Überdies zeigen diese ‚Speisekarten‘, daß ein Topos der europäischen Reiseliteratur über die osmanischen Untertanen nicht unbedingt stichhaltig ist. Findet sich doch in vielen einschlägigen Büchern die – oftmals in lobender Absicht geäußerte – Meinung, die Türken seien im Essen äußerst genügsam und beschränkten sich auf Brot, Joghurt, Knoblauch und verschiedene Gemüse²⁰. Daß das auf den Sultanspalast nicht zutrifft, ist natürlich schon lange bekannt. Aber auch in ‚gutbürgerlichen‘ Kreisen, wie in denen Seyyid Hasans, wußte man den als *kaşkaval* bekannten Käse ebenso zu schätzen wie Obst von gu-

¹⁷ Said Öztürk, Askeri Kassama ait Onyedinci Asır İstanbul Tereke Defterleri (Sosyo-Ekonomik Tahlil) (Istanbul 1995) befaßt sich nur mit den Vermögenswerten und nur in geringem Maße mit den Gebrauchsgütern. Für Damaskus siehe Colette Establet und Jean-Paul Pasqual, Cups, Plates and Kitchenware in late Seventeenth- and early Eighteenth-Century Damascus, in: The Illuminated Table, the Prosperous House, Food and Shelter in Ottoman Material Culture, hrsg. von Suraiya Faruqi and Christoph Neumann (Istanbul 2003) 185–197. Unter den fast 1400 Stücken, welche die Autoren nachgewiesen haben, befanden sich 336 flache Teller/Schüsseln; die Kaffeetassen waren demnach das zweithäufigste Küchen- bzw. Eßgerät.

¹⁸ Hans-Joachim Kießling, Zur Geschichte der Rausch- und Genußgifte im Osmanischen Reich, in: Südost-Forschungen XVI (1957) 342–356.

¹⁹ Das *sofra* ist eine flache Unterlage, manchmal aus Leder, auf der das Essen serviert wird. Sie kann mit kleinen Füßen versehen sein. Ein besonders schönes Exemplar befindet sich im Museum auf Schloß Ambras bei Innsbruck.

²⁰ Als ein Beispiel siehe Augerius Gisenius Busbequius, Legationis turcicae epistolae quatuor, hrsg. von Zweder von Martels, ins Niederländische übersetzt von Michel Goldsteen (Hilversum 1994) 258–259.

ter Qualität. Seyyid Hasan hatte außerdem die bemerkenswerte Eigenschaft, daß ihm auch in schweren Lebenskrisen ‚der Appetit nicht verging‘. So bemerkte er bei dem Begräbnis einer nahen Verwandten, daß die den Trauergästen gereichten Süßigkeiten sehr gut geschmeckt hätten und versäumte es dabei auch nicht, der Köchin seine Anerkennung zum Ausdruck zu bringen.

Die Familie

Im Jahre 1661, als das Tagebuch einsetzte, hatte Seyyid Hasan (mindestens) zwei Frauen. Da nicht gesagt wird, daß es sich bei der einen oder anderen um eine Sklavin gehandelt habe, muß man annehmen, daß sie beide Ehefrauen waren. Zu diesem Zeitpunkt hatte der Autor außerdem (mindestens) drei überlebende Söhne, von denen der jüngste, namens Mehmed, offenbar noch auf dem Arm getragen wurde. Ein mittlerer namens Mustafa ging zur Schule. Aus den Bemerkungen des Vaters würde ich schließen, daß es sich um eine Koranschule und nicht um eine weiterführende Bildungsstätte (*medrese*) gehandelt hatte, also war der Junge wohl etwa zwischen fünf und zwölf Jahren alt. Bislang habe ich über den Ältesten nur herausbringen können, daß es ihn gab, und auch zu eventuellen Töchtern habe ich noch keine Angaben gefunden. Dafür erwähnte der Autor mindestens zwei Schwestern, mit diesen zweien stand er in regem Austausch; das Tagebuch berichtet von gegenseitigen Besuchen und auch von einem Andachtsbuch, das Seyyid Hasan seiner Schwester geliehen hatte und das die beiden dann besprachen. Auch von einem Besuch bei der Mutter ist die Rede; der Vater war um diese Zeit längst verstorben²¹. In diesem Fall wird nicht ausgesagt, daß die ältere Frau bei einem ihrer Kinder gewohnt hätte. Ob sie wieder verheiratet war oder als Witwe ihrem eigenen Haushalt vorstand, erfahren wir leider nicht.

In den meisten Fällen war der Autor zweifellos ohne seine weiblichen Verwandten unterwegs. Aber Ausnahmen gab es durchaus. Wenn er z. B. beschreibt, daß er in Begleitung einer seiner Frauen und einer seiner Schwestern auf einem Ochsenkarren aus der Stadt fuhr, berichtet er ebenfalls, in wessen Häusern auf dem Wege Station gemacht wurde. In solchen Fällen wird auch verzeichnet, daß die Frauen in den Harem des besuchten Bekannten gebeten wurden. Das bedeutet, daß es sich bei den Gastgebern um relativ vermögende Leute gehandelt haben muß, denn nur diese konnten sich zweifellos die räumliche Trennung von *selamluk* (Gästehaus für männliche Besucher) und *harem* (Familienwohnung, in die weibliche Gäste gebeten wurden) finanziell erlauben²². In den beengten Wohnungen der

²¹ *Kafadar*, *Self and Others* 139.

²² *Suraiya Faruqi*, *Men of Modest Substance, House Owners and House Property in Seventeenth Century Ankara and Kayseri* (Cambridge 1987) 77–81. Siehe auch *eadem*, ‚Drinnen‘ und ‚draußen‘, ein Aspekt des Lebens osmanischer Stadtbewohner vom ausgehenden 16. bis zum späten 18. Jahrhundert, in: *Städtische Volkskultur im 18. Jahrhundert*, hrsg. von *Ruth Elisabeth Mohrmann* (Köln, Wien, Weimar 2001) 125–142.

weniger bemittelten Stadtbewohner konnten Hausherr und Hausfrau wahrscheinlich ihre Gäste nicht zur gleichen Zeit empfangen. Wie das eigene Haus des Seyyid Hasan in dieser Hinsicht beschaffen war, habe ich nicht heraus finden können.

Neben der Familie gab es im Haushalt drei Frauen, deren Status nicht näher erklärt wird. Es könnte sich um Sklavinnen, aber auch um junge Mädchen aus ärmlichen Verhältnissen gehandelt haben, die bis zu ihrer Heirat in einem fremden Hause Dienst taten und dafür mit einer Ausstattung bedacht wurden (*besleme*)²³. Eine von diesen Frauen kochte, ob regelmäßig oder nur gelegentlich ist nicht auszumachen; auch um die Kinder des Hauses kümmerten sich die drei. Insgesamt müßte also das Hauswesen mindestens drei erwachsene Personen aus der Familie des Autors enthalten haben, dazu drei Söhne und drei Dienerinnen, also neun Personen²⁴. Wenn der Autor unverheiratete Töchter gehabt haben sollte, wären diese noch hinzuzuzählen.

Ein Todesfall in der Familie: oder wie man in den Kreisen Seyyid Hasans auf eine Pestepidemie reagierte

Gleich zu Beginn des Tagebuches berichtet der Autor über ein Ereignis, dessen Schrecken auch für den heutigen Leser unmittelbar nachzuvollziehen ist, nämlich den Tod einer seiner Ehefrauen. Seyyid Hasan war damals gerade mit seiner anderen Frau und seiner Schwester in der Nähe Istanbuls unterwegs, als ihn die Nachricht erreichte, seine zurückgebliebene Gattin befände sich im Todeskampf und es wäre alles andere als sicher, daß er sie, selbst bei höchster Eile, noch lebend antreffen würde. Der Autor berichtet dann eingehend über seine gehetzte Rückkehr: Im Hause angekommen, konnte Seyyid Hasan seine Frau gerade noch einmal lebendig antreffen. Aber zu einem zusammenhängenden Gespräch war diese wohl nicht mehr in der Lage, und kurz darauf starb sie.

Seyyid Hasan hat nicht versucht, die Krankheit seiner Frau zu beschreiben. Aber es ist offenkundig, daß es sich um eine Ansteckung gehandelt haben muß, wahrscheinlich um die Pest. Denn sonst wäre kaum zu erklären, daß am selben Tag, an dem die Frau Seyyid Hasans beerdigt werden sollte, in derselben, offenbar nicht sehr großen Moschee gleich sechs Beerdigungen angestanden hätten. Schließlich war Istanbul in dieser Epoche wegen seiner zahlreichen Pestepidemien gefürchtet, die offenbar damit zusammenhingen, daß diese Krankheit unter den örtlichen Nagetieren endemisch war²⁵. Im 17. Jahrhundert war es noch üblich, daß

²³ Solche *beslemes* waren noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Istanbul recht häufig, vgl. Aziz Nesin, Böyle Gelmiş Böyle Gitmez (Ankara ³1972) 52-53. Für Fälle aus der Zeit um 1600 siehe Suraiya Faruqi, Towns and Townsmen of Ottoman Anatolia, Trade, Crafts, and Food Production in an Urban Setting 1520-1650 (Cambridge 1984) 279-280.

²⁴ Es sei denn, der älteste war schon verheiratet und selbständig.

²⁵ Daniel Panzac, La peste dans l'Empire Ottoman, 1700-1850 (Louvain 1985) 117-119. Leider liegt für die Jahre um 1660 keine vergleichbare Studie vor.

Muslime während einer solchen Epidemie ihre normalen Tagesabläufe möglichst wenig veränderten. Dagegen zogen sich Nichtmuslime, die dazu die nötigen Mittel besaßen, etwa in ihre Sommerhäuser außerhalb der Stadt zurück. Konsuln und Kaufleute aus Westeuropa isolierten sich meist in ihren Häusern.

Was die Muslime anbelangte, so war es die ‚Standardmeinung‘ der Rechtsgutachter, daß man ein von der Pest betroffenes Gebiet meiden sollte, wenn man sich außerhalb desselben befände. Aber wenn man bereits darinnen wäre, dann sollte man nicht versuchen zu fliehen, sondern sich dem unerforschlichen Ratschluß Gottes überlassen²⁶. Als Ergänzung dazu war die Annahme weit verbreitet, daß eine Flucht ohnehin nichts nützen würde, weil der vorbestimmte Tod den Menschen an jedem Ort ereilen könnte. Mit dieser Begründung wurde etwa dem habsburgischen Gesandten Ogier Ghiselin de Busbecq, der sich Mitte des 16. Jahrhunderts zur Zeit einer Pestepidemie in Istanbul aufhielt, zunächst die Flucht auf eine Insel im Marmarameer verwehrt. Erst als der Großwesir selbst an einer anderen Krankheit gestorben war, änderten die Vertreter der osmanischen Zentralregierung ihre Meinung und erlaubten es dem Gesandten, auf eine wenig bewohnte Insel auszuweichen²⁷.

Daß dieser Komplex von Annahmen von vielen Muslimen völlig verinnerlicht worden war, läßt sich etwa an der Reaktion Seyyid Hasans ablesen. Während dieser sonst mit dem Ausdruck von Gefühlen und Ängsten durchaus nicht hinter dem Berg hielt, sagte er an keiner Stelle seines Tagebuchs, daß er ungern aus dem (relativ) weniger durch Ansteckung gefährdeten Umland nach Istanbul zurückgekehrt wäre, weil er sich Sorgen um seine eigene Sicherheit gemacht hätte. Auch äußerte er keinerlei Bedenken, daß er sich möglicherweise bei seiner Frau anstecken könnte; und da er die Todesszene exakt beschrieb, muß man annehmen, daß er sich in der unmittelbaren Nähe seiner sterbenden Gattin aufgehalten hatte. Ein Jahr-

²⁶ Für diese Thematik, unter besonderem Bezug auf die spätmittelalterlichen Epidemien, siehe *Michael Dols*, *The Black Death in the Middle East* (Princeton 1979); siehe auch *Panzac*, *La peste* 290–295.

²⁷ *Busbequius*, *Legationis turcicae epistolae quatuor* 304–307, 316–317.

Heath Lowry, *Pushing the Stone Uphill: The Impact of Bubonic Plague on Ottoman Urban Society in the Fifteenth and Sixteenth Centuries*, in: *Osmanlı Araştırmaları. The Journal of Ottoman Studies* XXIII (2003) 93–131. Lowry vermerkt, daß Sultan Mehmed II. in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts sorgfältig darauf geachtet habe, mit seinem Heer etwa von der Pest betroffene Gegenden zu vermeiden. In diesem Zusammenhang meint der Autor, daß dieses Verhalten dadurch zu erklären sei, daß die Islamisierung der Gebräuche des osmanischen Hofes erst im 16. Jahrhundert zum Abschluß gekommen sei. Mehmed der Eroberer sei damit noch das Kind einer älteren, weniger vom Islam bestimmten Epoche gewesen.

Tatsächlich läßt sich für das 16. und auch noch für das 17. Jahrhundert die fortschreitende Angleichung an sunnitische Standards in bezug auf viele Praktiken der osmanischen Oberschicht verzeichnen. Allerdings ist das Vermeiden von Gegenden, die von der Pest befallen sind, d.h. etwa das Einschlagen von Wegen, die nicht durch das betroffene Gebiet führen, auch vom religiösen Standpunkt des Islams her völlig unbedenklich. Nur die Flucht aus dem befallenen Gebiet wurde mißbilligt; siehe *Panzac*, *La peste* 292; dabei stützt sich der Verfasser auf eine Abhandlung aus dem späten 14. bzw. frühen bis mittleren 15. Jahrhundert.

hundert später hatten sich diese Anschauungen allerdings, zumindest in einigen Kreisen, erheblich gewandelt; denn nach 1700 kam eine größere Zahl von Mitgliedern der osmanischen Oberschicht allmählich zu der Überzeugung, daß mit Quarantänemaßnahmen ein relativer Schutz vor Ansteckung zu erzielen wäre. Nun versuchte eine Reihe von Gouverneuren, die als Mitglieder der osmanischen herrschenden Schicht diese Ansichten teilten, die von ihnen betreuten Gebiete mittels Quarantäne zu schützen, wobei sie auch auf die Erfahrungen ausländischer Konsuln zurückgriffen²⁸.

Allerdings hat die Furchtlosigkeit in Bezug auf die eigene Person unseren Autor keineswegs daran gehindert, sich große Sorgen um seine Söhne zu machen²⁹. So berichtet er sehr anschaulich von einem Moment, an dem er in der Stadt eines kleinen Jungen ansichtig wird, der ihm aus der Ferne wie sein eigenes Kind vorkommt und von dem er anzunehmen scheint, daß es krank oder gar tot ist. Bei näherer Betrachtung stellt sich dann heraus, daß es sich wirklich um den kleinen Sohn des Autors handelt – die Kinderfrau hat Seyyid Hasan, offensichtlich wegen ihrer tiefen Verschleierung – zunächst nicht erkannt. Allerdings fehlt dem Kinde nichts, und erst im nachhinein begreifen Leser und Leserinnen, daß es sich um eine Angstphantasie des Vaters gehandelt haben muß.

Wie schon gesagt, waren an dem Tag der Beerdigung von Seyyid Hasans Frau sieben Leichen zugleich zu bestatten, die meisten von Frauen und Kindern bzw. Jugendlichen. Die relative Seltenheit älterer Personen unter den Opfern ist öfters bemerkt worden; ob die überwiegende Zahl von Frauen in diesem spezifischen Fall ein Produkt des Zufalls war, wissen wir nicht. Da es unter den muslimischen Bewohnern Istanbuls im 17. Jahrhundert nicht üblich war, Pestkranke und alles, was mit ihnen zusammenhing, unbedingt zu meiden, erschien offenbar eine stattliche Anzahl von Männern zum Begräbnis der Frau Seyyid Hasans³⁰. Es war nicht üblich, daß Frauen an einem islamischen Begräbnis teilnahmen, und da eine Frau vornehmlich Beziehungen zu anderen Frauen unterhielt, muß es sich bei den Begleitern, von Verwandten einmal abgesehen, durchwegs um Bekannte des Autors und vielleicht seines ältesten Sohnes gehandelt haben, und nicht um die der Verstorbenen³¹. Ob Frauen ihrerseits etwas taten, um ihrer toten weiblichen Verwandten und Freundinnen zu gedenken, ist nur wenig überliefert: Möglich ist, daß sie in dieser Absicht der Rezitation eines Gedichts zum Lobe des Propheten lauschten, eine Sitte, die noch heute existiert. Auch konnten sie, wenn keine Beerdigung anstand, die Gräber von ihnen nahestehenden Personen besuchen.

²⁸ Für einige Beispiele siehe *Panzac*, La Peste 322–327.

²⁹ Wie *Kafadar*, Self and Others 140 mitteilt, erlag auch der Autor im Jahre 1688 einer Pestepidemie.

³⁰ Für Männer war es eine Verpflichtung, am Begräbnis von Personen ihres Umfeldes nach Möglichkeit teilzunehmen; siehe *Panzac*, La peste 284–285.

³¹ In der heutigen Türkei ist die Praxis schichtenspezifisch: Während es in bürgerlichen und säkular eingestellten Familien der Großstädte durchaus üblich ist, daß Frauen an Beerdigungen teilnehmen, ist das in frommen Familien bzw. solchen, die der Unterschicht angehören, meist nicht der Fall.

Einige der Gebräuche, die bei der Beerdigung von Muslimen und Musliminnen im 17. Jahrhundert üblich waren, hat uns Seyyid Hasan näher beschrieben. So berichtet er, daß er kurz nach dem Tode seiner Frau sich mit einem Rechts- und Gottesgelehrten darüber verständigt habe, wie viele der täglichen fünf Gebete, die für einen Muslim verpflichtend sind, die Tote in ihrem Leben wohl versäumt haben könnte (der Fachterminus lautet: *iskat-i salat*). Man einigte sich dann darauf, daß es wohl die Gebete eines ganzen Jahres gewesen sein könnten und bestimmte eine nicht unbeträchtliche Geldsumme, die für karitative Zwecke ausgegeben werden sollte, um dieses Versäumnis zu kompensieren. Vielleicht war diese Großzügigkeit des Verfassers auch damit zu erklären, daß die Tote in ihrem Testament kein Geld für diesen Zweck ausgewiesen hatte, wie das viele unter ihren Zeitgenossen/innen getan hatten. Wahrscheinlich wurden auch die Süßigkeiten, von denen oben schon einmal die Rede war, im Namen der Toten verteilt, um noch durch diesen Akt der *caritas* einen letzten Beitrag zu ihrem Seelenheil zu leisten³². Außerdem erzählte der Autor, daß auf dem örtlichen Friedhof, nahe bei der Stelle, wo bereits ein anderes Familienmitglied ruhte, eine Grabstätte ausgewählt wurde³³.

Zur Persönlichkeit des Autors

Offensichtlich handelt es sich bei unserem Text um ein Tagebuch, das nie veröffentlicht worden ist, auch nicht in dem begrenzten Sinn, in dem ein literarisches Werk vor Einführung des Buchdrucks ‚veröffentlicht‘ wurde³⁴. Außerdem läßt sich nur schwer bestimmen, zu welchem Zweck es abgefaßt worden ist. Die Erwähnung der weiblichen Familienmitglieder und auch der unverblünte Ausdruck von Emotionen des Verfassers deuten darauf hin, daß der Text ganz gewiß nicht für einen Leserkreis außerhalb des Haushalts von Seyyid Hasan gedacht war. Aber ob überhaupt Leser, etwa die Söhne des Autors, intendiert waren, oder ob Seyyid Hasan für sich selbst schrieb, läßt sich zumindest bei dem jetzigen Stand unserer Kenntnisse nicht bestimmen.

Doch ist unser Text dadurch von besonderem Interesse, daß der Autor so viele Aussagen über sich selbst macht, daß man ihn sich als Person einigermaßen gut

³² Zu der Verteilung des sogenannten Seelen-Helwa unter Beduinen in der syrischen Wüste während derselben Epoche siehe *Evliya Çelebi*, *Seyahatnamesi*, 10 Bde. (Istanbul u. a. 1896-97 bis 1938) Bd. 9, 590.

³³ Den Namen des Friedhofs habe ich nicht heraus finden können. Zu Istanbul Friedhöfen gibt es mehrere Werke: *Hans-Peter Laqueur*, *Osmanische Friedhöfe und Grabsteine in Istanbul* (Tübingen 1993) sowie die Studien einer französisch-türkischen Arbeitsgruppe, deren Aufsätze zu einem guten Teil leider in der wenig verbreiteten Zeitschrift „*Anatolia moderna*“ erschienen sind. Als Buchpublikation vergleiche: *Nicolas Vatin* und *Stéphane Yerasimos*, *Les cimetières dans la ville, Status, choix et organisation des lieux d'inhumation dans Istanbul intra muros* (Istanbul, Paris 2001).

³⁴ Zur Veröffentlichungspraxis im 16. Jahrhundert vergleiche *Cornell H. Fleischer*, *Bureaucrat and Intellectual in the Ottoman Empire, the Historian Mustafâ Âli (1541-1600)* (Princeton 1986) 22-23, 127.

vorstellen kann. Seyyid Hasan liebte offenbar über alles die Geselligkeit und den Kontakt mit Freunden, aber auch die Bewegung in freier Luft. Essen und Kaffeetrinken boten Trost und Entspannung, selbst in den schlimmsten Lebenslagen. Seine Söhne bedeuteten ihm viel, auch wenn er sie nicht immer um sich hatte. Die Schwestern waren keineswegs mit ihrer Verheiratung aus dem Gesichtskreis des Autors verschwunden, im Gegenteil: Er besuchte sie, unternahm mit ihnen Ausflüge und ließ ihnen Andachtsbücher. Was seine verstorbene Ehefrau anbelangte, so war Seyyid Hasan nicht nur über ihren Tod aufrichtig betrübt, sondern auch bereit, für ihr Seelenheil gewisse finanzielle Opfer auf sich zu nehmen.

Darüber hinaus ist das Tagebuch interessant, weil es Rückschlüsse auf Seyyid Hasans Denkstil erlaubt. So läßt sich ablesen, daß der Autor dazu neigte, sich zunächst die möglichen Weiterungen einer Situation bildlich vorzustellen. Daß er seine Vorstellungen auch verbalisierte, läßt sich aus der bloßen Existenz des Tagebuchs ablesen, das von einem rein visuell operierenden Menschen sicherlich nicht geschrieben worden wäre. Aber der visuelle Aspekt kam doch zu allererst.

Diese Art des Denkens läßt sich leicht an seinen Beschreibungen ablesen: So hatte Seyyid Hasan die bemerkenswerte Angewohnheit, jeweils festzuhalten, wer sich bei Ereignissen, die ihm wichtig waren, an welcher Stelle in dem Raum befand, in dem sich das Geschehen gerade abspielte. So wie er bei dem Tode seiner Frau notiert hatte, wie sie in ihren letzten Lebensmomenten in Bezug auf das nächstgelegene Fenster gebettet war, so beschrieb er auch, wo seine Söhne standen oder saßen, als die Leiche aus dem Haus getragen wurde. Auch die zahlreichen und detaillierten Angaben über die Wege, die bei diesem oder jenem Ausflug genommen wurden, sind wahrscheinlich in diesem Zusammenhang zu sehen: Kommt es doch gelegentlich vor, daß Seyyid Hasan die Stationen des Hinwegs aufzählt und dieselbe Prozedur beim Rückweg wiederholt. All dies würde ich dahingehend interpretieren, daß der Autor sich Zusammenhänge in einem ersten Vorgehen weniger durch Worte oder Bilder als mit Hilfe dreidimensionaler Modelle vergegenwärtigt hat. Die Verbalisierung erfolgte dann ‚im zweiten Durchgang‘.

Zum Abschluß

Mit meiner Analyse des Tagebuchs stehe ich noch ziemlich in den Anfängen, und das schlägt sich zweifellos in den hier vorgeschlagenen Fragestellungen nieder. Zunächst einmal geht es mir darum, die vielen Praktiken, die Seyyid Hasan beschreibt, in den Kontext dessen zu stellen, was wir aus anderen Quellen zur Istanbuler Sozialgeschichte bereits wissen oder zumindest zu wissen glauben. Erst wenn das geschehen ist, wird man sagen können, in welcher spezifischen Weise Seyyid Hasan eine Persönlichkeit darstellte, die sich von der seiner Mitmenschen unterschied. Denn daß er eine etwas ungewöhnliche Figur gewesen ist, steht selbst zu Beginn der Analyse außer Zweifel. Wäre es anders gewesen, hätten im Istanbul des späteren 17. Jahrhunderts viel mehr Tagebücher dieser Art geschrieben werden müssen.

Wenn wir mit der Analyse dieses und anderer – schon bekannter und noch aufzufindender – Selbstzeugnisse weiter gediehen sind, werden wir auch klären können, ob sich von etwa 1650 an in der Mentalität einiger osmanischer Stadtbewohner tatsächlich ein gewisser Umschwung vollzogen hat. Das halte ich zwar für wahrscheinlich, aber bislang ist diese Annahme nur eine Hypothese. Daß man an einen Osmanen aus dem späteren 17. Jahrhundert so nah heran kommen kann, daß er als Person sichtbar wird, ist in sich selbst eine wichtige Erkenntnis: Noch vor einer Generation wäre das – mit nur ein oder zwei Ausnahmen, die sozusagen die Regel bestätigten – kaum für möglich gehalten worden. Ich neige zu der Annahme, daß dieses wachsende Interesse an ‚der Kultur des Intimen‘ in der osmanischen Stadtgesellschaft des 17. Jahrhunderts als ein Anzeichen für weitergehende, komplizierte Prozesse dienen kann.

Meiner Meinung nach ist dieser Mentalitätswandel nicht erst aufgrund eines intensiveren Kontaktes mit europäischem Denken im späteren 19. Jahrhundert zustande gekommen, obwohl solche Kontakte natürlich wichtig waren. Vielmehr waren unter osmanischen Stadtbewohnern der Frühen Neuzeit, soweit sie über die entsprechenden Mittel verfügten, bereits Prozesse der Individualisierung im Gange, die sich in späterer Zeit zwar intensivierten, aber eben nicht nur ‚von außen‘ an die osmanische Gesellschaft herangetragen worden waren. Sehr vorläufig und ins Unreine formuliert: Es geht hier um die lokalen Wurzeln der osmanischen Moderne³⁵.

³⁵ Für die Bedeutung Evliya Çelebis in diesem Kontext siehe *Dankoff, An Ottoman Mentality* passim.

III. Handwerker und Frauen

James S. Amelang

Saving the Self from Autobiography

The aim of this paper is briefly to review some of the ways in which different disciplinary perspectives have shaped our understanding of early modern autobiography. My special concern is with the relation between autobiography and the rise of individualism and a sense of selfhood and subjectivity, the latter being not only the subject of this conference but also the standard framework within which the long history of autobiographical writing is invariably interjected. I take as my point of departure two suppositions. The first is that the recent intervention of historians has transformed the study of autobiography – something that seems obvious enough if one compares works done now and those published, say, a generation ago. Whether the study of autobiography has changed history is more open to question. The growing interest in autobiography among historians does not necessarily mean that this question has moved toward the forefront of our discipline. In any event, from what I can see there has been very little reflection on either of these issues. How historians have changed the general understanding of autobiography, and how changing understandings of autobiography have affected historiography are questions still searching for answers.

My second supposition is that three disciplines in particular have contributed most to our present understanding of early modern individualism and how this was refracted through the literary form of autobiography – once again, the connection that is the central concern of our discussion. They are literary history and criticism, philosophy, and history. I wish to focus on the two outer poles of this spectrum, literary studies and history. This is not because I regard the contribution of philosophy as unimportant; rather, I simply lack the knowledge and experience to say anything worthwhile about it¹. To further drive home this point, I will deliberately indulge in over-generalization, by focusing on broad and fairly obvious trends at the expense of individual cases and exceptions. Over-generalization does not in my opinion mean abstraction, which as a stout empiricist I will do my best to avoid.

¹ My reference to “outer limits” should be taken with a grain of salt. The study of literature is arguably the discipline closest to history; at the very least it is the most permeable to historical concerns. And we historians have always tended to look to literature as a matter of course. As consumers of literature we may be amateurs, but we are avid consumers all the same.

Were we directly to compare approaches to early modern autobiography by historians as opposed to literary scholars, I daresay that for all the current talk about interdisciplinarity, we would be much more struck by the differences than the similarities between them. Even in these days of celebration of hybridism, in which literary scholars go to archives and historians smoothly adopt the jargon of literati, it is still fairly easy to detect the disciplinary background of the author of any study of autobiography. This demonstrates, among other things, the lingering strength of disciplinary perspectives. By "discipline" I mean two things. First, discipline is the habit of accepting constraint, which in academic settings usually means a voluntary narrowing of focus. Such narrowing is done in order to improve one's vision of a particular object. However, it is often seen in a critical light, for if you narrow your vision enough soon there are all sort of other things that you cannot see. Thus, when poststructuralists refer to "discipline" in a negative way, it is usually this self-circumscription they have in mind.

There is, of course, another and for many, more positive side of discipline. This second sense evokes the adoption of the rigors of particular procedures and above all, the sharing of a specific point of view. In this sense, disciplines wind up instilling in their followers a series of *a priori* assumptions. When these followers rise to confront the tasks at hand they do so with these assumptions in mind. The fact that they may not realize that these assumptions are present is just another testimony to the strength and capacity for penetration of disciplinary training².

There are many differences in the ways in which literary scholars as opposed to historians approach and analyze early modern autobiography. I would single out four for particular attention:

a. First, and most obviously, is the question of how each discipline defines autobiography. Here one sees a direct contrast between the formalist rigor of literary scholars and the deliberate laxity of historians. Literati approach autobiography with firm definitions in hand³. In fact, they do not hesitate to exclude from their purview texts that do not meet a series of demanding criteria. One need only recall not just the completeness of Philippe Lejeune's definition of autobiography – "a retrospective prose narrative written by a real person concerning his own existence, where the focus is his individual life, in particular the story of his personal-

² This, I hasten to emphasize, does *not* strike me as a problem. Or rather, it is only a problem when assumptions are manifestly wrong, or when one does not realize that the rest of the world may not share them. And it is indeed a rare disciplinary subject, to use a fashionable Foucauldian term, who believes that the assumptions he or she shares with professional colleagues are mistaken or idiosyncratic to the point of anomie.

³ To be fair, one should also keep in mind the constituency among literary scholars that openly rejects the possibility of defining autobiography. See, for example, the illuminating analysis in *H. P. Abbott, Autobiography, Autography, Fiction: Groundwork for a Taxonomy of Textual Categories*, in: *New Literary History* 19 (1988) 597–615, here 599, which locates the two outer poles in literary criticism of autobiography in, on the one hand, those critics who believe that its taking a fictional form as a normative standard confers on it a repeatable narrative shape, as opposed to those who conclude that as a literary genre autobiography basically is undefinable.

ity"⁴ – but also his general insistence that if any of these elements were missing, the work in question should not be considered an autobiography⁵.

Few if any historians are as demanding when they approach their texts. In fact, what stands out is the very opposite, our seeming indifference to the presence or absence of certain formal qualities. Hence the success among historians working on early modern autobiographies of terms that avoid generic specificity. These include “ego-documents”, “self-writing” or “personal documents”, to name just three of the most favored euphemisms. Historians, it seems clear, use these terms as virtual substitutes for autobiography, or for something broader in scope than autobiography in Lejeune’s strict sense. Whether they avoid trouble in so doing is a different matter altogether. But one undeniable (and for me, very positive) byproduct of the use by historians of broad typological categories such as ego-documents is that such imprecise definitions wind up hauling in a larger and more varied catch of texts. Historians can then subject this ensemble to analysis for their own purposes⁶.

“For their own purposes”: this is, I think, the crux of the matter. Literary scholars and historians apply different definitions – one tighter, the other much more loose – because they pursue different goals, and wind up subjecting autobiographical writing to very different questions. Until recently, historians have tended to look on autobiography not as a subject, but as a source. Our aim was, to adapt Marc Bloch’s famous phrase, to interrogate the autobiographer and his or her text, in an attempt to make them do service as a witness to the past. The concern of historians was not with the document itself, much less its shape or form, but rather with what the document could reveal about other things. “Reveal” is a highly appropriate word here. For underneath this practice lay the hope that autobiography could make visible things that were invisible or too difficult to see from or within other sources⁷.

⁴ *Philippe Lejeune, On Autobiography*, ed. *Paul John Eakin* and trans. *Katherine Leary* (Minneapolis 1989) 4.

⁵ Hence his exclusion of Montaigne from the list of French autobiographers, due to the lack of narrative structure in his essays (*Lejeune, On Autobiography* xi-xii) – an admirably consistent position, if you ask me, and one that also demonstrates the utility of the alternative approaches outlined below.

⁶ *Rudolf Dekker*, in Jacques Presser’s *Heritage: Egodocuments in the Study of History*, in: *Memoria y Civilización* 5 (2002) 13–37, here 14, offers the following as the simplest current definition of an ego-document: a “text in which an author writes about his or her own acts, thoughts and feelings”. Needless to say, it is hard to imagine a broader definition than that.

⁷ How far the revelatory capabilities of autobiography can go has been suggested in a recent study of Calvinist discipline in seventeenth-century Utrecht that found that the supposedly “objective”, public records of the consistory there consistently undercounted instances of sinful behavior requiring reprimand in comparison with those recorded in the diary of Arnoldus Buchelius, a local lawyer and Church elder. For this case and some interesting remarks on the differences between the two registries, see *Judith Pollmann*, *Off the Record: Problems in the Quantification of Calvinist Church Discipline*, in: *Sixteenth Century Journal* 33 (2002) 423–438.

Now, it was by no means your "typical" disciplinary historian who had recourse to autobiography as a source. Allowing autobiography this sort of protagonism meant in fact reversing the hierarchy of sources constructed in the wake of the Rankian revolution that professionalized the historical discipline in the nineteenth century. The new, scientific discipline of history had trained historians to prefer "objective" and direct sources over "subjective" and indirect ones – which usually meant primary, archival documents over secondary, subjective chronicles. When by the end of the nineteenth century Wilhelm Dilthey or Karl Lamprecht began to plea for the reintegration of autobiographical texts as sources for history, they did so from a position outside the mainstream of historical practice, which had relegated first-person texts to at best, a low and subsidiary rung on the ladder of sources.

A number of factors contributed to the slow rehabilitation of autobiography as a source during the twentieth century. Among them were: the growing challenge to the narrowness of the political and institutional history produced under the aegis of triumphant professionalism; the rise of an alternative in the form of a specifically cultural history; and a certain shift toward more phenomenological approaches not only in philosophy, but also in other disciplines close to history, especially within the social sciences. However, autobiography did not shed the stigma of being "just a source" until fairly recently. Only in the past generation or so have historians focused their attention on autobiography itself, converting it into the object of study instead of an auxiliary to the study of something else. In this new phase, historians still turn to autobiography to get to other questions, but these other questions are seen as very close to autobiography itself: for example, what people thought about themselves, and in which circumstances and for which reasons they might think it important to write about themselves.

b. Literary scholars tend to approach autobiography as, to use their term, a genre. That is, it has won recognition as a specific *form* of literature. I am not sure whether there is a firm consensus as to exactly which are the characteristics of this genre. Autobiography is admittedly a very unusual form of literature. On the one hand it is endowed with enough referentiality and truth-claims to separate it from outright fiction. On the other, it contains enough *volonté de style* and narrative spirit to elevate it above the simple statement of facts. In any event, the disciplinary focus on form licensed literati to expend their resources overwhelmingly, and often exclusively, on the text, at the expense of the author and the context in which he or she wrote.

This approach reached an apogee of sorts in a number of near-contemporary pronouncements regarding "the death of author", the best known of which were Roland Barthes' essay of that name, and Michel Foucault's "What is an Author?"⁸ Some believe that these statements marked a radical break with past literary prac-

⁸ Roland Barthes, The Death of the Author, in: *idem*, Image-Music-Text, trans. and ed. Stephen Heath (New York 1977) 142–148, and Michel Foucault, What is an Author?, now in: Paul Rabinow (ed.), The Foucault Reader, trans. Josué V. Harari (New York 1984) 101–120.

tice. Others suspect the opposite: that far from being an innovation of structuralism or poststructuralism, these were merely especially provocative ways of stating what had been implicit in much of the formalist criticism of the post-WWII era. Whatever the case, historians can be counted on to believe the opposite. We tend to believe – or rather, are trained to believe – not only that texts can be “explained” by reconstruction of authorial identity and context, but that this disciplinary work of personalization and contextualization is virtually the *only* work of explanation that needs to be done. The suggestion that biography and background somehow beget meaning is usually seen by outsiders – especially literary critics – as yet another, if exceptionally clamorous, instance of the fundamental problem of historians: our analytical naiveté. In the case of autobiography, we historians show ourselves to be particularly boorish by our indifference and disattention to literary form when what is being studied is precisely a form of literature. With our “just the facts, ma’am” approach we commit the worst sin possible when handling a text: we assume that it is transparent, which means that it practically explains itself⁹.

c. A third difference involves the question of value judgments – especially largely implicit and, from the point of view of historians, peculiarly self-defeating value judgments on the part of literary scholars. For in the field of literature, not every text merits study. In order to qualify for attention, texts must meet some sort of minimum quality standards. The unwritten rule – unwritten because it is so obvious – is that effort is to be lavished on literature, not wasted on writing. Which is another way of saying that not all writing is literature, much less good literature. Now, historians also do not believe that every document is worth equal time and effort. However, we discriminate by and large on the basis of the content of documents, not the form in which they were written. I am not trying to say that historians are concerned with content while literary scholars focus on form. Rather, the real difference is that historians believe that form and content can somehow be separated and kept apart. This is another of those assumptions that, once again, most literati would regard as ingenuous, to put it mildly.

This difference may seem banal, but I would argue that it has had important consequences for how the two disciplines assess early modern autobiography. When historians study autobiography, our liberty from the constraints of concern with genre leads us to consider any form of writing that narrates lived experience in the first person. Judgments of literary “quality” are for the most part avoided. It seems no accident, then, that historians have wound up insisting that the early modern era was full of autobiography. We see a plethora of forms of life-writing, and of models for the act of “recording” personal experience, thoughts, observations, feelings, what have you. Contrast this with the general consensus among literary historians that the early modern era hardly had any autobiography at all.

⁹ Michael S. Roth’s contrast between “the arrogance of formalist methodology” and “the naiveté of common sense realism” is a fine characterization of the difference to which I allude. See his Introduction to *idem* (ed.), *Rediscovering History: Culture, Politics and the Psyche* (Stanford 1994) 4.

They believe that with a few outstanding exceptions, true autobiography – and that is a very revealing term – did not begin to blossom until the Rousseauian revolution of the mid-eighteenth century.

The telltale reference to “true autobiography” has at least two effects. First, it turns teleology into tautology, as literary scholars get caught in a circular argument of their own making. They begin by equating all autobiography with modern autobiography; that is, they insist that in order to be called an autobiography, a text must match autobiography as practiced by Rousseau and those who came after him, which is, of course, the gist of Lejeune’s definition. Once they do this, it is no wonder that they tend to find so little autobiographical writing *before* Rousseau. And what they do find inevitably winds up being awarded the status of “precursors”. It is as if the authors of these texts were writing for the future, instead of for their own times, and looking to their own pasts.

The second effect of what many historians would read as an anachronism – and I would remind you of Lucien Febvre’s dictum that anachronism is the worst sin a historian can commit – is that while tightly focusing their search on the genre of autobiography proper, literary scholars often lose sight of various related subgenres. These include memoirs, letters, chronicles, diaries – what they refer to as the lesser forms, and we historians simply call the other ego-documents. Now, I hasten to make clear that there have many signs of change in literary studies as of late. It is far more common now to find attention – often considerable attention – devoted to letters, diaries, and the like. And if literary historians are being upbraided for ignoring these forms, it is not by historians but by their fellow literary historians who take a strong interest in them. But that in general letters and the like are still seen as poor relations of the more stately genre of autobiography proper is hardly open to question.

d. Finally, since historians and literary scholars work within different disciplinary traditions, and these traditions carry a heavy weight over the generations, one predictable result is that there is a series of figures with whom the heirs of these traditions must conjure. I honestly do not know enough about the literary tradition to wish to speculate about its specific inheritance practices. However, in the case of history, everyone who works on the subject of the early modern self and individualism writes in the shadow of certain founding fathers, or in this case, of one grand patriarch. This means, to put it bluntly, that we have Burckhardt to deal with. They, for better or worse, do not.

That historians labor so securely under the shade of Burckhardt involves at least three ironies. First, Burckhardt saw himself as deliberately rejecting much of what constituted disciplinary history in his own time. He moreover backed this up in practice by his famous refusal to go to Berlin to take up the mantle of successor to Ranke when the latter’s chair was offered to him. He very much relished his self-appointed role as outsider and critic of history as practiced according to contemporary professional standards. Moreover, for all the fuss over Burckhardt’s thesis concerning Renaissance individualism, if you look closely, there is in this work relatively little about autobiography, nor does he privilege it all that much as a source.

It is telling that the great work in German-language historiography on the evolution of autobiography – Georg Misch's massive and unfinished study¹⁰ – not only issued from rather different traditions, but also that Misch depicted the relation between individualism and autobiographical writing in a different and more nuanced way than did Burckhardt. Thus, while there can be no doubting Burckhardt's influence on our present-day understanding of the early modern era in relation to individualization, he did relatively little to map the precise connection between autobiographical writing and what he famously called the "Renaissance discovery of the individual", which is what really interested him. In fact, for Burckhardt *biography* played a much greater role than autobiography as a sign of the new individualism.

A third irony issues from the fact that acceptance of Burckhardt's point of view among historians depends on which side of the great chronological divide one finds oneself. Academic medievalists have taken a singularly dim view of his oft-cited depiction of the Middle Ages as "dreaming or half awake beneath a common veil... of faith, illusion, and childish prepossession", and not waking up until the alarm clock of the Renaissance went off¹¹. The latter is, on the other hand, something the vast majority of early modernists have no difficulty in accepting. There have, to be sure, been some dissenting voices among the latter. Natalie Davis, for example, used the first sentence of a well-travelled essay to fire her cannon across the bow of "Burckhardt's famous dictum" that medieval people thought of themselves not as individuals, but as members of groups¹². But on the whole, historians of early modern Europe have been quite content to bask in the warm sun of the link Burckhardt forged between individualism and modernity. After all: why look a gift horse in the mouth?

With Burckhardt we have reached the point where self and autobiography are supposed to have met each other. Now that my title can begin to make some sense, I would like briefly to refer to my own work to further illustrate some of the hypotheses I have just offered.

When I got into the autobiography business many years ago, I entered through the back door. That is, I was a urban historian the bulk of whose research focused on standard questions of social history. While doing my research on the city of Barcelona in the seventeenth century, I came across what struck me as a very interesting text: a mixture of diary, family memoir, and civic chronicle written from 1626 to 1660 by a master tanner, Miquel Parets¹³. What most intrigued me about

¹⁰ Georg Misch, *Geschichte der Autobiographie* (Frankfurt am Main 3 1949–1969).

¹¹ Jacob Burckhardt, *The Civilization of the Renaissance in Italy*, Bd. 1, trans. S.G.C. Middlemore and ed. Benjamin Nelson and Charles Trinkaus (New York 1958) 143.

¹² Natalie Zemon Davis, *Boundaries and the Sense of Self in Sixteenth-Century France*, in: Thomas Heller (ed.), *Reconstructing Individualism: Autonomy, Individuality and the Self in Western Thought* (Stanford 1986) 53–63.

¹³ I have edited and translated a portion of this text as *A Journal of the Plague Year: The Diary of the Barcelona Tanner Miquel Parets, 1651* (New York 1991). For a study of this work within the broader context of popular autobiographical writing, see my *The Flight of Icarus: Artisan Autobiography in Early Modern Europe* (Stanford 1998).

this text was the fact that it existed. Why, I wondered, did a master tanner take all the trouble and effort to write this lengthy and laborious document?

Talk about naive. Asking this out of all possible questions shows how far out of tune I was. Anyone with any familiarity with the atmosphere at that time would know that many literary scholars would have committed harikiri before asking anything as foolish as a question about authorial intention. I then compounded folly by following my disciplinary instincts, which were to head straight for the archives. I use the term "instincts" quite literally, because I never really thought about it. I simply took for granted that the answer to my question could be found by learning more about the author and the context in which he lived and worked.

Well, you live and learn. I spent a long time kicking about the archives, and found out more than I expected to about the author, his family, friends, neighbors, fellow workers, and the like. Needless to say, I learned next to nothing about the issue that started my quest, which was why he wrote his text. Fortunately, I had been reading on the side. This was the precise historiographical moment in which the first substantial studies of "popular" autobiographies were beginning to appear. In 1978 Alain Lottin published his pathbreaking biography of Pierre-Ignace Chavatte, a journeyman textile worker who wrote a lengthy chronicle of his native city of Lille. This was followed by Robert Darnton's widely-read essay on the "Great Cat Massacre" (based on the memoirs of a journeyman printer), Paul Seaver's short but incisive survey of the writings of the Puritan turner Nehemiah Wallington, and above all Daniel Roche's edition and study of the remarkable memoirs of the Parisian glassmaker Jacques-Louis Ménétra¹⁴. It was in the insights both within these works, and in the other ego-documents that I was beginning to assemble and read on my own, that I began to find elements that I felt could move my research forward. And somewhat toward the chronological end of all this, I began to read in the literary history and theory of autobiography.

The latter left me, I must confess, with mixed feelings. I learned a great deal, not least because I had a great deal to learn. If I lost any of my naïveté, it was thanks to reading the essays and more substantial monographs of Georges Gusdorf, Jean Starobinski, James Olney, Elizabeth Bruss, Philippe Lejeune, Paul Eakin, and Marcus Billson, among others¹⁵. The studies of fellow historians interested in autobiography were also crucial to me at this point, and my debt to the reflections of Rudolf Dekker, Kaspar von Greyerz, and Natalie Davis is a deep one. Still, when it came to the specific question of popular autobiography – that is, personal writ-

¹⁴ Alain Lottin, *Chavatte, Ouvrier Lillois: Un Contemporain de Louis XIV* (Paris 1979); Robert Darnton, *Workers Revolt: The Great Cat Massacre of the Rue Saint-Séverin*, in: *idem*, *The Great Cat Massacre and Other Episodes in French Cultural History* (New York 1984) 75-104; Paul S. Seaver, *Wallington's World: A Puritan Artisan in Seventeenth-Century London* (Stanford 1985); and Jacques-Louis Ménétra, *Journal de ma Vie*, ed. Daniel Roche (Paris 1982).

¹⁵ For an excellent overview of the study of autobiography that summarizes many of these contributions, see Laura Marcus, *Auto/biographical Discourses: Theory, Criticism, Practice* (Manchester 1994).

ing by social outsiders to the main literary traditions – I felt the nail had not been hit on the head. Something was missing.

I first had this feeling when I read Lejeune's essay on the autobiography of "those who do not write" – a very promising title. This was exactly what my study of popular autobiography was focusing on: the assumption of the act of self-authorship by persons who according to normal social expectations would never have any reason or ability to do so. Imagine my surprise when I read in Lejeune that what I was studying simply did not exist. For in this essay he offered the following argument: that autobiographical writing has been a social practice limited to the educated classes, thanks to their control of the media of communication, first writing and then printing; and if anyone from outside these classes managed to write an autobiography, that this represented "an act of social ascension and of assimilation into the dominant culture". Thus the text could no longer be considered as belonging to a sphere outside that of elite culture¹⁶. My surprise was further compounded when I discovered that Lejeune's analysis of early modern autobiography was limited to texts that had reached print. I had taken for granted that the vast majority of early modern autobiographical texts would have remained in manuscript, and if they ever reached print it would have been long after the lifetimes of their authors.

I do not wish to be unfair to Lejeune: he has since changed his mind on both points, and indeed, much of his recent work focuses directly on unusual and quite challenging cases of outsider autobiographical writing¹⁷. But at the time, it seemed to me that Lejeune's *a priori* assumptions had clearly ruled out possibilities that were not evident from the point of view of his discipline. That this self-denying ordinance is no longer in effect suggests how much change has taken place in the literary study of autobiography. I am led to wonder how much of this change is indebted to the work of historians.

But not just of any historian. If asked where this change has come from, I would say without hesitation: what has transformed our understanding of all these points is women's history and, more specifically, the history of what women have written and how – and why – they have written it. It certainly became apparent to me as time went by that given the scarcity of studies of early modern artisan and peasant autobiographers, the closest I would come to finding self-writers in the same ambivalent position was the case of women. And it was indeed within the studies of women's autobiographies undertaken both by historians as well as by literary scholars, that the greatest steps toward rethinking different disciplinary understandings of these texts were taken. Not surprisingly, the most compelling argument for using flexible as opposed to rigid definitions of the genre of autobiography came from this corner. Early modern women authored virtually no autobi-

¹⁶ *Lejeune, On Autobiography* 198–204, here 200. I should note for the record that I made the same criticism earlier, in my *The Flight of Icarus* 368.

¹⁷ For Lejeune's later break with what his editor Paul John Eakin refers to as his "elitism", see his *On Autobiography* xvi–xxii.

ographies in the strict, genre sense. But they did produce an impressive range of letters, diaries, spiritual diaries and autobiographies, and a host of other ego-documents – and here the term is very appropriate¹⁸. My growing conviction – rooted obviously enough in the a priori assumptions I inherited from my discipline – that the social identity of the author affected the textual outcome in multiple ways, ranging from the themes emphasized or silenced, to the choice of imagery, metaphors, and vocabulary, also provided a close parallel to what historians and literary scholars studying women's writings were coming up with. And I must confess that even at the time I found it highly suspicious that certain male literary scholars were pronouncing the death of the author at the precise moment when other, lesser known, and female literary scholars were saying that whether the author was a man or a woman made all the difference in the world. This was not only suspicious. It also went against common sense. And lest I thought that my common sense had been instilled in me exclusively by my discipline, here it found a companion understanding lodged outside as well as inside my own world of history.

As far as individualism was concerned: I eventually found myself reading popular ego-documents very much against the grain of Burckhardt, and very much in favor of Natalie Davis's perspective. So much so that when I got around to writing the conclusion of my book, I took a little time off and went back to read Burckhardt, precisely to make sure that I was doing the old man no injustice. What a pleasurable moment that was! Not just to read such rich and majestic prose, but also to have memory take me back to the first time I read *The Civilization of the Renaissance*. This had been in my first semester of graduate school, and the teacher who assigned it was Carl Schorske, who subjected the text – along with Werner Kaegi's biography of its author – to a memorable commentary in class¹⁹. He also took care to emphasize that this book was "much closer to the work of the anthropologist than to that of the traditional historian", thanks above all to its pen-

¹⁸ For more on this point, see *Sidonie Smith, A Poetics of Women's Autobiography: Marginality and the Fictions of Self-Representation* (Bloomington 1987) 8-15.

¹⁹ The gist of which has since been published as "History as Vocation in Burckhardt's Basel", in: *idem, Thinking with History: Explorations in the Passage to Modernism* (Princeton 1998) 56-70. The village in which I did my graduate work turned out to be a veritable beehive of Burckhardtianism. The next few years saw the publication of *Felix Gilbert's Jacob Burckhardt's Student Years: The Road to Cultural History*, in: *Journal of the History of Ideas* 47 (1986) 249-274, and his *History: Politics or Culture? Reflections on Ranke and Burckhardt* (Princeton 1990), as well as *Lionel Gossman's Cultural History and Crisis: Burckhardt's Civilization of the Renaissance in Italy*, in: *Roth, ed., Rediscovering History: Culture, Politics and the Psyche* 404-427. The latest and most monumental contribution to this line of reflection is the latter's *Basel in the Age of Burckhardt: A Study in Unseasonable Ideas* (Chicago 2000), although see also his *Burckhardt between History and Art: Kulturgeschichte, Kunstgeschichte, Genuss*, in: *Common Knowledge* 6 (1997) 17-43, as well as *Jacob Burckhardt: Cold War Liberal?*, in: *Journal of Modern History* 74 (2002) 538-572. For a final local contribution, see *Anthony Grafton's* review of Gossman's book and a recent translation of Burckhardt's cultural history of ancient Greece in the 8 March 2001 issue of the *New York Review of Books*.

chant for “synchronic cross-sections” instead of the “diachronic phases or narrative sequences” characteristic of the latter²⁰. Schorske expanded on this idea in a later work. In an essay titled “History and the Study of Culture”, he addressed the question of the historical roots of the disciplinary differences I have been commenting upon. He attributed the turn in various humanistic disciplines away from history and toward “self-referential formalist criticism”, becoming ever less social and more abstract and de-contextualized, not only to the post-World War II rejection of enlightened faith in progress. He also saw this academic paradigm shift as part of a longterm disillusionment with the narrow identification of history with political narrative – a disillusionment that found many adherents among historians themselves. The first challenges to the new mode of professional history issued precisely from nineteenth-century cultural conservatives who rejected contemporary liberalism’s identification of history with the forward march of progress as incarnated in the nation-state. These disaffected outsiders offered instead a synchronic analysis based on a broader variety of materials, and which abjured narrative as the dominant form of exposition. Prominent among these protesters were de Tocqueville, Fustel de Coulanges, and, of course, Burckhardt himself. Over a century later, present-day historians are taking up where these pioneers left off. The result, according to Schorske, is a moment of *glasnost*, open to feelings both of exhilaration and loss²¹.

The recovery of Burckhardt as a source of inspiration for a new cultural history – and for a new approach to the history of individualism and the self – brings us back full circle to the question of disciplinary differences and what to do about them. There is still, obviously enough, a gap separating history from literary studies, and this gap is still readily apparent in the case of autobiography. How to close it? The answer these days would be: only synthesize. Let there be dialogue, mixture, and *mestizaje*, to the benefit and enrichment of all. And indeed, what ground could be more ideal than autobiography for an ecumenical meeting among the disciplines?

Here the curmudgeon in me rises to the fore. I do not think there is any good reason to try to close the gap, because I think disciplinary differences are a good thing. And if I believe that there should be dialogue, then it should be one among people who think and do different things, not the same. I have no grand proposal to offer for a new division of labor. But I do think we would be well off casting our dialogue in these terms. That is, instead of a situation in which as happy *mestizos* we all do the same thing – which is one way to characterize the field currently known as “cultural studies” – we should instead try to do what each of us does best. If I may pursue this neoRicardean talk a bit further than I should, we would all benefit from each of us exploiting his or her discipline’s comparative advantage. After all, each of us has much to gain by learning from the other’s different mode

²⁰ Schorske, *History as Vocation* 67.

²¹ Schorske, *History and the Study of Culture*, in: *idem*, *Thinking with History* 219–232, here 228 and 231.

of operation. One could think of many desirable transfers between our two disciplines of literary studies and history. These transfers would include data and the technology for uncovering and processing them, as they always have. But above all, they would involve learning from the different perspectives of the other discipline, through contact, not conversion, through exposure, not assimilation. That way each of us can drift toward the ground that he or she knows best and feels most at home. Once there, we can dig where we dig best: from where we stand.

Sara H. Mendelson

Life-writing as letter-writing:
The correspondence of Anne Dormer and
Elizabeth Trumbull

One of the most significant developments associated with the European Renaissance is a marked increase in the production of ego documents of all kinds¹. The abundance of personal records created by sixteenth- and seventeenth-century Europeans suggests the hypothesis that many of these men and women may have experienced a new consciousness of their own identity as individuals. At the same time, early modern memoirs and other personal documents offer a *fond* of evidence which can enable scholars to test this hypothesis of an apparent movement towards individualism through an investigation of its scope and characteristics².

Yet even the most superficial survey reveals problems of class and gender bias in both the production and the survival of early modern ego documents, especially for the earlier part of the period. To record one's own personal history required the ability to write as well as to read written documents, a skill which was very unevenly distributed throughout the European population at this time. Studies of early modern literacy have shown that while some non-elite men and women were taught to read printed works, members of subaltern groups almost never learned to write, or to read a written hand³. Moreover, even those individuals from these groups who had achieved full literacy might not ordinarily feel that their own life histories were important enough to set down for their own posterity, still less for the eyes of strangers.

One exception to this rule was the growth of autobiographical writings inspired by religious motives. Especially in Protestant countries, where confession to a priest was no longer an option for the general population, the practice of pious self-examination gave subaltern groups a compelling reason for dwelling on the *minutiae* of

¹ Sara Mendelson, *Diaries*, in: *A Dictionary of Early Modern Europe*, ed. J. Dewald (New York 2005).

² For links to various projects devoted to the online publication of ego documents from the early modern period up to the twentieth century, see <<http://www.egodocument.net/Egolinks.htm>> and Rudolf Dekker's discussion of ego documents at <<http://www.fhk.eur.nl/onderzoek/egodocumenten/dekker.html>>.

³ See for example Keith Thomas, *The Meaning of Literacy in Early Modern England*, in: *The Written Word: Literacy in Transition*; Wolfson College Lectures 1985, ed. Gerd Bauermann (Oxford 1986) 97-131.

their own lives. Men and women were encouraged to record their thoughts and feelings on a regular basis, whether to monitor their spiritual progress or to set an example for others⁴. Diaries, journals and memoirs produced in a religious context have thus provided an important source for the study of early modern *mentalité*.

Unfortunately for historians of individualism, however, spiritual diaries and memoirs tend to be limited in their coverage of the more worldly aspects of early modern life. Women in particular found it difficult to come up with a rationale for recording their secular life histories. In the conclusion to her brief autobiographical narrative, Margaret Cavendish posed the question of the value of her life history as if anticipating the dismissive reaction of her readers: "I verily believe some censuring Readers will scornfully say, why hath this Ladie writ her own Life? since none cares to know whose daughter she was, or whose wife she is, or how she was bred, or what fortunes she had, or how she lived, or what humour or disposition she was of?"

Typically for her rank and sex, Cavendish found the ultimate justification for her secular memoir in terms of fixing her place in her husband's lineage network as the second wife of the Marquis of Newcastle:

"I answer that it is true, that 'tis to no purpose, to the Readers, but it is to the Authoress, because I write it for my own sake, not theirs; neither did I intend this piece for to delight, but to divulge, not to please the fancy, but to tell the truth, lest after-Ages should mistake, in not knowing I was daughter to one Master Lucas of St. Johns neer Colchester in Essex, second Wife to the Lord Marquis of Newcastle, for my Lord having had two Wives, I might easily have been mistaken, especially if I should dye, and my Lord Marry again."⁵

Her female contemporaries were likewise apt to stress the importance of male lineage – narratives about fathers, husbands and sons – at the expense of their own personal histories. Like Cavendish, her Nottinghamshire neighbour Lucy Hutchinson devoted an entire book to a hagiographic biography of her husband Colonel Hutchinson, but allocated only a few pages to her own unfinished autobiographical fragment⁶.

Although we cannot completely solve the problem of class and gender bias for the early modern period, we can mitigate its effects by turning to other sources which can shed light on the beliefs and the behaviour of individuals from subaltern groups. In particular, the everyday correspondence of women and of plebeian men has recently begun to attract scholarly attention as a distinct genre, as well as a rich source of information to supplement more conventional types of ego documents⁷.

⁴ Sara Mendelson, *Stuart Women's Diaries and Occasional Memoirs*, in: *Women in English Society 1500–1800*, ed. Mary Prior (London 1985) 181–210.

⁵ Sylvia Bowerbank and Sara Mendelson (eds.), *Paper Bodies: A Margaret Cavendish Reader* (Peterborough 2000) 63.

⁶ Lucy Hutchinson, *Memoirs of the Life of Colonel Hutchinson*, ed. James Sutherland (London, New York 1973).

⁷ James Daybell (ed.), *Early Modern Women's Letter Writing, 1450–1700* (Basingstoke 2001).

Men and women who found themselves at a distance from family and friends had a motivation for letter-writing which could be strong enough to impel them to transcend the limitations of class and gender. Some might even conquer the barriers of literacy itself by dictating their letters to a professional scribe. These communications could have a better chance of survival than diaries or autobiographies, particularly if they were saved by loving recipients. In contrast, a woman who asserted her self-conscious ego at the expense of her husband or other family members was less likely to see her writings preserved for future generations. The diarist Samuel Pepys noted in his journal that his wife Elizabeth had composed a memoir of her unhappy life with him. He added that the memoir was "so piquant...and most of it true, of the retirednesse of her life and how unpleasant it was ..." that because it was written in English "and so in danger of being met with and read by others", he had asked and then commanded her to tear it up⁸.

Letters present their own special problems of interpretation as ego-documents; they cannot be read in the same way as diaries or autobiographical memoirs. As Rudolf Dekker has pointed out, writers of letters show their awareness of being engaged in a dialogue rather than a private narrative⁹. At times others are watching or monitoring what the writer says. Alternatively, the recipient often shared letters with relatives or friends. The contents of these communications thus became part of a multi-voiced exchange in which third parties were treated as explicit or implicit participants in the conversation. Moreover, the complexities and inadequacies of the early modern postal system – especially over long distances – added to the writer's other difficulties of expression the fear that confidential communications might go astray and fall into the wrong hands. These factors are common to all early modern letter writers from subaltern groups, whether the Dutch sailors and their wives Rudolf Dekker has studied, or elite English gentlewomen like Anne Dormer, the subject of the present chapter.

Anne Cottrell Dormer (1648–1695) was a member of the wealthy gentry class, well educated and highly literate¹⁰. Even her spelling is standard and her handwriting legible and clear. Her epistolary style shows traces of the vibrant social and cultural milieu in which she grew up. Her father, Sir Charles Cottrell, was Master of Ceremonies at the court of Charles I and Charles II, and a member of the literary circle of the poet Katherine Philips¹¹. Anne's letters are written with flair and panache, punctuated with jokes and anecdotes, and filled with keen observations of her fellow human beings. In other circumstances, she might perhaps have writ-

⁸ *Samuel Pepys*, The Diary of Samuel Pepys, ed. R. C. Latham and W. Matthews, 11 vols. (London 1970–83) vol. 4, p. 9.

⁹ *Rudolf Dekker*, Briefe von Seeleuten an Bord niederländischer Schiffe und ihrer Familien im 17. und 18. Jahrhundert, i.e. in this collection.

¹⁰ For details and sources on Anne Dormer's life see *Mary O'Connor*, Anne Dormer, in: Oxford Dictionary of National Biography (Oxford 2004).

¹¹ Sir Charles was "Poliarchus" to Katherine Philips's "Orinda". For details and sources see *R. Clayton*, Sir Charles Cottrell, in: Oxford Dictionary of National Biography (Oxford 2004).

ten stories and novels in the manner of Jane Austen or George Eliot. Yet like Rudolf Dekker's sailors and their wives, Anne Dormer's persona as a writer has come down to us solely through her letters to her sister Lady Trumbull. In this instance, it was Anne's brother-in-law Sir William Trumbull, a diplomat trained as a lawyer, who saved every scrap of correspondence that came to him or to his wife, so most of Anne's letters are now part of the Trumbull Papers in the British Library¹². Among Anne's lost writings is a memoir about her miserable life with her tyrannical husband. She described the circumstances of its composition as follows: "upon thoughts which my sufferings and his cruelty raised in me I writte this in a Book ... and he I saw had read it, which I was glad he had seene ...". Like Elizabeth Pepys's memoir, this autobiographical fragment has not survived. We know of it only because Anne mentioned it in a letter to her sister Elizabeth Trumbull¹³.

Anne's letters to her beloved younger sister Elizabeth were written and sent between 1685 and 1691, while Anne was living at Rousham, Oxfordshire, with her husband and younger children, and Elizabeth accompanied her husband Sir William Trumbull on diplomatic missions abroad. Trumbull served first as special envoy to Paris, and then two years later was appointed ambassador to the Ottoman Porte at Constantinople¹⁴. Anne's own surviving letters are addressed mainly to her sister Lady Trumbull, with two of the letters written to her eldest son John, who accompanied the Trumbulls to Paris and Constantinople. During the same period, there are also numerous letters from her father Sir Charles Cottrell to the Trumbulls, others from her younger brother Charles Ludowick Cottrell to Sir William Trumbull, and a scattering of assorted communications between various members of the extended Cottrell and Dormer families.

Sometimes this multi-voiced exchange can yield more information for the historian than the single voice of a diarist or autobiographer, since the same story is often narrated or elaborated from different angles. Sir Charles Cottrell gave the Trumbulls a full account of an exasperating visit to the Dormers at Rousham in August 1687, including the information that Dormer had erupted in a "violent causelesse fury" at dinner in front of all the servants, telling his wife several times "he would make her feare him ... & then bidding her take heed of waking a sleeping lyon ..."¹⁵ Weeks later, Anne was still too upset to speak of the incident, even to her sister: "I do not doubt but my deare father will give you an account how things passed while he was here therefore Ile leave that, reflection of which is grievous, and tell how it is here in the Neighbourhood ..."¹⁶

In other ways, however, the perceived participation of third parties and the consequent lack of privacy were liable to hamper the writer's efforts to express herself

¹² Two letters written by Anne, one to her son John and one to her sister-in-law's mother, are kept in the Cottrell-Dormer archive at Rousham, Oxfordshire.

¹³ *Anne Dormer*, Letters 1685-1691, British Library, Additional MS 72516, fol. 180v.

¹⁴ For Trumbull's life and political career see *A. A. Hanham*, *Sir William Trumbull*, in *Oxford Dictionary of National Biography* (Oxford 2004).

¹⁵ *Sir Charles Cottrell*, Letters, British Library, Additional MS 72516, fols. 52v-53.

¹⁶ *Anne Dormer*, Letters, British Library, Additional MS 72516, fol. 163v.

fully and candidly. While writing to her sister, Anne Dormer was well aware that others were looking over her shoulder, both with and without her consent and approval. As soon as incoming letters arrived, they were passed around to close relatives and friends. Sir William Trumbull appears to have read (as well as annotating and preserving) each of Anne's letters to his wife. Sir Charles Cottrell shared with his daughter Anne the letters he received from the Trumbulls, and expected Anne to do likewise with any communications to or from her sister. In August 1688 Sir Charles wrote to his daughter Elizabeth in Constantinople enclosing an unsealed letter from her sister Anne: "You will here have a large account of your sister Dormer, which she sent me open to save her self the labour of writing so much againe."¹⁷ Although Anne was happy to share letters with her father, she resented her husband's efforts to read and censor all the correspondence she wrote and received. She could not prevent Dormer from seizing and inspecting letters coming in to the house, but she made use of friendly neighbours to carry missives she wrote privately. Alternatively, she waited until Dormer was away on one of his London "rambles" to compose long detailed narratives of his behaviour and conversation and send them secretly to her sister. Anne also complained to Elizabeth of failing eyesight and other health problems, which impeded her letter writing. At times her health was so poor that she was forced to make use of an amanuensis¹⁸.

A life in letters

Anne was able to shape her letters to her sister into a format which frequently takes on the character of a modern autobiographical memoir. She did this by imposing interpretive patterns on events in the past as well as the present, using her sister as a receptacle and sounding board for her perceptions and interpretations. Utilizing the multi-layered perspective of the letters, we could employ a variety of frameworks to put Anne Dormer's life in context. There is Anne the talented and expressive letter-writer, Anne the abused wife, Anne the loving mother of eleven children, Anne the chronicler of her ill health and medicinal regimes; Anne and her sister Elizabeth as perfect models of a close sibling bond, Anne the reclusive and surprisingly disconsolate widow after her husband's death in 1689, and Anne the beleaguered daughter of an affectionate but domineering father. There are Anne's social connections, a wide circle that included friends, Oxfordshire neighbours, and a wide assortment of relatives. Finally, during the Revolution of 1689, a political dimension emerges in Anne's letters, revealing the pious gentlewoman and Protestant Whig sympathizer surrounded by conspiratorial and potentially hostile Catholic neighbours.

In constructing a portrait of Anne's life through her correspondence, I shall focus here on the ways that the medium of letter writing moulded her narrative of

¹⁷ *Sir Charles Cottrell*, Letters, British Library, Additional MS. 72516, fol. 71.

¹⁸ See for example *Anne Dormer*, Letters, British Library, Additional MS. 72516, fols. 212, 231.

events and her reactions to them. What can we learn about Anne's behaviour, her beliefs and her feelings through her communications with her sister? First of all, a good deal of useful biographical information can be extracted from the letters, beginning with Anne Cottrell's birth in 1648. The probable year of Anne's birth, for which no direct documentary record has yet been found, is confirmed by several references in the letters to Anne's assumption that she was 40 years old in 1688. Apparently Anne made a point of being scrupulously accurate about chronology. Any dates which we can corroborate with external evidence, like Anne's marriage to Robert Dormer in 1668, conform to the sequence of events mentioned in the letters. For example, in 1688 Anne referred several times to her 20 years experience of her husband's cruel treatment of her. In an equivalent formulation, she spoke of her "almost three prentisships [=apprenticeships]" (i.e. almost 21 years) married to a domestic tyrant¹⁹.

Anne's letters of the 1680s make few references to her early childhood in Civil War England, perhaps because Anne and Elizabeth were separated during this period and had no common memories they could share in their correspondence. Anne does reminisce about her beloved Aunt Clayton, who served as a sort of foster mother to Anne during the early 1650s while Anne's real mother was in the Netherlands with the rest of the family. From other sources we know that Anne and her sister Elizabeth were the second and fourth children born to Sir Charles and his wife Frances West. As prominent royalists, Sir Charles and his wife fled England to the Netherlands shortly after Anne's birth in 1648. Subsequently Anne lived with the Claytons in Oxford, where her uncle Thomas Clayton was head of Merton College, until her mother returned to England in 1655. Anne's sister Elizabeth and her brother Charles Ludowick were both born in the Netherlands.

The first extended flashbacks in the letters recall the early 1660s, the beginnings of Anne Cottrell's shared life and memories with her sister Elizabeth. Anne's mother had died in about 1657, and Sir Charles never remarried. When he returned to England at Charles II's restoration in 1660, the children were again left with relatives. Anne's husband later deplored the fact that Anne had had no mother to watch over her while she was growing up. As he complained to her, "it was greate pittie I had lost my Mother, for had I had a mother shee would never have lett a crew of such young fellows as Mr Colt have come to the house ..." ²⁰ As an adolescent Anne spent some time in Clerkenwell School, a London girls' school. But once Sir Charles set up house in Spring Gardens, St. James' Park, in 1662, the girls lived with him and their two brothers.

Sir Charles' mistress, Lady Salkeld, was a strong and divisive influence in the household, as Anne recalled in letters written 25 years later. The sisters' tumultuous childhood and their alliance against Lady Salkeld, whom they referred to in Biblical symbolism as "the serpent" ²¹, helped strengthen kinship and sibling

¹⁹ *Anne Dormer*, Letters, BL Add. MS 72516, fol. 185.

²⁰ *Anne Dormer*, Letters, fol. 196.

²¹ *Anne Dormer*, Letters, fol. 210.

bonds in a way that was to last for a lifetime. While still in her teens, however, Anne felt strong pressure from her father and his mistress to marry and leave the paternal household.

"We were called the happy family and so I bless God we were, and continued some time notwithstanding, but the nearer they lived [Sir Charles Cottrell and Lady Salkeld] the farther were we all from it, alas. I saw before I married that I was to be packt off or else I am sure I had not married, but dayly, my F[ather] grew less kind and told me he kept house only for me, and often complained of the charge ..." ²²

Lady Salkeld's presence in the household as live-in mistress to Sir Charles also gave a dubious moral tone to the entire Cottrell family, which compromised Anne's reputation as a marriageable young woman. The association with Lady Salkeld was to exacerbate her husband's jealous suspicions during the early years of their marriage, as Anne reminded her sister:

"... when I was married Mr D[ormer] had such an aversion for my La[dy Salkeld] that none knows the difficulty I had to make him but civell to her, he vowed to me often that if he had not had such a passion for me that he could not rest till he had gott me he should have fled the sight of me as soone as he saw my L[ady] was of my acquaintance... and you canot but remember that I had beene married two or three yeares before I could get leave to make my father above one visit at a time while I stayed in towne, and once it may be I dinned with him besides, but how many teares it cost me before I could make Mr D[ormer] promise me to go when my F[ather] invited him ..." ²³

Anne and Elizabeth were married within two years of each other, Anne in 1668 at age 20, Elizabeth in 1670 at 17. Elizabeth married William Trumbull, called by a contemporary "the eminentest of all our Civilians, and ... by much the best pleader in those Courts, and ... a learned, a diligent, and a vertuous man." ²⁴ Trumbull entered public life in 1683, was commissioner to Tangiers in that year and knighted in 1684. After diplomatic missions to Paris and Constantinople during the 1680s, he became lord of the Treasury, member of the Privy Council and finally Secretary of State in 1695. Elizabeth Cottrell's marriage to Trumbull was a romantic love match between a charming young woman and an ambitious barrister at the start of his career. Obliging and generous to both friends and relations, Sir William epitomized the model of civility, the consummate gentleman. The Trumbulls were still deeply in love after a quarter century of marriage, as Elizabeth's letters to her "dear Willy" reveal: "My dearest life ... Mr Hedges came hither ... and brings this letter to thanke you for more love than I can ever deserve, while I live, for never wife had such a husband as my selfe ..." ²⁵ The union would have been judged a

²² *Anne Dormer*, Letters, fol. 210v.

²³ *Anne Dormer*, Letters, fols. 210-211.

²⁴ *Gilbert Burnet*, *Bishop Burnet's History of His Own Time*, 2 vols. (London 1724) i, 769.

²⁵ *Sir William Trumbull and Lady Elizabeth Trumbull*, Letters, British Library, Additional MS 72510, fols. 18-37v, *Lady Elizabeth Trumbull* to Sir William Trumbull, 8 August 1697, f. 30v.

perfect marriage were it not for the fact that Elizabeth and William failed to produce any offspring. Yet perhaps partly because she never suffered the ill effects of childbirth, Elizabeth retained her resilient health despite the hazards of international travel and residence in foreign lands.

Anne Cottrell's marriage to Robert Dormer (1628?-1689), of Rousham, Oxfordshire, could not have been more of a contrast to that of the Trumbulls. Commenting on the great difference between his two sons-in-law, Sir Charles Cottrell wrote to Trumbull in Constantinople, "Since I must want [=lack] your company and my daughter's [=Elizabeth], your happinesse in each other is my greatest comfort, & I could be glad her sister [=Anne] were as far off another way, with her husband, if hee could be made thereby as kind a one as you are."²⁶ A widower twenty years older than Anne Cottrell, Robert Dormer was distinguished by nothing but a large estate and an irresistible infatuation for Anne²⁷. Dormer embodied the image of the archetypal patriarch, fathering eleven children on Anne in addition to a son from a former marriage. Yet in contrast to his hardworking brother-in-law, Dormer was depicted by his wife as a lazy self-centred dilettante: "he spends his time as he used to do, loiters aboute, sometimes stues [stews] prunes, sometimes makes chocalate, and this somer [=summer] he is much taken with preserving, but betweene whiles he has sometimes a frump [=insult], and sometimes a kiss, in readyness for me ..."²⁸

Certain events loom large in the letters, repeatedly referred to and elaborated on, interpreted and re-interpreted from different perspectives. The first event was Anne Cottrell's marriage to Robert Dormer in 1668, bringing in its train more than two decades of matrimonial misery. The second event, which continues to resonate in the letters, was Anne's parting from her sister in 1685, when the Trumbulls left for Paris and then Constantinople. Finally, the key turning point in Anne's life during the period of the correspondence with her sister was the sudden death of her husband from a stroke in early May 1689. These events are interwoven with each other in the letters in a multi-layered autobiographical tapestry. There are flashbacks to the Cottrell household in the early 1660s, the evil influence of Sir Charles's mistress Lady Salkeld, mixed with memories of Anne's courtship by Robert Dormer and the first weeks of marriage.

Why, we might ask, are Anne Dormer's letters littered with autobiographical flashbacks, especially to scenes and events connected with her marriage? Instead of living in the present like most letter-writers, limiting herself to the exchange of news of current events and family matters, why does she transform her letters to her sister into a sort of fragmented serial autobiography in which incidents and events that took place 20 or 25 years before are as vivid as the events of yesterday? The answer becomes clear when we examine the substance of the letters in detail. During the late 1680s, Anne Dormer felt that she had come to a crisis point in her

²⁶ *Sir Charles Cottrell*, BL Add. MS 72516, fol. 50.

²⁷ *Anne Dormer*, Letters, BL Add. MS 72516, fol. 210.

²⁸ *Anne Dormer*, Letters, BL Add. MS 72516, fol. 166.

marriage. By “thinking out loud” with her sister as audience and advisor, she is trying to figure out what to do, what strategies she can adopt to weather the crisis. Despite their autobiographical passages, the letters were always constructed as a dialogue, not a monologue. Although only Anne’s half of the correspondence has survived, we can infer from her letters that her sister talked back, and encouraged her to use their epistolary conversations as a means of working through her domestic predicament.

During the mid 1680s, both sisters believed that the most urgent crisis Anne confronted was the state of her physical and mental health, undermined by twenty years of “illness and childing”²⁹ in an abusive marriage. Even before the Trumbulls left England, Lady Trumbull had come up with a magic formula which transformed her absence into a spur to Anne’s survival. Like a mantra, Anne incessantly repeated the vow the two sisters had made to each other when they said goodbye: “I often remember thy parting request to take care of my self that if you do see England againe you may finde me alive ...”³⁰ “When I remember how you begg’d of me to do what I could to live that you might find me if you did come home againe, I apply my self to tend my crasy health, and keep up my weak shattred carcase broken with restless nights and unquiett days ...”³¹ Anne was encouraged to tend her bodily health with a therapeutic regime that included doses of chocolate [then used medicinally as a stimulant], the “King’s drops”, and small quantities of wine.

Periodically, Anne reported to her sister that this regimen was doing her good: “my ill nights are too frequent but the Kings Dropps alwayes releive me when I take them. I have gott more and as often as I take them wish you may finde as much good by every thing as I have done by them.”³² To reinforce this curative physical regime, the Trumbulls offered unflagging emotional support. “After I have prayed and almost read my eyes out, the thoughts of my friends [Anne’s sister and brother-in-law] and the concern they take in my life and health makes me ashamed to suffer all their [care] and paines to be lost, and therefore I strive to cheer up my self but it is so unnaturall to me to be guttling [=gourmandizing] and tending my self, that I have somtimes much adoe to do it, and then comes a new supply of some good thing as the other day a vessell of rare wine from thee, the kindness of which gave me a greater joy then if I had had it full of pearle some other way ...”³³

But the greatest share of Anne’s attention in the letters is devoted to a long term crisis which was in one sense the root cause of all the other crises in Anne’s life: her husband’s cruel and abusive treatment of her. In 1688, Anne Dormer looked back on 20 years shackled to a man who was insanely jealous, obsessively controlling, unbearably rude to his wife in public as well as in private.

²⁹ *Anne Dormer*, Letters, BL Add. MS 72516, fol. 157v.

³⁰ *Anne Dormer*, Letters, BL Add. MS 72516, fol. 167.

³¹ *Anne Dormer*, Letters, BL Add. MS 72516, fol. 163.

³² *Anne Dormer*, Letters, BL Add. MS 72516, fol. 162.

³³ *Anne Dormer*, Letters, BL Add. MS 72516, fol. 163.

"Pride makes him think a Wife can not be kept too much a slave; and for jealousy ... one of the first maxims he layed downe to me was, that if he had a Wife was either handsom or anything else that was agreeable, he would have it all to him self; and that it would not trouble another man more to see his wife in bed with another man then it would him if his wife were pleasing to any but himself."³⁴

Over the years, Anne's self-esteem had been so undermined by her husband's patronizing contempt for her that, as she wrote to her sister, "truely did not that kindness you all shew me, make me take some encouragement, the sense I have of my own infirmities would make me apt to take my Husband to be in the right when he describes me as the most abject pittypfull creature in the world ..." Dormer often told his wife "as one values themselves they shall be valued", although Anne perceived that this did not always hold true, "for I know none values him as he values himself ..." ³⁵ Nevertheless, she affirmed the basic truth of this dictum in her need for a counterweight to her husband's contempt for her: "neither can I ever ... want humility so much as to think of my self so well as the love and pittie of my deare friends inclines them to think of me, but when I remember they have taken so much paines to keepe this poor carcass above ground I rouse up and resolve it shall encour[a]ge me to pull up a spiritt if not to tugg with an obstinate hard hearted Man, yett to keepe my self from being trodd on ..." ³⁶

By this time, the irony of Anne's married life with Robert Dormer was evident to all her relatives and friends. Dormer had supposedly married Anne Cottrell for "love", and Anne's father had promoted the match chiefly because of the financial attractions of Dormer's large estate. Yet Anne and her children did not derive any benefit either from his love or his money. In financial matters, as Anne Dormer complained to her sister, Dormer was mean-spirited and selfish:

"I am in the eye of the world a Mans Wife of they say severall thousand pounds a year, and according to that am to gra[tify] servants that have lived with me and to give upon all occations, and do everything and have so much putt upon dayly that I really can scarce allow my self necessarys, so I am poore in the midst of abundance; I have at least thirty servants and not a creature to send of an errant, and my owne maide is so sickly that shee is rather a continuall care then a help ..." ³⁷

In her letters Anne frequently compared herself to beggars, who could give no return for gifts and favours but their love and prayers for those who had bestowed benefits received. Anne was mortified by Robert's refusal to acknowledge any gifts, favours and reciprocal obligations, or to allow her the resources to do so herself. Anne summed up her wifely role in the Dormer household in political terms, commenting ironically to her sister in Constantinople that "there is not a greater slave in Turkey then I am here" ³⁸.

³⁴ *Anne Dormer*, Letters, BL Add. MS 72516, fol. 191v.

³⁵ *Anne Dormer*, Letters, BL Add. MS 72516, fol. 169.

³⁶ *Anne Dormer*, Letters, BL Add. MS 72516, fols. 169-169v.

³⁷ *Anne Dormer*, Letters, BL Add. MS 72516, fol. 176v.

³⁸ *Anne Dormer*, Letters, BL Add. MS 72516, fol. 176v.

Even Dormer's youngest son Clement astutely observed that his father was more attached to his material possessions than to the human beings in his own household. Anne wrote to her sister describing an interaction between father and son:

"... he [Dormer] is after his way mighty fond of Clem, who has a vast deal of witt... and when he cries Clem I love thee, do you, sayes the bratt, then what will you give me, and then he'l fetch him something to look upon a little while, and so lay it up [=take it away] againe, but the boy will never be fooled, for when he takes it, truely, sayes the child, Ile love my good Mammy shee will give me things to be my owne, you shew me something now and then and so take it away from me againe... no body loves me that ever cozens [=tricks] me ..." ³⁹

As for Dormer's much vaunted "love" for his wife, whatever was left of his initial infatuation was apparently being directed toward new objects. In 1688, Anne was shocked to learn that Dormer had been devoting his amorous attentions to several of her pretty young neighbours, and had fallen madly in love with her best friend Betty Vernon.

"In this time dear Betty Vernon died whom I truely loved and shee deserved it from me and I found by his [Dormer's] lamentations of her with abundance of teares for many dayes together that I had reason to think he had a very raging passion for her which truely he did not spare to sett out before me by all manner of expressions ... I... shewed him I was deeply affected to see that after all I had suff[er]ed] his heart was not intirely mine which till then I pleased my self with thinking it had ..." ⁴⁰

For anything he gained by pursuing Betty Vernon, Anne told her husband, "you might have lett it alone for shee deserved my lamentations but not yours and had she lived shee would have beene a comfort to me and a plague to you" ⁴¹.

This discovery changed her entire perspective on the past two decades of her life with Robert Dormer. Up to this point, Anne explains, she had assumed that while her husband was harsh and unreasonable, at least he was fair and straightforward in his demands upon his wife, and that the extremes of patriarchal control he displayed were a manifestation of his jealous love for her. Now, as she wrote to her sister, she has been forced to conclude that Dormer is not only cruel and despotic but also manipulative and deceitful.

"I would not have cared what I had suffred, but now I saw he was all art and cunning he should not out-witt me for since God had not made me a foole I would not make my self one, I once intended to have buried all my resentment of his fondness for Deare B[etty] V[ernon] (who loved me and despised him) in the grave with her, but the scorn and then kindness he had shewed me since made me resolve not to be the foole I had beene ... since his passion for B[etty] V[ernon] had taken away his love I did not value such a pretence of fondness which proceeded from

³⁹ *Anne Dormer*, Letters, BL Add. MS 72516, fols. 188v-189.

⁴⁰ *Anne Dormer*, Letters, BL Add. MS 72516, fols. 181-181v.

⁴¹ *Anne Dormer*, Letters, BL Add. MS 72516, fols. 180-181v.

his naturall temper or from a change of his humore when he was wearyed with being cross and quarrellsom."⁴²

In this new rebellious frame of mind, Anne Dormer is ready to consider her options while she engages in epistolary conversations with her sister. Among the choices open to Anne in theory, she firmly rejects the temptation to separate from her husband. The reason given repeatedly in the letters is that Anne has made a religious vow, impossible for a believing Christian to revoke, to stay with Dormer "til death do us part". For similar reasons, Anne feels compelled to continue performing her wifely duty of caring for Dormer's physical and spiritual well being. At this point, her feeling of moral and spiritual responsibility for her husband appears almost like that of a mother to a difficult child. She frequently observes that Dormer lacks "reason" or a rational purpose in life. In a conversation which she reports to her sister, Anne informs her husband that one of the reasons she has never wished to outlive him is that she fears he is not yet spiritually prepared to die a Christian death. Thus Anne defines her own inner self in opposition to that of her husband. She is a God-fearing Christian, a woman guided by Lockian rationality and a true sense of life's most important priorities. He is an irrational beast engaged in a Hobbesian war against those who love him most. Anne depicts Dormer as a "Timon" who hates everyone, including himself⁴³. Her husband's life of leisure is contemptuously dismissed as useless and wasted, a self-centred pursuit of childish trivialities:

"Mr D is now much taken with all sorts of cookery and spends all his ingenuity in finding out the most comodious way of frying broileing roasting stewing and preserving; his whole studdy is to please his fancy in every thing and by running away from all things that might shew him his errors and by undervaluing all that any body doth worthily he keeps up a good opinion of him[self]."⁴⁴

Elsewhere Anne wrote of her husband, "tho he will taulk over a new invention for a tinder box or some such thing from munday till satterday, yett in a month one canot fasten any sort of discourse upon him that is to any manner of purpose or ever be permitted to speak ten words that hangs together".

As a good wife and committed Christian, Anne can think of only one way to protest against her husband's behaviour. She will continue to fulfill her wifely obligations, but has resolved to stop being kind and loving to her husband unless he truly deserves it: "... to do him good I have more hopes by making my self less cheap then by suffring my self to be scorned and vilified."⁴⁵ She will cultivate indifference to his volatile moods. "Tho nothing shall take away the care I will still take to do my duty yett I will concern my self no farther, and whether he frowns or smiles it shall be no more to me then the changes of the weather."⁴⁶ Yet Anne

⁴² *Anne Dormer*, Letters, BL Add. MS 72516, fol. 181v.

⁴³ *Anne Dormer*, Letters, BL Add. MS 72516, fols. 169v-170.

⁴⁴ *Anne Dormer*, Letters, BL Add. MS 72516, fols. 168-168v.

⁴⁵ *Anne Dormer*, Letters, BL Add. MS 72516, fol. 170.

⁴⁶ *Anne Dormer*, Letters, BL Add. MS 72516, fols. 159-159v.

ponders the price she may have to pay if she is successful in carrying out her plan. In a long letter to her sister she sets up a sort of bookkeeper's reckoning of her matrimonial credits and debits: "I have cast up the account and see what I gott by his fondness and what shall loose by trying another way ..." ⁴⁷ There follows a tally of her gains and losses depending on whether she retains or loses her husband's affection. First, she fills in the "credit" side of the emotional ledger: "... in first place he never in his whole life obliged either me or any of my friends so there I am where I was, and all I shall loose by loosing his fond fitts is perhaps he will no more kiss a durty glove of mine which when he did he admired himself for loving a Wife so he had married so long and thought all I could do was well requited, perhaps he'll leave telling me I am extraordinary handsom, and truely that now looks so much more like a jear then a commendation that I shall be glad to be freed from hearing any thing I do not believe ..."

Next, Anne turns to the "debit" side of the matrimonial equation:

"... and now I have reconed all I gott by his fondness, Ile consider what I shall gett by his carrying himself coldly or angryly, for angry that I am sure did ever and so must take its turne and shall be less sensible of his anger when he leaves pretending to be kind then when one half [h]our hel [=he'll] vow I am an Angell and then the next halfe houre I shall be blacker then a fiend and in both humores is constant to his resolution never to do anything I desire." ⁴⁸

Clearly Anne had nothing to lose by "working to rule", even if her planned strategy did not effect any improvement in her husband's behaviour toward her.

Anne and her husband were still embattled – over the current political crisis in addition to everything else – when Robert Dormer died suddenly of a stroke on 9 May 1689. Anne's friends, as she told her sister, had expected her to resume her old social life as soon as her husband died: "every one did so expect that I should flie out as soone as the cage was Broken." ⁴⁹ But Anne was haunted by the ghost of her husband's perverse and tyrannical personality. Moreover, she had become so accustomed to a retired life in the countryside that she found it impossible to recapture the spirit of the carefree young girl who had married Robert Dormer.

"I confess it would be insupportable to me to live a life of visiting, for now methinks I have done with the world and look upon the delights of it with other eyes then some do, sweete retirement is all I covett and the care to do my duty to God my Friends and children will be entertai[n]ment and pleasure enough for me ..." ⁵⁰

Unfortunately, the recovery of Anne's light-hearted personality before her disastrous marriage was precisely what her father hoped to see her achieve. Father and daughter had been united in their contempt for Robert Dormer; but now Sir Charles was intensely hurt by his daughter's refusal to emerge from her self-imposed seclusion. As an ironical consequence, Sir Charles Cottrell stepped almost

⁴⁷ *Anne Dormer*, Letters, BL Add. MS 72516, fol. 170.

⁴⁸ *Anne Dormer*, Letters, BL Add. MS 72516, fols. 170–170v.

⁴⁹ *Anne Dormer*, Letters, BL Add. MS 72516, fol. 202.

⁵⁰ *Anne Dormer*, Letters, BL Add. MS 72516, fol. 202v.

immediately into the role of controlling patriarch, which had just been vacated by his deceased son-in-law. The quarrel between the two was exacerbated by Sir Charles' view that Anne should maintain a more luxurious and opulent lifestyle in London, while she in turn wanted to live cheaply in the country and give all her extra income to her younger children. As Anne commented bitterly to her sister, "one and 20 year I was racked b[etw]eene a Fa[ther] and a Hus[band], and ever since my Hus[band] died I am in the same condition betweene my F[ather] and my children ..." ⁵¹ The last few years of surviving letters give us a fascinating perspective on this father-and-daughter conflict, since we have the same story from both sides in the form of letters from Anne Dormer and Sir Charles Cottrell to Elizabeth Trumbull. Each complained to her bitterly yet lovingly about the other, until Sir Charles finally relented and conceded to his daughter Elizabeth that her sister Anne was too ill and depressed to turn herself into a social butterfly ⁵².

Anne's written communications to her sister begin and end with the movements of the Trumbulls, and consequently the couple's return to England in 1691 represents a turning point for the historian as well as the letter-writer. Once the two siblings were in the same country, their letters to each other were rendered superfluous, leaving us with a virtual blank for the last four years of Anne's life. In any case, Anne had already expressed the view that her own active life had come to an end with the death of her husband. The final letter in the series, written in November 1691, represents her yearning to be reunited with her sister, to hug her in her arms: "how much I long to see thee, and my dear Bro[ther-in-law], no words can express, but sleep to my waking Eyes, & health to the sick was never more wellcom then you will be both ..." ⁵³ Yet Anne represents herself to her sister as already dead, a "poor carcase": "you will scarcely know me, my poor Carcase is made a sadd example but my heart is still the same ..."

Despite their limited time span and the logistic difficulties associated with their production and delivery, Anne Dormer's letters are as expressive and expansive in their material and psychological details as any of the diaries and autobiographies produced by her contemporaries. Treated as a kind of serial memoir, her correspondence and that of her family offers a valuable window into one seventeenth-century woman's thoughts and feelings. We can observe her as she constructs a self-conscious identity as an individual, while at the same time she offers us a kaleidoscopic picture of English gentry society in late seventeenth-century England.

⁵¹ *Anne Dormer*, Letters, BL Add. MS 72516, fol. 225.

⁵² For correspondence relating to the conflict between father and daughter after Robert Dormer's death, see for example *Anne Dormer*, Letters, BL Add. MS 72516, fols. 217-225; and *Sir Charles Cottrell*, Letters, BL Add. MS 72516, fols. 104-115.

⁵³ *Anne Dormer*, Letters, BL Add. MS 72516, fol. 241v.

IV. Oktroyierte Identitäten

Valentin Groebner

Erasmus' Bote.

Wer braucht wieviel Individualität im 16. Jahrhundert?

Die Geschichte von Individualität und Individualisierung ist mehr als nur ein spezialisiertes historisches Interessensgebiet neben anderen: Denn für jede Rhetorik des Historischen – Kaspar von Greyerz hat in der Einleitung zu diesem Band darauf hingewiesen – ist die Darstellung nach der oder dem Einzelnen zentral. Stephen Greenblatt, wortmächtiger Spezialist für die englische Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts, hat das in der Einleitung eines seiner Bücher auf den Begriff gebracht. „Es begann mit dem Wunsch, mit den Toten zu sprechen.“ Aus den Zeugnissen der Vergangenheit sollen möglichst individuelle Verstorbene über sich selbst zum Reden gebracht werden; über ihre eigene Einzigartigkeit und Subjektivität sollen sie Auskunft geben.

Das geht vermutlich nicht anders. Denn was immer die Neugierigen am Beginn des 21. Jahrhunderts mit der Geschichte vor vier oder sechs Jahrhunderten verbindet (und das sind eine Menge Dinge: Begriffe, die wir gebrauchen; Bücher, Manuskripte und Archive, die wir konsultieren; Gebäude und Bilder, die wir bewundern), es sind notwendigerweise die Toten, die in der historischen Erzählung das rhetorische Prinzip der Prosopopeia verkörpern, der Personifikation des Abwesenden. Sie müssen aber als identifizierbare Einzelpersonen mit möglichst individuellen Eigenschaften erscheinen. Denn wie Gespenstern ohne Namen hört auch Toten, die keine besondere Individualität für sich geltend machen können, keiner zu. Seit der *discretio spirituum*, dem im 14. Jahrhundert von gelehrten Inquisitoren und Seelsorgern entwickelten Katalog zur Befragung von zurückgekehrten Toten¹, beginnt deshalb jeder Dialog mit Menschen aus der Vergangenheit mit jenem Satz, der auch für Gespenstergeschichten charakteristisch ist: „Ist da einer?“

¹ Stephen Greenblatt, *Verhandlungen mit Shakespeare* (Berlin 1990) 6. Zum Sprechen mit Gespenstern, zur Prosopopeia und zur *discretio spirituum* siehe *ders.*, *Hamlet in Purgatory* (Princeton 2001); das mittelalterliche Frageprotokoll ist ediert als *Heinrich von Langenstein, Unterscheidung der Geister*, hrsg. von Thomas Hohmann (München 1977).

Individualisierungserzählungen

Die Toten sollen, bitteschön, mit Texten antworten; um die geschriebene Spur ihrer Singularität geht es. Deswegen wird noch in den knappsten Dokumenten des Hochmittelalters Auskunft über das Individuelle gesucht – und gefunden. Die Pariser Metrostation Cluny-Sorbonne zum Beispiel ist seit ihrer Renovation 1987 geschmückt mit vergrößerten Repliken berühmter Signaturen. Zu bewundern sind dort nicht nur die Unterschriften von Voltaire, Richelieu und Pascal, sondern auch jene von François Villon, König Philippe-Auguste, Abaelard und Heloise – eindrucksvolle Zeugnisse des modernen Wunsches nach der authentischen Spur der Vergangenheit. Denn „echt“ und „individuell“ ist genau genommen jede Signatur aus vergangenen Jahrhunderten, auch die jedes beliebigen Schreibers aus dem 12. oder 16. Jahrhundert, über den wir sonst nichts wissen. Zur authentischen Spur einer individuellen Person aus der Vergangenheit werden die Buchstaben offensichtlich erst durch erfolgreiche Zuschreibung an eine Biographie. Die Unterschrift bekommt dabei eine *anima* zugeschrieben, weil sie eine Handlung und den Willen ihres Besitzers buchstäblich verkörpern soll, wie Beatrice Fraenkel gezeigt hat². Auf der Ebene der historischen Darstellung funktioniert das – die Metrostation führt es vor – durch Vergrößerung.

Auf diesen Darstellungsweisen von Vergangenheit, auf Abwesenheit und Vergrößerung, beruht jedes Reden über Individualität in der Geschichte³. Wer von Individualisierung spricht, suggeriert dabei mit der Endung „-isierung“ noch mehr, nämlich eine langfristige und – noch wichtiger – einheitlich ausgerichtete Entwicklung. Dabei gibt es zwei unterschiedliche Grundannahmen. Die erste, von Herder und der Romantik geprägt, geht davon aus, daß Menschen in der Vergangenheit echter und mehr „sie selbst“ gewesen seien als in späteren Epochen. Der Vormoderne wird dabei reduzierte Komplexität und erhöhte Unmittelbarkeit zugeschrieben. Gewöhnlich wird das im eingefügten Wort „noch“ verpackt: „Das waren noch Charaktere.“ Die zweite Annahme steht zur ersten in einem etwas paradoxen Verhältnis. Ihr zufolge gibt es im Lauf der Jahrhunderte immer individuellere Individuen und immer persönlichere Personen. Der Wort „Individualisierung“ selbst legt eine solche historische Genese von Individualität als gesteigerter Subjektivität nahe – eine wirkungsmächtige Denktradition der idealistischen Philosophie. Gewöhnlich wird das im eingefügten Wort „schon“ verpackt. „Schon bei Petrarca...“ Entworfen wird so eine Teleologie menschlicher Einzigartigkeit, die im Selbstbild des modernen Westeuropäers ihren Abschluß findet. Er ist gewöhn-

² Beatrice Fraenkel, *La signature. Génèse d'un signe* (Paris 1994).

³ Der geniale Rekonstrukteur, der aus dem überlieferten Fragment – eine Löwenkralle bei Lukian, ein Stück eines Kruzifixes bei Dürer – das perfekte Gesamtbild wieder herstellt, ist übrigens selbst ein humanistischer Erzähltopos des 16. Jahrhunderts in der Tradition der Legende vom Künstler. Otto Kris und Ernst Kurz, *Die Legende vom Künstler. Ein geschichtlicher Versuch* (Frankfurt a. M. 1980) 125 (zuerst Wien 1934). Theodor Hampe, *Düreranekdoten*, in: *Der neue Pflug* 3 (1928) 3–18.

lich männlich, gelehrt und sieht dem jeweils schreibenden Autor merkwürdig ähnlich⁴.

Das ist kein Zufall, denn im einen wie im anderen Fall schließt die Entwicklung den nachgeborenen Historiker bzw. die Historikerin notwendig selbst ein. Denn er und sie sind es ja, die „Vorläufer“ und „Pionierinnen“ (und natürlich auch Nachzügler und Verspätete) dieser Entwicklung identifizieren; und er und sie sind es auch, die einzelne, besonders gut dokumentierte Stimmen aus der Vergangenheit isolieren und ihre Besonderheit herausarbeiten. Auch wenn das nicht immer explizit gemacht wird, geht es bei Individualisierung immer um das Verhältnis zwischen der Selbstdarstellung des Kollektivs und der des Einzelnen. Schließlich wird dabei oft der Erzählmodus des „schon“ mit dem des „noch“ verknüpft werden, also mit der Vorstellung eines angeblich kohärenteren, sinnhafteren, weniger widersprüchlichen Verhältnisses zwischen dem wahrnehmenden Ich und der es umgebenden Gruppe in der Vergangenheit. So kann dann ein Zeitgenosse des 14. oder 16. Jahrhunderts als Vorläufer einer individualisierten, „zerrissenen“ Moderne präsentiert werden⁵. Sind wir also Individualisierungsweisen?

Identität und Vervielfältigung: Der Aufstieg der Ausweise

Wenn von Individualisierung die Rede ist, sind also der schreibende Historiker und die schreibende Historikerin notwendigerweise immer mit im Bild. Aus dieser Perspektive soll im folgenden von einer bislang wenig bearbeiteten Gruppe von Quellen zur Individualität am Ende des Mittelalters und am Beginn der Neuzeit die Rede sein, nämlich von Identitätsdokumenten im Wortsinn – Ausweisen, Empfehlungsschreiben, *passaporti*. Ich möchte sie gerne als Bestandteile einer spezifischen Kultur des Identifizierens im 16. Jahrhundert auffassen. Mit dem Zauberwort „Kultur“ ist ein Paradox bereits benannt – ein produktives, wie ich hoffe. Kultur, hat Niklas Luhmann gewarnt, sei ein untauglicher Begriff, weil er kein Gegenteil habe. Wie sieht es dann mit „Individualisierung“ aus – hat die einen Gegenbegriff? Und wie könnte der lauten?

Verdächtig ähnlich liegt die Sache bei einem damit verbundenen Wort, für das ein Gegenbegriff nicht leicht zu benennen ist, nämlich bei „Identität“. Im Lauf der letzten dreißig Jahre ist es zu einer Art Zauberwort in den Kulturwissenschaften avanciert, nicht zuletzt wegen seiner Mehrdeutigkeit. Identität steht heute erstens für die Selbstdefinition eines Individuums, also für Ich-Identität. Sie steht zweitens

⁴ Zu den Tücken der Darstellung von Subjektivität in der Vergangenheit am Beispiel Petrarcas jetzt *Karlheinz Stierle*, Francesco Petrarca. Ein Intellektueller im Europa des 14. Jahrhunderts (München 2003). Vgl. die Anmerkungen bei *Valentin Groebner*, Empfindsamer Selbstdarsteller in Textgebirgen: Die Karriere des Francesco Petrarca, in: *Literaturen* 7/8 (2004) 76–79.

⁵ Ich greife hier wie im folgenden auf meine eigene Arbeit zu Identifikationspraktiken zurück. Ausführlicher also *Valentin Groebner*, Der Schein der Person. Ausweis, Steckbrief und Kontrolle im Mittelalter (München 2004) besonders 16–19.

für die Fremdbeschreibung einer zweiten Person Singular, für die Kennzeichen und Zuordnung einer Person. Und drittens wird Identität als Zuschreibung zu einer bestimmten Gruppe gebraucht, also für ein Ensemble kollektiver Eigenschaften, die jemand individuell repräsentiert oder doch zumindest repräsentieren möchte. Alle drei Verwendungsweisen werden in ein und demselben Wort ununterscheidbar zusammengemührt; die Grenzen zwischen Selbst- und Fremddefinition verschwimmen dabei.

Das Wort selbst ist aber von beträchtlichem Alter. In seiner lateinischen Form *identitas* wurde es in der mittelalterlichen Logik und Theologie häufig gebraucht, wie Jean-Claude Schmitt gezeigt hat. Es stand aber nicht für Einzigartigkeit, sondern für diejenigen Merkmale, die verschiedenen Elementen einer Gruppe gemeinsam waren, abgeleitet von *idem*, der- oder dasselbe, oder *identidem*, zum wiederholten Mal. Identität, so soll im folgenden gezeigt werden, ist nun nichts, was eine Einzelperson selbst „hatte“ oder hat. Die mittelalterliche *identitas* stand für ein Set kollektiv verwendeter Zeichen, mit deren je individueller Kombination jemand bezeichnet und erkannt wurde. Damit solche Zeichen als Bezeichnung einer einzelnen Person funktionieren konnten, mußten sie allgemein verbreitet und in ihrer Bedeutung stabil sein. Die amerikanische Historikerin Brigitte Bedos-Rezak hat für die mittelalterlichen Wappen und Siegel, außerordentlich wichtigen Medien von Individualität zwischen dem 14. und dem 16. Jahrhundert, gezeigt, daß sie anderen, vergleichbaren Zeichen ähnlich genug sehen mußten, um als Individualitäts- und Identitätsbeweis akzeptiert zu werden, als Teil einer „logic of sameness“⁶.

Das galt (und gilt) natürlich für alle Marker von Individualität. Aber in Bezug auf papierne Nachweise und Bestätigungen hat es ein paar Konsequenzen, die einen über das 16. Jahrhundert als Zeitalter der Individualisierung nachdenklich machen können. Sieht man sich die theoretischen Texte zwischen dem 4. und dem 16. Jahrhundert an, dann findet man den oft zitierten Übergang vom angeblich gruppenorientierten Mittelalter auf die sich individualisierende Neuzeit nicht ohne weiteres. Unter den zahllosen Menschen auf der Erde gebe es keine zwei, so die Lehrmeinung mittelalterlicher Theologen seit Augustinus, deren Gesichter sich genau glichen, obwohl jedes Gesicht dem anderen ähnele und aus denselben Elementen zusammengesetzt sei. In der ‚Legenda Aurea‘ des Jacobus a Voragine, geschrieben am Ende des 13. Jahrhunderts und einer der großen Bestseller des späteren Mittelalters, fungiert unter den drei größten Wundern, die Gott im Kleinen bewirkt habe, eben diese *diversitas et excellentia facierum*, die Verschiedenheit des Aussehens der Menschen. Michel de Montaigne formulierte das selbe Paradox von der Verschiedenheit in der Ähnlichkeit drei Jahrhunderte später in seinem Essay

⁶ Peter von Moos, Persönliche Identität und Identifikation vor der Moderne, in: ders. (Hrsg.), Unverwechselbarkeit (Köln, Wien, Weimar 2004) 1–42; zu den verschiedenen Bedeutungen des Begriffs Caroline Bynum, Metamorphosis and Identity (New York 2001) 163; Jean-Claude Schmitt, „La découverte de l’individu“: une fiction autobiographique? In: La fabrique, la figure et la feinte, hrsg. von Pierre Ménal und François Parot (Paris 1984) 213–235; Brigitte Bedos-Rezak, Du sujet à l’objet. La formulation identitaire et ses enjeux culturels (France, 1000–1250), in: von Moos, Unverwechselbarkeit 63–84.

„Über die Erfahrung“ von 1588. „Wenn unsere Gesichter sich nicht ähneln würden“, schreibt er, „könnten wir nicht Menschen und Tiere auseinander halten; wenn sie nicht verschieden wären, könnten wir den einen Menschen nicht vom anderen unterscheiden.“⁷

Was Montaigne in Sachen Individualität von seinen mittelalterlichen Kollegen unterscheidet – und es unterscheidet ihn einiges –, steckt also nicht in den Theorien und Begriffen, sondern im Praktischen: im Aufstieg der *passeports*, der obligatorischen, zwingend vorgeschriebenen Identitätsbescheinigungen am Ende des 15. und im Lauf des 16. Jahrhunderts. Um 1460 erscheinen zum ersten Mal obligatorische individualisierte Ausweispapiere in den Quellen, d.h. solche, die die Person besitzen mußte, um ihren eigenen legalen Status nachweisen und Eingangskontrollen passieren zu können (der französische Begriff bedeutet wörtlich: „Geh durch die Tür“). Die frühesten solcher *passaporti*, *pass brief* oder *bassporten* wurden in Frankreich, Norditalien und der Eidgenossenschaft für Soldaten ausgestellt, die aus dem Krieg zurückkehrten, um Deserteure von regulär Beurlaubten unterscheiden zu können. 1462 wurde in einem Erlaß Ludwigs XI. allen königlichen Briefboten der Besitz solcher Pässe vorgeschrieben. Ebenso mußten Pilger zunehmend von ihrem lokalen Bischof ausgestellte Dokumente vorweisen, auf denen stand, wer sie waren und wohin sie wollten⁸.

Damit wurde Reisen zur Frage der richtigen Papiere. Obrigkeitliche Gesundheitszeugnisse, Entlassungsscheine, Urkunden über die eigene Person wurden ab 1500 immer größeren Gruppen vorgeschrieben: wandernden Handwerksgesellen, Kaufleuten, in den häufigen Pestzeiten sogar allen Reisenden. Städtische Verordnungen schrieben den Herbergswirten vor, den Behörden jeden Abend ein Verzeichnis der neu angekommenen Fremden abzuliefern. In Leipzig und in anderen deutschen Städten wurden ärmere Mieter in den billigeren Vorstädten als „Zettelbürger“ bezeichnet, weil sie besondere befristete Aufenthaltsbescheinigungen mit Bürgerschaft ihres Vermieters bei sich tragen mußten. Ähnliche Bestimmungen erschienen zur selben Zeit in ganz Europa. Dekrete von 1515 und 1528 forderten etwa in Spanien, Arme dürften nur mehr dann um Almosen bitten, wenn sie eine *cédula de persona* haben, die vom lokalen Stadtrat ausgestellt worden sei. In England mußte von 1530 an jeder Arme einen solchen behördlich ausgestellten Ausweis, eine *sedule* oder *byllet*, bei sich zu tragen, wenn er um Almosen bat. Hatte er keinen, wurde er mit Prügelstrafe und Ausweisung bedroht⁹. Ist das eigentlich auch Individualisierung?

⁷ Groebner, Schein 21f.; *Michel de Montaigne, Essays*, übersetzt von Hans Stilett (Frankfurt a. M. 1998) 537.

⁸ Groebner, Schein 124–128; *Gian Pietro Bognetti*, Note per la storia del Passaporto e del Salvacondotti, in: Pubblicazione della R. Università di Pavia, Studi delle Scienze giuridiche e sociali 41 (1933) 9ff., 17ff., 75; *Daniel Nordmann*, Sauf-conduits et passeports, en France, à la Renaissance, in: *Voyager à la Renaissance*, hrsg. von Jean Céard und Jean-Claude Margolin (Paris 1987) 145–158.

⁹ Groebner, Schein 128–130; *Max Kupfer*, Das Fremdenwesen Leipzigs vom Mittelalter bis ins 17. Jahrhundert (Phil. Diss. Leipzig 1928) 110f. Aus der umfangreichen Literatur zum

Offizielle Geleitbriefe und personalisierte Empfehlungsschreiben gab es schon vorher. Sie waren aber kostspielige Privilegien, die nur an wenige Personen ausgegeben wurden. Im Lauf des 16. Jahrhunderts wurden sie dagegen Pflicht, und ihr Fehlen wurde mit Geld- und sogar Haftstrafen geahndet. Damit war, zumindest dem Wortlaut der Verordnungen nach (eine durchaus wirkungsmächtige eigene Realität, die wir nicht aber unbesehen mit der Wirklichkeit auf den Straßen verwechseln sollten), Reisen zur Frage der richtigen Papiere geworden – und eine Frage des nötigen Kleingelds, denn für alle diese Passier- und Erlaubnisscheine wurden Gebühren erhoben.

Reisende des 16. Jahrhunderts konnten dabei den Gültigkeitsbereich ihrer Identitätspapiere nicht selbst bestimmen. Es lag im Ermessen des jeweils kontrollierenden Beamten, ob das vorgezeigte Dokument zum Passieren berechtigte oder nicht. Das mußte auch Albrecht Dürer feststellen. Das penibel geführte Rechnungsbuch seiner Reise in die Niederlande 1520/1521 unterrichtet uns darüber, wieviel Gebühren und Geschenke an den Bischof von Bamberg den Maler dessen *fürderbrief* kostete, der ihm Zollfreiheit und problemloses Passieren der Kontrollen den Main abwärts erlaubte. Wenigstens in der Theorie – denn hinter Frankfurt fingen die Schwierigkeiten an. Dürer mußte Geleit und Gebühren entrichten, durchaus beträchtliche Beträge, zwei Goldgulden in Ehrenfels, noch einmal soviel in Bacharach und St. Goar, und in Boppard stritt er sich ebenfalls erfolglos mit den Zöllnern, die seine vom Bischof vom Bamberg ausgestellten Dokumente nicht anerkennen mochten¹⁰.

Denn was einen Paß im 16. Jahrhundert echt und gültig machte, war eben das alte Identitätszeichen Siegel; und zwar das des Paß-Ausstellers, und nicht das des Trägers. Wo Dürer selbst seine eigene Unterschrift bzw. sein Signet auf ein Schriftstück (auf eine Quittung über die bezahlte Gebühr) setzen mußte wie in Boppard, waren seine Dokumente offensichtlich *nicht* gültig. Damit wird ein grundsätzliches Problem der Durchsetzung von individuellen Papieren in der Frühen Neuzeit sichtbar. Wie konnten die frühneuzeitlichen Behörden sicher sein, daß der Name desjenigen, den das Papier trug, auch der Name desjenigen war, der das Papier trug und die Zeichen der Echtheit zeigen konnte? Für alle Formen von individuellen Personaldokumenten galt ja, daß das Echte an ihnen Produkt von Vervielfältigungstechniken war, und zwar im Wortsinn: Stempel, Siegel und gedruckte Formulare.

Serienmäßig hergestellte bzw. durch serielle Zeichen authentifizierte Dokumente waren damit aber selbst empfindlich gegen illegitime Reproduktion. Wenn Un-

Armenwesen in der Frühen Neuzeit hier nur der Verweis auf *Bronislaw Geremek*, *Truands et misérables dans l'Europe moderne* (Paris 1980); *Robert Jütte*, *Obrigkeitsliche Armenfürsorge in deutschen Reichsstädten der Frühen Neuzeit. Städtisches Armenwesen in Frankfurt/Main und Köln* (Köln, Wien 1984); *Ernst Schubert*, *Fahrendes Volk im Mittelalter* (Bielefeld 1995).

¹⁰ *Albrecht Dürer*, *Schriftlicher Nachlaß*, hrsg. von *Hans Rupprich* (Berlin 1956) Bd. 1, 148ff. Zur Geschichte dieser Zollstellen *Friedrich Pfeiffer*, *Rheinische Transitzölle im Mittelalter* (Berlin 1997).

befugte sich Zugang zu originalen Siegelstempeln verschafften, konnten sie mit ihnen echte Identitätsdokumente herstellen. Spätmittelalterliche Kanzleiordnungen waren voll von Bestimmungen, die dem vorbeugen sollten: Im Zeitalter der Vervielfältigung, das mit dem Buchdruck angebrochen war, hatte man realistischere damit zu rechnen, daß gerade die Zeichen für Echtheit vervielfältigt würden¹¹. Eine 1528 mit Luthers Vorwort gedruckte deutsche Version des ‚Liber Vagatorum‘, des großen Katalogs der Tricks der Bettler, klagte beredt, diese betrügerischen Supersubjekte könnten nicht nur ihr eigenes Äußeres durch simulierte Krankheiten, täuschende Kleider, verwandelte Geschlechtszugehörigkeit manipulieren, sondern darüber hinaus alle Urkunden, Zeichen und Siegel fälschen – und damit auch die obrigkeitlichen Ausweise¹².

Wenn es derartig versierte Spezialisten der Simulation gegeben hat, können sie dann überhaupt aktenmäßige Nachweise ihrer Existenz hinterlassen haben? Die Erzählungen von spur- und gesichtslos agierenden Verbrechern und Vagabunden, die alle Dokumente fälschen könnten, entstanden jedenfalls erst dann, als der Besitz solcher Dokumente vorgeschrieben wurde. In den Jahrzehnten um 1500 veränderte sich der Gebrauch des Wortes *contraffare*, aus dem Italienischen der Kaufmannssprache ins Deutsche, Französische, Englische und andere Sprachen übernommen. Während es im älteren Gebrauch für Reproduktion als Fälschung, trügerische und unechte Nachahmung stand (wie heute noch im englischen „counterfeit“), bekam das Wort als *contrefait* und „Konterfei“ eine neue Bedeutung: Es stand für die wahre und naturgetreue Abbildung einer Sache, einer Person oder eines Bildes. Maler wie Jacopo de Barbari oder Albrecht Dürer rühmten sich ihrer Fähigkeiten, etwas *recht zu contraffatten*, d.h. durch Übertragung auf andere Medien zu vervielfältigen¹³.

In der von Buchdruck und vervielfältigten Bildern geprägten Welt am Beginn des 16. Jahrhunderts haben Autoren davon in besonders intensiver Weise Gebrauch gemacht. Und wie kein anderer vor ihm hat Erasmus von Rotterdam seine

¹¹ Groebner, Schein 132–134. Zu einem spektakulären Fall einer solchen Siegelfälschung und seiner Darstellung bei dem Berner Chronisten Konrad Justinger siehe Roland Gerber, Gott ist Burger zu Bern. Eine spätmittelalterliche Stadtgesellschaft zwischen Herrschaftsbildung und sozialem Ausgleich (Weimar 2001) 290.

¹² Zum Motiv des Bettlerbetrugs Robert Jütte, Abbild und soziale Wirklichkeit des Bettler- und Gaunertums zu Beginn der Neuzeit. Sozial-, mentalitäts- und sprachgeschichtliche Studien zum Liber Vagatorum (Köln, Wien 1988) 36, 46, 52; beachte ebd. 61 den Hinweis auf Querverbindungen zu fiktiver literarischer Gaunersprache in höfischer Dichtung der 1450er Jahre. Luthers Vorrede zum ‚Liber Vagatorum‘ vom 1528 ist abgedruckt in Christoph Sachse und Florian Tennstedt, Geschichte der Armenfürsorge in Deutschland. Vom Spätmittelalter bis zum ersten Weltkrieg (Stuttgart, Berlin 1981) 52f. Einige weiterführende Überlegungen bei Valentin Groebner, Mobile Werte, informelle Ökonomie. Zur „Kultur der Armut“ in der Stadt des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit, in: Armut im Mittelalter, hrsg. von Michael Borgolte und Otto Gerhard Oexle (Stuttgart 2004) 156–180.

¹³ Peter Parshall, Imago contrifacto. Images and facts in the Northern Renaissance, in: Art History 19 (1993) 554–579.

Karriere buchstäblich auf der Vervielfältigung seiner Person und seiner Arbeit durch das neue Medium des Buchdrucks gegründet. Nicht auf charismatische physische Gegenwart an einer bestimmten Institution zielte er ab, sondern auf Präsenz in Gestalt seiner vervielfältigten Texte – eines auf Papier verdoppelten Selbst. Erasmus erfand, wie Lisa Jardine es ausgedrückt hat, den Nimbus des abwesenden und nur durch seine Schriften verkörperten Professors. Bei seinem ersten Besuch bei seinem Basler Verleger Froben 1514 gab er sich sogar als Bote des berühmten Erasmus aus: dem er allerdings, wie er zugab, sehr ähnlich sehe¹⁴.

Dieser Bote überbrachte aber eine echte Nachricht von Erasmus. Denn der Humanist hob in seinen Schriften immer wieder die besonderen Fähigkeit dessen hervor, der über solche täuschend originalgetreue Vervielfältigung verfüge. Das reichte von Erasmus' Selbststilisierung als Doppelgänger des Heiligen Hieronymus über seine berühmte Lebensbeschreibung des Thomas Morus als „Porträt“ in einem Brief an Hutten bis zu den funkelnden Passagen über Cicero-Imitationen und den Aporien intensivierter Porträtmalerei in seinem ‚Ciceronianus‘. Reden über Originalität konnte im 16. Jahrhundert nichts anderes als Reden über Vervielfältigung sein. Das hatte allerdings eine bedrohliche Kehrseite. Denn nicht immer war man es selber, der als Bote seines Selbst unterwegs war. „Ich habe diesem Brief mein Siegel aufgedrückt“, klagte der alternde Erasmus 1535 in einem Schreiben an Erasmus Schets, „weil manche Leute begonnen haben, meine Handschrift so kunstvoll zu imitieren, daß die Fälschungen kaum zu entdecken sind. Das hier habe ich, Erasmus von Rotterdam, in Rom geschrieben, mit meiner eigenen Hand.“¹⁵

Ausgerechnet das Siegel als Garant der Echtheit inmitten kaum kontrollierbarer Raubdrucke, Plagiate, Pseudonyme, also sich vervielfältigender schriftlicher Ichs und „Ichs“? An diesem Punkt berühren sich die Selbststilisierungsstrategien des Humanisten, die einen möglichst wandelbaren und proteischen Autor erzeugen sollten, und die Aufschreibepraktiken der Kanzleien, die die bedrohlichen Bewegungen der Bettler, Soldaten, Pilger und wandernden Armen eingrenzen sollten. Der Hinweis auf angeblich stets drohende illegitime Vervielfältigung als Fälschung war die Konsequenz des Siegeszugs der autorisierten Schriftlichkeit. Deshalb war das Reden über allgegenwärtig drohende Fälschung auch eine so wirkungsvolle rhetorische Technik: Sie diente dazu, besondere Einzigartigkeit und Authentizität hervorzuheben.

¹⁴ Lisa Jardine, Erasmus, Man of Letters. The Construction of Charisma in Print (Princeton 1993). Die Episode mit Erasmus' Verkleidung als Bote seiner selbst schildert er im September 1514 in einem Brief an Wimpfeling: *Erasmus von Rotterdam*, Opus Epistolarum, hrsg. von Percy Stafford Allen (Oxford 1906–58) Bd. 4, Ep. 305, z. 179ff. Vielen Dank für diesen Hinweis an Ueli Dill.

¹⁵ Erasmus von Rotterdam, Ciceronianus sive de optime dicendi genere, in: ders., Ausgewählte Schriften, hrsg. von Werner Welzig, Bd. 7 (Darmstadt 1995) 111–115. Der Brief an Schets ist zitiert nach Jardine, Erasmus 172.

Unterwegs im Reich der Papiere

Im Lauf des 16. Jahrhunderts wurde in Europa jene Verwaltungsutopie formuliert, die von nun an das Reden über Individualität und Identifikation bestimmen sollte: Alles Aufschreiben. 1563 hatte das Konzil von Trient das *Decretum Tametsi* verabschiedet, nach dem alle Pfarreien der katholischen Welt Tauf- und Heiratsregister zu führen hätten, um bessere Aufsicht über ihre Gläubigen führen zu können. Damit sollten heimliche Namenswechsel und klandestine Heirat verhindert und die Verfolgung und Bestrafung von Bigamisten, also mehrfach Verheirateter, erleichtert werden. Jean Bodin schlug 1576 in seinen *Six Livres sur la Republique* sogar vor, alle königlichen Untertanen mit Namen, Stand und Wohnort zu erfassen, um „die Wölfe unter den Schafen herauszufinden“ und Betrüger, Bettler und Müßiggänger endlich dingfest machen und bestrafen zu können. In einer ganzen Serie von Gesetzen wurden in Spanien von den 1550er Jahren an Ausweispapiere für obligatorisch erklärt. 1590 erließ König Philipp II. ein neues Pilgergesetz, das jedem Wallfahrer einen von seinen lokalen Behörden ausgestellten Ausweis vorschrieb, auf dem Name, Datum, Reiseziel, vorgesehene Route und eine Personenbeschreibung einzutragen seien¹⁶.

Der Basler Thomas Platter der Jüngere, der zwei Generationen nach Albrecht Dürer 1595 zu einer Reise quer durch Europa aufbrach, nach Montpellier, wo er Medizin studierte, dann nach Spanien, Bordeaux, Paris, in die Niederlande und nach England, konnte deshalb bereits ganz andere Geschichten von Ausweisen erzählen. Seine Aufzeichnungen, die er nach dem Vorbild der berühmten Erinnerungen seines Vaters und seines Bruders Felix verfaßte, sind voller Beschreibungen der *zedelin*, *passaporti* und *bouletins*, auf die jeder Reisende angewiesen war. Er schilderte die strengen Kontrollen der Schiffspassagiere vor Lyon und rhoneabwärts, notierte, wie Mitreisende ohne Papiere die Beamten mit reichlichen Trinkgeldern nachgiebig stimmten, und beschrieb die umständlichen Identifikationsprozeduren an den Stadttoren von Avignon 1596, als Teil des Comtat Venaissin nicht französisches, sondern päpstliches Territorium. Auch er und seine Begleiter hätten ihre Namen angegeben, erläuterte Platter, *doch nicht die rechten*. Auch zu seinem Herkunftsort flunkerte er, weil Reformierte für die Erlaubnis zum Betreten der Stadt zusätzliche Bürgen benötigten, und machte sich zum Katholiken. Aufgrund dieser Angaben stellte ihnen die Torwache Zettel aus, die sie bei ihrem Gastwirt abgeben mußten. Mit dessen Bestätigung hatten die Reisenden dann innerhalb von drei Tagen erneut auf dem Rathaus zu erscheinen. Ihre Namen wurden in ein Buch eingetragen; dann erhielten sie ein weiteres Formular ausgehän-

¹⁶ Ausführlicher bei Groebner, Schein 137–151. Josef Sägmüller, Die Entstehung und Entwicklung der Kirchenbücher im katholischen Deutschland bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, in: Theologische Quartalsschrift 81 (1899) 206–258. Zu den Praktiken der Identitätsfeststellung bei Bigamiefällen im Italien des 16. und 17. Jahrhunderts Kim Siebenhüner, Vielweiberei, Vielmannerei und die römische Inquisition in Italien 1600–1750 (phil. Diss. Basel 2003).

digst, das sie ihrem Wirt abgeben mußten. Das wiederum habe der nach ihrer Abreise wieder im Rathaus abzuliefern. *Wie sie dann gar gute ordnung halten*, setzte der Basler dazu, *damit sie wissen, was sie yederzeit für frembd volck in ihrer statt haben*¹⁷.

Oder eben auch nicht. Ebenso problemlos gab sich Platter für seine Reise nach Spanien 1597 als französischer Kaufmann aus, bekam an der Grenze ein Dokument in katalanischer Sprache für „Tomas Plateros“ ausgestellt und reiste dann weiter nach Barcelona, wo es ihm ausgezeichnet gefiel. Er lobte den Wein, das Essen und die gebildeten Medizinerkollegen und beschrieb den Sitz der Inquisition und ihre furchteinflössenden Praktiken zur Identifizierung Andersgläubiger. Der reisende Basler schien sich des eingegangenen Risikos zwar bewußt zu sein, vor der Enttarnung als Reformierter glaubte er sich aber nicht allzu sehr fürchten zu müssen. Zumindest ist von einem Inkognito gegenüber den Medizinerkollegen nicht die Rede. Er besichtigte sogar den katholischen Wallfahrtsort Montserrat, wo er sich als Deutscher ausgab. Hier wird eine Spannung sichtbar: auf der einen Seite die stolze Dokumentation der eigenen Neugier und Gewitztheit; auf der anderen die Erwartungen von Platters Basler Lesern. Wenn von der Inquisition die Rede ist, bekommt der Text interessante Lücken und Widersprüche, die Platter mit nachträglich in Basel eingefügtem Material aus Jean Crespins reformierter ‚Histoire des Martyrs‘ füllt: Denn er möchte offensichtlich gleichzeitig als souveräner Reisender und als bedrohter Rechtgläubiger erscheinen. Die wenige Jahre zuvor neu erlassenen und verschärften Gesetze Philipps II. über die Ausweisungspflicht von Pilgern aber kommen in seinem Reisebericht schlicht nicht vor¹⁸.

Wie sehr war Thomas Platter als reformierter Basler also „er selbst“, wenn er unterwegs war? Am 30. April 1599, in Toulouse und im Begriff, nach Bordeaux aufzubrechen, traf er zwei Niederländer und einen Deutschen. Der fragte ihn, ob er nicht wisse, wo ein gewisser Thomas Platter sei, von dem sie in Montpellier gehört hätten, er sei nach Toulouse gereist. Sie hätten einen Brief von Platters Bruder dabei. Jener Platter, sagt Thomas, sei ihm gut bekannt, ob er denn den Brief sehen könne? Und da der offen war, las er ihn auch gleich. Darin ermahnte ihn Felix dringend, so rasch wie möglich nach Hause zu reisen. Der Ich-Erzähler kommentierte das nicht. Er bemerkte nur, er habe den Brief dem Deutschen zurückgegeben – und reiste dann weiter nach La Rochelle, Paris, Antwerpen, Brüssel, London

¹⁷ *Thomas Platter der Jüngere*, Beschreibung der Reisen durch Frankreich, Spanien, England und die Niederlande 1595–1600, hrsg. von Rut Keiser, 2 Bde. (Basel, Stuttgart 1968). Zu Ausweisen und Kontrollen etwa Bd. 1, 22, 76, 257–263, 266 und Bd. 2, 662; zur Fremdenkontrolle in Avignon Bd. 1, 115 und 123.

¹⁸ *Platter*, Beschreibung Bd. 1, 350–352, 355–369. Siehe dazu Peter Schmidt, Fernhandel und römische Inquisition. „Interkulturelles Management“ im konfessionellen Zeitalter, in: Inquisition, Index, Zensur. Wissenskulturen der Neuzeit im Widerstreit, hrsg. von Hubert Wolf (Paderborn 2001) 105–120 – vielen Dank an Kim Siebenhüner für diesen Hinweis. Zur Kontrolle der Pilger *Ilja Mieck*, Zur Wallfahrt nach Santiago de Compostela zwischen 1400 und 1650, in: *ders.*, Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens (Münster 1978) 1–55, hier 41.

Thomas Platter der Jüngere,
Beschreibung der Reisen
durch Frankreich, Spanien,
England und die Nieder-
lande 1595-1600,
Manuskript des Autors
(1604/1605) Bd. 1, f. 211 v.
Mit freundlicher Genehmi-
gung der Universitäts-
bibliothek Basel.

Sadalis, a sadalis getrickt rothe
garnommes.

Nous Consuls de la Cité de
Nismes certifions estre parti d'icelle:
où Dieu graces à bonne lante M^{re}.
sieur Thomas flatter et Lucas Just
et Jehan Jacques et Eng Lacquay
avant couché deux nuiz
pour aller à Niquismonts et
Montpallier



Le present ne servant
que pour quatre
Ce xi Junij

1598.

Rozel consul.

Es ist verbaute ist.

Der Bürgermeister der
Stadt Nismes, Catharinus de Vore
Günther, Verrais, da hoch lob
gute gesundheit, Et Thomas
Platter, Vndt Lucas Just, Vndt
Johann Jacob Linder, aus Labay,
nach dem sie das nächst allin
geblaffen, Nismes nach Aigues,
monts Vndt Montpallier Zuber:
reis, far.

Es ist gegenwärtig, Dient
nicht mehr, Dient für Nar.

Das xi Junij 1598.

Rozel Bürgermeister.

Nach dem sindt Nismes in
Das

und Oxford. Erst zehn Monate später, im Februar 1600, würde er nach Basel zurückkehren¹⁹.

In seinem neunhundert Seiten dicken Reisebericht ist an sehr vielen Stellen von *passporten*, Ausweisen, Identitätspapieren und Abzeichen die Rede. Platter hat sicherlich Respekt vor den mächtigen Apparaten der katholischen Inquisition gehabt, und sich vielleicht auch vor ihren Kontrollen gefürchtet. Aber er erwähnt kein einziges Mal ein Ausweisdokument, das nicht akzeptiert oder durch interne Aufzeichnungen der Behörden für falsch befunden worden wäre. In seine Aufzeichnungen hat er eine ganze Reihe von Pässen, Passierscheinen und *bouletins* (Gesundheitsbescheinigungen) eingefügt, in eigenhändigen Abschriften. Der Basler Arzt, der so selbstverständlich unter falschem Namen unterwegs sein konnte, wie wir gesehen haben, hat in einem dieser Identitätsdokumente, einem Passierschein der Stadtverwaltung von Nîmes von 1597, jenes Detail des Originals ausgeschnitten und sorgfältig in sein eigenes Manuskript eingeklebt, das eine solche Bescheinigung erst zum authentischen und gültigen Beweis von jemandes Individualität machte. Und das war eben nicht der Name des Reisenden oder die Beschreibung seines unverwechselbaren Aussehens, sondern das städtische Siegel, jenes serielle Wahrheitszeichen also, das jemandes Identität für echt und unverwechselbar erklärte, weil es als Resultat korrekter Vervielfältigung erschien.

Hochstapler und gelehrte Strategien

Von hier aus lassen sich einige Fragen zu den bürokratischen Registrierungsapparaten der Frühen Neuzeit als Individualisierungsinstanzen neu stellen. Am Beginn des 17. Jahrhunderts konnte der calvinistische Kannengießergeselle Augustin Güntzer jahrelang über alle möglichen Konfessionsgrenzen hinweg durch Europa reisen, sich in Italien für einen Katholiken ausgeben (freilich unter Vortäuschung verllorener Beichtbescheinigungen) und sich sogar in der Osterzeremonie in Bologna vom Bischof persönlich die Füße waschen lassen – problemlos? Ähnlich wie Thomas Platter zwanzig Jahre vor ihm hob Güntzer in seinen Aufzeichnungen seine besondere Fähigkeit zur Tarnung und Verstellung ebenso hervor wie seine Rolle als von den Jesuiten bedrohter Rechtgläubiger²⁰. Offenbar war gerade diese Kombination für seine autobiografische Selbstdarstellung besonders attraktiv. Warum machte gerade im 16. und im 17. Jahrhundert, im Zeitalter der „Grossen Aufschreibung“, inmitten des Siegeszugs der Bürokratie und der Durchsetzung obligatorischer Identitätspapiere im frühneuzeitlichen Europa der *impostor* eine solche eindrucksvolle literarische Karriere, der Hochstapler und pikareske Verkleidungskünstler?

¹⁹ Platter, Beschreibung Bd. 1, 429.

²⁰ Augustin Güntzer, Kleines Biechlin von meinem gantzen Leben. Die Autobiographie eines Elsässer Kannengießers aus dem 17. Jahrhundert. Ediert und kommentiert von Fabian Brändle und Dominik Sieber (Köln, Wien, Weimar 2002) 139f.

Die Betrüger, die sich vom 13. bis weit ins 16. Jahrhundert hinein als tot geglaubte, aber wundersam errettete Fürsten, Könige oder (im Fall der falschen Friedrichs) Kaiser ausgaben, sind in der Frühen Neuzeit nicht verschwunden. Sie haben sich nicht nur vervielfältigt, sondern wurden um eine neue Variante bereichert. Ihnen an die Seite traten nämlich diejenigen, die sich eine komplett erfundene fiktive Biographie zulegten – und natürlich lauter Ausweise, Garantie- und Empfehlungsschreiben als Beweise vorzeigen konnten²¹. Es waren diese Papiere, die jemandes Individualität, jemandes soziale Person (von *persona*, Maske), jemandes Identität (im Sinne der anfangs erläuterten *identitas*, also als Wiederholung) im Wortsinn bescheinigten.

„Die Verstellung ist eines der auffälligsten Kennzeichen unseres Jahrhunderts“, bemerkte Michel de Montaigne in seinen Essays. Es ist vermutlich kein Zufall, daß dieser Satz als Fazit in jenem Abschnitt seiner Selbstbetrachtungen figurierte, der vom Reden über sich selbst handelte. Überschieden war er ironisch: *Du demen-tir* (Wie man einander der Lüge bezichtigt). War in jedes Reden über sich selbst der Betrug, die Verstellung, die Fiktion immer schon eingeschrieben? Eine Epoche, deren berühmtester Naturforscher und Philosoph *Larvatus prodeo* (Maskiert schreite ich voran) zu seinem Motto erklärt hatte und in der ein so erfolgreiches Buch wie das ‚*Oraculo manual y arte de prudencia*‘ des Jesuiten Baltasar Gracián von 1647 explizite Anleitungen zu Mehrdeutigkeit, Verwandlung und Lüge lieferte, hatte offensichtlich ihre eigenen Lektionen aus den Debatten über Selbsterforschung und Selbstdarstellung gezogen. Jean-Baptiste de Rocolles publizierte 1683 mit ‚*Les imposteurs insignes*‘ ein vollständig den Hochstaplern gewidmetes Buch, das noch im selben Jahr ins Englische und später auch ins Deutsche übersetzt und bis weit ins 18. Jahrhundert immer wieder nachgedruckt – und natürlich plagiiert – wurde²².

²¹ Henri Platelle, *Erreur sur la personne. Contribution à l'histoire de l'imposture au Moyen Age*, in: Universitas. Philosophie, Théologie, Lettres, Histoire (1977) 117–145; Rainer Christoph Schwinges, *Verfassung und kollektives Verhalten. Zur Mentalität des Erfolgs falscher Herrscher im Reich des 13. und 14. Jahrhunderts*, in: Mentalitäten im Mittelalter, hrsg. von František Graus (Sigmaringen 1987) 177–202; Gilles Lecuppre, *L'empereur, l'imposteur et la rumeur: Henri V ou l'échec d'une 'rehabilitation'*, in: Cahiers de la civilisation médiévale 42 (1999) 186–197. Zu den Hochstaplern des 16. Jahrhunderts Natalie Zemon Davis, *Die wahrhaftige Geschichte von der Rückkehr des Martin Guerre* (Berlin 1984) 60 und 114; dies., *From prodigious to heinous. Simon Goulart and the reframing of imposture*, in: L'Histoire Grande Ouverte. Hommages à Emmanuel Le Roy-Ladurie, hrsg. von André Burguière, Joseph Goy and Marie-Jeanne Tits-Dieuaide (Paris 1997) 274–283, und dies., *Schwindler in neuem Gewand*, in: dies., *Lebensgänge* (Berlin 1998) 57–74. Einen besonders schönen Fall dokumentiert Miriam Eliav-Feldon, *Invented Identities: Credulity in the Age of Prophecy and Exploitation*, in: JEMH 3 (1999) 203–232; mehr dazu bei Groebner, *Schein* 152–155.

²² Michel de Montaigne, *Essais* 333. Wörtlich: „Car la dissimulation est des plus notables qualitez de ce siècle.“ Ders., *Essais* (Paris 1950) 752. John Martin, *Inventing Sincerity, Refashioning Prudence: The Discovery of the Individual in Renaissance Europe*, in: AHR 102 (1997) 1309–1342; anders Perez Zagorin, *Ways of Lying. Dissimulation, Persecution and Conformity in Early Modern Europe* (Cambridge/Mass. 1990); Jean-Baptiste Rocolles, *Les imposteurs insignes* (Amsterdam 1683); Gerhart Schröder, *Logos und List. Zur Entwick-*

Individualisierung durch Individualisierte

Fazit: Individualisierung ist kein „Prozeß“ und keine gerichtete historische Entwicklung, sondern ein Feld von Machtbeziehungen. Das eine Ende dieses Feldes ist mit der Position der Zigeuner markiert, zu denen die Reichspolizeiordnung 1552 verordnete, alle ihre Ausweise und Schutzbriefe seien ungültig und sofort zu konfiszieren und zu vernichten, gleichgültig, von wem sie ausgestellt worden seien, weil es sich dabei um nichts anderes als um gefälschte Dokumente handeln könne. Das andere Ende ist die elegante literarische Figur des Ich-Erzählers als Proteus, dem Torquato Accetto in ‚Della Dissimulazione Onesta‘ von 1641 ein Denkmal gesetzt hat. Er kann in endlosen Spielen höfischer Simulation und Dissimulation sein Äußeres beständig verändern, weil er alle Regeln beherrscht, nach denen „Ich“ gesagt wird²³.

Aber mit dem wendigen Ich-Erzähler Accetto und seinen Kollegen kommen wir zuletzt zu jener Position zurück, mit der ich begonnen habe, nämlich zu dem Standpunkt, von dem aus Historikerinnen und Historiker heute schreiben. In jeder Selbstdarstellung gibt es den anamorphischen Fleck, der für den Blick des anderen steht, für den Blick qua Objekt: Das wahrnehmende Subjekt wird immer von einem Punkt aus gesehen, der sich seinen Augen entzieht. Dieser Punkt liegt in der Arbeitsumwelt der Geschichtswissenschaft selbst, nämlich in der zeitgenössischen Universität mit ihren spezifischen Hackordnungen, Konkurrenzen und Individualisierungsstrategien. Wenn die Gelehrten am Ende des 20. und am Beginn des 21. Jahrhunderts die Toten des 16. nach ihrer eigenen Geschichte und ihrem subjektiven Erleben befragen, dann erzählen sie auffällig häufig von Figuren, in denen sich ihre modernen Erforscherinnen und Erforscher gerne wieder erkennen. Das läßt sich von den rebellischen frühneuzeitlichen Handwerksgelesen, Bauern, Hebammen und Mägden, die in den 1970er und 80er Jahren dieses Genre dominiert haben, weiterverfolgen zu den wortspielerischen Trickstern und Selbsterfindern, den Helden und Heldinnen der Ambivalenz, die seit den 1990ern Konjunktur haben.

So gibt gerade die Erforschung frühneuzeitlicher Selbstzeugnisse und die Rekonstruktion vergangener „Individualität“ und „Subjektivität“ recht präzise Aufschlüsse über die Wechsellagen der Selbstwahrnehmung und Selbstdarstellung der damit befaßten Spezialisten. Und so kommt es, daß vier oder fünf Jahrhunderte alte Texte wechselnde Auffassungen nicht nur des 16., sondern ebenso des 20. und 21. Jahrhunderts zu Politik, Religiosität, ethnischer Zugehörigkeit, Sexualität und

lung der Ästhetik in der frühen Neuzeit (Frankfurt a. M. 1985) 23ff.; *Torquato Accetto*, Von der ehrenwerten Verhehlung (Berlin 1995). *Ursula Geitner*, Die Sprache der Verstellung. Studien zum rhetorischen und anthropologischen Wissen im 17. und 18. Jahrhundert (Tübingen 1990) 51ff. und 107ff.

²³ Neue und vollständigere Sammlung der Reichs-Abschiede, hrsg. von *Johann Schmauss* and *Heinrich Senckenberg* (Frankfurt a. M. 1747) Bd. 2, 609–632, (1551), §§ 81 f.; *Torquato Accetto*, *Della Dissimulazione Onesta* (Bari 1928); deutsch: Von der ehrenwerten Verhehlung (Berlin 1995).

den Rollen von Männern und Frauen dokumentieren²⁴. In der Adressierung der Stimmen Einzelner aus der Vergangenheit schafft sich der oder die Historikerin selbst ein Doppel, als deren Gesprächspartner er oder sie sich selbst schreibend präsentiert. Natalie Zemon Davis hat sich in ihren Büchern mehrfach von solchen Figuren aus der Vergangenheit in Gespräche verwickeln lassen. Vollständig fiktiv sind ihre Dialoge nicht; denn sie stellen dem Leser ja die Historikerin vor, aus deren Feder sie stammen, wie die Autorin damit ebenso elegant wie listig deutlich macht. Bei Davis ist es eine Lyoner Hebamme des 16. Jahrhunderts, die gegenüber der modernen Historikerin das letzte Wort behält: „Du bist rettungslos naiv.“²⁵

In der vom Zwang zu erfolgreicher Selbstpositionierung als schreibendes „Ich“ geprägten Welt akademischer Arbeit individualisieren sich Historiker als individuelle und autoritative Stimme mit Hilfe jener Dokumente, die Leute vor vier- oder fünfhundert Jahren über sich selbst geschrieben haben. Was wie die Schranke unserer Fähigkeiten aussieht, das Wirkliche zu erfassen – unsere Bedingtheit als Subjekt – ist im Gegenteil die positive ontologische Bedingung dieser Realität, hat der Philosoph Slavoj Žižek formuliert. „Mit anderen Worten“, resümiert er ironisch und ein wenig weltmüde, „die Bemühung des Subjekts, die Lücke zu schließen, erzeugt die Lücke nachträglich und hält sie aufrecht“²⁶. Das klingt wie ein fernes Echo zu Erasmus, Montaigne und Gracián. Wie melancholisch sich Schreiber und Leser des 21. Jahrhunderts gelegentlich über verlorene Texte und vermeintlich verlorene Originalität und Authentizität der Vergangenheit äußern mögen²⁷, sie sind eben keine Individualisierungswaisen. Unser eigenes Bemühen um Rekonstruktion (also Reparatur) einer lückenhaften Vergangenheit und um Kompensation für vermeintlich Untergegangenes, das sind wir selbst. Wenn Gelehrte in ihren eigenen Curricula, Stipendienanträgen, Exposés und Forschungsberichten „ich“ schreiben, dann operieren sie mit verschiedenen *personae*, die an Vorbildern und erfolgreichen Konkurrenten, an Klassikern und Autoritäten angelehnt sind, adaptierte und anverwandelte Ichs²⁸. Fast wie im 16. Jahrhundert. Ist da einer?

²⁴ Ein eindrucksvolles Beispiel, wie aktuelle Debatten um bisexuelle Geschlechterrollen, ethnische Zugehörigkeit, Dissimulation und Körperlichkeit anhand eines Ego-Dokuments aus dem späten 16. Jahrhundert thematisiert wurden, liefert *Israel Burshatin*, *Written on the Body. Slave or Hermaphrodite in Sixteenth-Century Spain*, in: *Queer Iberia. Sexualities, Cultures, and Crossings from the Middle Ages to the Renaissance*, hrsg. von *Josiah Blackmore* und *Gregory Hutcheson* (Durham, London 1999) 420–456.

²⁵ Siehe die Einleitung in *Natalie Zemon Davis*, *Drei Frauenleben*: Glikl, Marie de l'Incarnation, Maria Sibylla Merian (Berlin 1996); Zitat aus *dies.*, *Spruchweisheiten und populäre Irrlehren*, in: *Volkskultur*, hrsg. von *Norbert Schindler* und *Richard van Dülmen* (Frankfurt a. M. 1984) 78–116.

²⁶ *Slavoj Žižek*, *Die Tücke des Subjekts* (Frankfurt a. M. 2001) 108 und 216f.

²⁷ Kulturpessimismus ist immer melancholisches Genießen, weil er der Bestätigung der eigenen überlegenen Kennerschaft dient – auch wenn das nur ungern zugeben wird.

²⁸ *Dieter Simon*, Editorial, in: *Lebensläufe – Laufbahnen. Gegenworte*, hrsg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Nr. 14 (2004) 2.

Peter Becker

Der Verbrecher als ‚Autor‘

Inschriften und Zeichnungen im Wiener Polizeigefangenhause,
ca. 1920

Einmal noch möchte ich die Freiheit
Und dann werde ich ein Mensch
Mensch zu sein ist leicht
Aber Mensch zu werden schwer¹.

Dieser Vierzeiler drückte die Hoffnung eines Häftlings auf ein neues Leben nach der Haft aus – ein Leben bestimmt von sozialer Anerkennung und Integration. Der Schreiber folgte weitgehend der kriminologischen Theorie seiner Zeit. Verbrecher waren für die Kriminologen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts in körperlicher, sozialer und psychischer Hinsicht unterentwickelte Lebewesen, denen Hemmschwellen, Disziplin und soziale Kompetenz fehlten. Sie wurden für ihre Straftaten nicht verantwortlich gemacht, konnten aber nicht in die Gesellschaft integriert werden und waren daher zu isolieren².

Hier erscheinen die kriminologischen Vorstellungen in eine utopische Vision von der Menschwerdung des Schreibers eingebunden. Er begriff seine kriminelle Existenz als Folge eines grundlegenden Defizits, das nur schwer zu kompensieren war. Ganz im Sinne des kriminologischen Diskurses war für ihn ein Leben im Einklang mit den Normen und Erwartungen der Gesellschaft erst möglich, wenn die körperlichen und psychischen Grundlagen dafür geschaffen waren. Im Gegensatz zum kriminologischen Kanon leugnete der Schreiber die Unausweichlichkeit seines kriminellen Schicksals und beanspruchte die Gestaltbarkeit seines Lebens – nämlich ein Mensch zu werden.

Im Blick auf ihre Vergangenheit und Zukunft bezogen sich Verbrecher somit auch auf jenes Wissen, das sie und ihre Lebenspraxis abwertend beurteilte; sie eig-

¹ *Albert Petrikovits*, Hinter Schloss und Riegel. Inschriften und Zeichnungen aus dem Wiener Polizeigefangenhause (Wien 1923) 84; im folgenden zitiert: *Petrikovits*, Schloss.

² Vgl. dazu *Peter Becker*, Verderbnis und Entartung. Eine Geschichte der Kriminologie des 19. Jahrhunderts als Diskurs und Praxis (Göttingen 2002), bes. Kap. 5 u. 6 mit weiteren Nachweisen; im folgenden zitiert: *Becker*, Verderbnis.

neten sich dieses Wissen jedoch in einer eigen-sinnigen Form an³. Die Frage nach der Aneignung des kriminologischen und alltagskulturellen Wissens durch die Betroffenen wird in der historischen Forschung kaum gestellt. Historiker konzentrieren sich vor allem auf die Sozialgeschichte von Verbrechen und Strafen, auf die Austauschbeziehungen zwischen Rechtssystem, Alltagswissen über Kriminalität und der ‚wissenschaftlichen‘ Auseinandersetzung mit abweichendem Verhalten, sowie auf Kriminalpolitik und Strafvollzug⁴. Die wenigen Studien über die Erfahrungen der Straftäter mit Polizei, Gericht und Strafvollzug stützen sich auf Autobiographien der Häftlinge⁵. Das privilegiert die Erfahrungswelt der literarisch versierten Straftäter und schließt dadurch die Mehrzahl der Insassen von Strafanstalten und Gefängnissen aus. In diesem Beitrag werde ich daher eine neue Strategie verfolgen und anhand einer veröffentlichten Sammlung von Graffittis das Gefängnis als Erfahrungsraum untersuchen⁶.

Dabei werde ich den „dialogischen“ Charakter der Inschriften in den Mittelpunkt stellen. Ich gehe zuerst von dem Ort des Gefängnisses aus und frage nach seiner Bedeutung für die Produktion von Graffittis. In einem zweiten Schritt unterziehe ich diese Texte einer sprachlichen Analyse, um die konkreten Strategien zur Bewältigung der Gefängnissituation zu rekonstruieren. Abschließend soll ein Blick auf die Vorstellungen von positiven wie negativen *Anderen* einen besseren Einblick in die Selbstbilder der Häftlinge vermitteln.

³ Vgl. zum historisch-anthropologischen Konzept des Eigensinns als Alternative zur Polarität zwischen Gehorsam und Herrschaft Alf Lüdtke, Die Ordnung der Fabrik. „Sozialdisziplinierung“ und Eigen-Sinn bei Fabrikarbeitern im späten 19. Jahrhundert, in: Rudolf Vierhaus (Hrsg.), Frühe Neuzeit – Frühe Moderne? Forschungen zur Vielschichtigkeit von Übergangsprozessen (Göttingen 1992) 206–231, bes. 219ff. Das Konzept des „Eigen-Sinns“ wurde bereits zur Rekonstruktion der Erfahrung von Frauen verwendet, die in einer psychiatrischen Anstalt interniert waren: Karen Nolte, Gelebte Hysterie. Erfahrung, Eigensinn und psychiatrische Diskurse im Anstaltsalltag um 1900 (Frankfurt a. M. 2003).

⁴ Vgl. dazu Peter Becker, Strategien der Ausgrenzung, Disziplinierung und Wissensproduktion: Überlegungen zur Geschichte der Kriminologie, in: GG 30 (2004) 404–433.

⁵ Vgl. dazu Martin Scheutz, „Ist mein Schwalben wieder ausblieben“. Selbstzeugnisse von Gefangenen in der Frühen Neuzeit, in: Comparativ 13 (2003) 189–210, bes. 209; im folgenden zitiert: Scheutz, Selbstzeugnisse.

⁶ Zu den Autobiographien von Häftlingen vgl. Philippe Artières, Le livre des vies coupables. Autobiographies de criminels (1896–1909) (Paris 2000) bes. 398ff.

Kerkerpalimpseste und die Kriminologie der Jahrhundertwende

„On croit généralement ... que la prison ... est un organisme muet et paralysé ... parce que la loi lui a imposé le silence ... Seulement, comme il advient toujours quand une nécessité humaine est en conflit avec le loi, il procède alors par des voies souterraines ... Tout lui est bon à cette fin: les murs des prisons ...“⁷

Graffiti aus den Gefängnissen der Jahrhundertwende und des frühen 20. Jahrhunderts sind für eine solche Analyse zugänglich, weil die Kriminologen dieser Zeit auf der Suche nach authentischen Äußerungen der kriminellen Psyche die Inschriften auf den Kerkerwänden gesammelt und veröffentlicht hatten. Beispielfhaft war für viele europäische Forscher die Sammlung von Kerkerpalimpsesten von Cesare Lombroso, die neben Graffiti auch Inschriften auf Gebrauchsgegenständen und Autobiographien von Straftätern enthielt. Lombroso und die Kriminologen seiner Zeit waren an den subjektiven Äußerungen und Stellungnahmen der Verbrecher interessiert, deuteten diese jedoch innerhalb eines pathologischen Bezugssystems. Autobiographische Texte und die Inschriften an den Wänden eröffneten somit einen Einblick in die spezifische Pathologie der kriminellen Psyche⁸.

Angeregt von seinen Vorgesetzten, transkribierte Albert Petrikovits, ein Konzipist der Wiener Polizeidirektion, Anfang der 1920er Jahre 740 Inschriften von den Wänden des Wiener Polizeigefangenenhauses, die in den letzten Kriegs- und ersten Nachkriegsjahren entstanden waren. Er veröffentlichte diese Sammlung 1923 im Verlag für polizeiliche Fachliteratur, um „das amtliche, wissenschaftlich so wertvolle Material“ der Öffentlichkeit zugänglich zu machen⁹. Bei der Rechtfertigung des wissenschaftlichen Interesses folgte der Herausgeber der Argumentation von Lombroso, indem er von einem „triebhaften Zwang“ der Verbrecher zur Mitteilung ausging. Petrikovits betonte in seiner Einleitung, daß sich der Verbrecher gegenüber den Vertretern der Staatsgewalt eben nur hinter seiner Maske zeigen würde, die er nur in seiner Zelle ablegen könnte: „Und so vertraut er denn der Wand seiner Zelle, dem Boden seines Zinnkrugs oder einem Buche seine Wünsche, seine geheimen Gedanken und – sein Bekenntnis an.“¹⁰

Petrikovits war nicht nur inspiriert von Lombroso und den Kriminologen der Jahrhundertwende, er wählte auch eine ähnliche Präsentationsform für die Inschriften, indem er sie aus ihrem ursprünglichen narrativen Kontext entfernte und anhand

⁷ Cesare Lombroso, *Les Palimpsestes des Prisons* (Paris 1894) 1; im folgenden zitiert: *Lombroso, Palimpsestes*.

⁸ Vgl. *Philippe Artières, Clinique de l'écriture. Une histoire du regard médical sur l'écriture* (Plessis-Robinson 1998) 57f.; im folgenden zitiert: *Artières, Clinique*; *Becker, Verderbnis* 344ff.; *Michelle Perrot, Les Ombres de l'Histoire. Crime et Châtiment au XIXe Siècle* (Paris 2001) 247ff.; im folgenden zitiert: *Perrot, Ombres*.

⁹ *Petrikovits, Schloss* xx.

¹⁰ *Petrikovits, Schloss* vi.

Meine lieben Leut
 seid amal gseid
 Glaubt an einen Gott
 der hilft Euch aus der Nott
 Mein Schicksal hatt
 Auf Gott verdraut
 ich hab Glück gebaut

*

Verzage nicht in diesem grauen Haus,
 Gott ist Dir treu, er führt Dich einst hinaus,
 „ „ „ treu, er hält, was er verspricht
 Drum verzage, o verzage nicht.

*

Ich schmirre ⁹²⁾ euch
 es gibt einen Gott ich hab es bewuntern
 dann glaubet und bettet an und lasset
 die Bolitick
 Ich bin von heute ortonlicher Christ und
 bleibe es auch.

*

Nimmer wirst Du Wurm ihm gleichen
 Denn dem Staub bist Du entstammt
 magst ausharren oder weichen
 immer bleibt Dein Tun verdammt.

*

O Gott, sende Dein Gericht!

*

Jetzt denkt an Gott (mit anderer Schrift:) Trottel!
 (Mit anderer Schrift:)

Der Gott ist in Afrika bei den Schwarzen
 Die Weißen sind ihm zu schlecht.

*

Jeder Mensch hat seinen Schutzengel,
 sein guter Geist, man bittet zu ihm
 in der Not, er hilft sicher!

*

(Unmittelbar oberhalb der Klosettöffnung einer Zelle:)
 Heilige Maria bitt für uns!
 Heiliger Antonius bitt für mich!
 Alle Heiligen bittet für uns!

*

Abbildung 1: Eine Seite aus dem Buch von A. Petrikovits

von einigen wenigen Kategorien, wie „Der Feind!; Mauern und Gitter; Welt, Leben und Menschen“ sortierte. Damit wurde ein synergetischer Effekt erzielt, da die einzelnen Aussagen zusätzliche Bedeutungsdimensionen füreinander bereitstellten¹¹. Die Vielfalt der schriftlichen Zeugnisse, die in unterschiedlichen Situationen entstanden waren, wurde hier zu einem nuancierten Monolog reduziert, der die kriminologischen Vorstellungen vom Verbrecher bestätigen sollte¹². Die Kategorien selbst waren weder bei Lombroso noch bei Petrikovits theoretisch reflektiert, sondern aus der Auseinandersetzung mit dem Material gewonnen – „Les raisons de cet ordre ressortiront d’elles-mêmes“, wie Lombroso formulierte¹³.

Die Inschriften in Abbildung 1 (vor allem die beiden Kommentare zur Aufforderung, mehr an Gott zu denken) lassen erkennen, daß das Gefängnis die Häftlinge nicht nur mit neuen Routinen, eingeschränkter Bewegungsfreiheit und dem drohenden Verlust der früheren sozialen Identität konfrontierte, sondern auch mit anderen Häftlingen und deren sprachlichen wie nicht-sprachlichen Reaktionen auf die Haft. Die Graffiti als Sprechakte reflektieren die Situation der Häftlinge und die Beziehungen, in die sie eingebunden waren: zu ihrer kulturellen Umwelt, zu anderen Häftlingen und zu den Texten der anderen Insassen. Die Kriminologen der Jahrhundertwende waren jedoch an diesen sozialen und kulturellen Bezügen der Kriminellen nicht interessiert, sondern suchten lediglich nach den Äußerungen einer kriminellen Psyche. Daher weisen die Editionen die Wechselbezüge der auf einer Wand platzierten Graffiti nicht nach – der Dialog der Texte untereinander kann daher nur dann in die Analyse einbezogen werden, wenn unterschiedliche *Hände* an der Produktion einer Inschrift beteiligt waren.

In meiner Analyse folge ich nicht dem kriminologischen Blick, der sich für die psychische Befindlichkeit des – als Kollektivsingulär gedachten – Verbrechers interessiert. Mit einer diskursanalytischen und anthropologischen Betrachtung der 740 Inschriften werde ich vielmehr die Bezugssysteme rekonstruieren, mit denen die Schreiber ihre Hafterfahrung sprachlich bewältigten. Dadurch sollen neue Ein-

¹¹ Vgl. exemplarisch *Cesare Lombroso*, *Der Verbrecher in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung*. Bd. 1 (Hamburg 1887) 301ff.; *Richard von Krafft-Ebing*, *Psychopathia sexualis* (Wien 141912, ND München 1984) 75; im folgenden zitiert: *Krafft-Ebing*, *Psychopathia sexualis*; *Erich Wulffen*, *Der Sexualverbrecher. Ein Handbuch für Juristen, Verwaltungsbeamte und Ärzte*. Mit zahlreichen kriminalistischen Originalaufnahmen (Berlin 81921) 478ff. Vgl. dazu die Bemerkungen von *Peter Becker*, *The Criminologists' Gaze at the Underworld: Toward an Archaeology of Criminological Writing*, in: *ders.*, *R. Wetzell* (Hrsg.), *Criminals and their scientists. The history of criminology in international perspective* (New York 2006).

¹² *Artières*, *Clinique* 54f.; zum Konzept des ‚bös-kranken‘ Verbrechers vgl. *Peter Strasser*, *Verbrechermenschen. Zur kriminalwissenschaftlichen Erzeugung des Bösen* (Frankfurt a. M. 1984) 127ff.

¹³ *Lombroso*, *Palimpsestes* 2; Petrikovits betonte, daß seine Ordnung einen langsamen Übergang vom „normalpsychologischen Moment“ bis hin zu „dem für die Verbrecher Bezeichnenden“ inszenieren würde. (*Petrikovits*, *Schloss* xviii) Diese Aussage steht in einem gewissen Widerspruch zu den von ihm gewählten Kategorien.

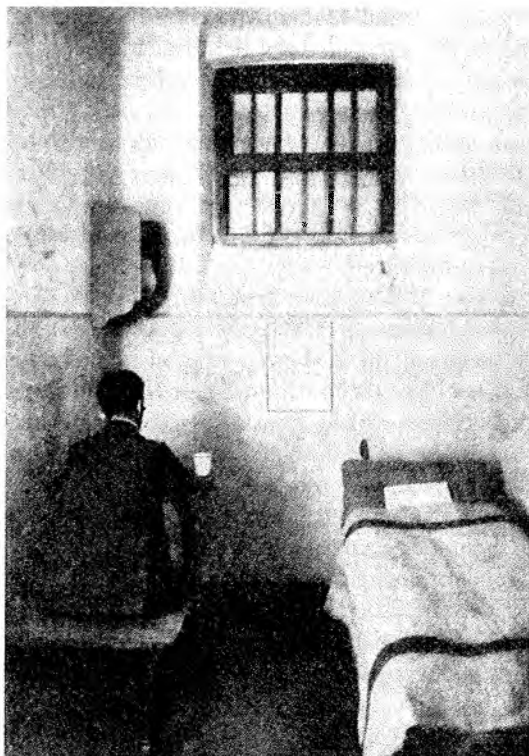


Abbildung 2: Einzelzelle im Wiener Polizeigefangenenhaus¹⁴

Einzelzelle im Polizeigefangenenhaus.

blicke in die Wechselwirkung zwischen den kriminologischen Diskursen, den institutionellen Zwängen wie Zuschreibungen, und deren Verarbeitung durch die Verbrecher gewonnen werden.

Der Ort des Gefängnisses als Nicht-Ort

„... un espace qui ne peut se définir ni comme identitaire, ni comme relationnel, ni comme historique définira un non-lieu.“¹⁵

Im Wiener Polizeigefangenenhaus an der ehemaligen Elisabethpromenade gab es um 1920 insgesamt 141 Zellen, davon waren 91 Einzelzellen (s. Abbildung 2).

¹⁴ Petrikovits, Schloss ix.

¹⁵ Marc Augé, *Non-Lieux. Introduction à une Anthropologie de la Surmodernité* (Paris 1992) 100.

Der Großteil der Häftlinge waren Männer¹⁶, die aus unterschiedlichen Gründen inhaftiert wurden: Verbrecher, die wegen einer Straftat in Untersuchung waren, trafen auf Schubhäftlinge und auf Männer und Frauen, die Polizeistrafen bis zu 14 Tagen für Polizeiübertretungen wie Trunkenheit, Autoraserei, Prostitution oder Landstreicherei verbüßten. Schubhäftlinge waren manchmal monatelang in Haft, bis ihre Übernahme mit ihren Heimatstaaten geklärt wurde. Die Häftlingspopulation spiegelte somit die Probleme Österreichs in der unmittelbaren Nachkriegszeit: Die Sicherstellung der Versorgung der Bevölkerung, der Kampf gegen den Schleichhandel, und die schwierigen Verhandlungen über die Rückführung von Flüchtlingen in die Nachfolgestaaten der Monarchie zwangen zahlreiche Männer und Frauen zu einem oft langen Aufenthalt im Wiener Polizeigefangenenhaus¹⁷.

Da das Gefangenenhaus über keinen großen Hof verfügte, hatten weder die Häftlinge noch die „Schüblinge“ die Möglichkeit zur Bewegung in der frischen Luft. Eine Ausnahme wurde nur mit den wenigen Jugendlichen gemacht, die in eigenen Zellen untergebracht waren. Die Monotonie im Leben der Häftlinge wurde durch das Fehlen von Arbeitsmöglichkeiten noch verstärkt¹⁸. Ihr Leben war daher ausschließlich auf die Zelle beschränkt. Diese Eintönigkeit bot sicherlich eine zusätzliche Motivation, Gedanken, Hoffnungen und Gefühle schriftlich in die Wände der Zelle einzuschreiben¹⁹.

Die Graffitis geben Aufschluß über das Bildungsniveau der Schreiber und stellen daher einen ersten Anhaltspunkt für eine soziale Klassifikation bereit. Der Großteil der Schreiber kam aus der Unterschicht und hatte ein entsprechend niedriges Bildungsniveau. Das drückte sich in der Orthographie und in den kulturellen Referenzen aus – Fürbitten an Gott, gereimte Sinnsprüche und Sprichwörter als Kulturgüter der unteren Schichten dominierten. Die Insassen mit einem höheren Bildungsniveau setzten mit politischen Inschriften den Klassenkampf fort, der sie in Haft gebracht hatte: „... Steh' auf und zerbrich nur die Ketten//Proletariet-kind, das Du bist ...“, wie ein Schreiber in einem Teil seiner Inschrift formulierte,

¹⁶ „Sowohl die formalen Einweisungsvorschriften als auch detaillierte Angaben über die Verstöße der Zucht- und Arbeitshäusler lassen auf einen äußerst inhomogenen Personenkreis schließen. Zu Kriminalverbrechern gesellten sich kleine Diebe, Betrüger, Fälscher, Schmuggler, Wilderer, Dirnen, Bettler, Landstreicher, aber auch unbotmäßige Dienstboten und andere hausrechtlich abhängige Personen. Teile dieses Spektrums zeigen deutlich, daß nicht allein strafbare Handlungen, sondern bereits bloße Beanstandungen in der Lebensführung eine Einlieferung veranlassen konnte.“ (*Hannes Stekl*, Österreichs Zucht- und Arbeitshäuser 1671–1920. Institutionen zwischen Fürsorge und Strafvollzug [Wien 1978] 19).

¹⁷ Vgl. *Petrikovits*, Schloss viff. Zu den wirtschaftlichen und sozialen Problemen der unmittelbaren Nachkriegszeit vgl. *Roman Sandgruber*, Ökonomie und Politik. Österreichische Wirtschaftsgeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart (Wien 1995) 335ff.; im folgenden zitiert: *Sandgruber*, Ökonomie.

¹⁸ Vgl. *Petrikovits*, Schloss x.

¹⁹ Vgl. zur Motivation zum Anbringen von Graffitis auch *Perrot*, Ombres 245.

der sich als „ein Proletarierkind“ und „stud.phil. et. rer.“ legitimierte²⁰. Eine zweite Gruppe von gebildeten Häftlingen distanzierte sich gegenüber den Mithäftlingen, indem sie auf ihre soziale Position hinwiesen. Einer der Schreiber, der zu den etwa 4% gehörte, die in Österreich um 1920 studieren konnten²¹, malte das Zeichen seiner Studentenverbindung an die Wand, daneben einen schäumenden Bierkrug und den lapidaren Text: „Hat hier traurig geendet. Fiducit.“²²

Die sozial wie kulturell heterogene Häftlingspopulation reagierte in unterschiedlicher Weise auf die Haft. Wie auch in anderen Gefangenenanstalten antwortete ein Teil der Insassen auf die Zuschreibungen und Zumutungen der Anstalt mit sprachlicher Aggression²³, mit der Androhung von politischer Radikalisierung bzw. krimineller Professionalisierung:

Tabelle 1: Reaktionen auf die Haft

<i>Sprachliche Aggression</i>	<i>Radikalisierung bzw. Professionalisierung</i>
Jeder Wachmann gehört verbrennt und in Aport gehaut ²⁴ .	
Ich Karl Heinrich P. Genannt der Fetzter Tod und Vernichtung meinen Feinden Hilfe den Armen und Bedrängten ²⁵ .	Als Kommunist hineingegangen Als Anarchist hinausgegangen ²⁶ . Hier ist die Verbrecherschule ²⁷ .

Wenn sich die Schreiber direkt auf das Gefängnis bezogen²⁸, schrieben sie vor allem über ihre Lebensbedingungen, die hygienischen Verhältnisse und den Mangel an Nahrung, oder sie machten eine exakte Bestandsaufnahme der Zelle, ihres Mobiliars und der darin verbrachten Zeit:

²⁰ Petrikovits, Schloss 100.

²¹ Ernst Hanisch, *Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert* (Wien 1994) 69; im folgenden zitiert: Hanisch, Schatten.

²² Petrikovits, Schloss 71.

²³ Vgl. dazu Jean-Claude Vimont, *Les graffitti de la colonie pénitentiaire des Douaires*, in: Jacques-Guy Petit, Frédéric Chauvaud (Hrsg.), *L'histoire contemporaine et les usages des archives judiciaire (1800–1939)* (Paris 1998) 139–153.

²⁴ Petrikovits, Schloss 14.

²⁵ Petrikovits, Schloss 74.

²⁶ Petrikovits, Schloss 102.

²⁷ Petrikovits, Schloss 37.

²⁸ Die Reflexion über die besten Verteidigungsstrategien kann auch unter diese Rubrik subsumiert werden:

Sag ich ja, bleib ich da

Bleib ich auf Nein feststehen

Kann ich bald in die Freiheit gehen. (Petrikovits, Schloss 21).

Tabelle 2: Haftbedingungen

Lebensbedingungen	‚Aneignung‘ der Zelle
Besser eine Laus am Kraut Als gar kein Fleisch ²⁹ .	Dies Bett besteht aus 158 Stück Hievon sind 94 Nieten ³¹ .
Central Hunger Anstalt für die armen Soldaten die 6 Jahre beim Militär waren ³⁰ .	Ich bin 14 Tage = 336 Stunden = 20.160 Minuten = 1,209.600 Sekunden hier gesessen ³² .

Die häufigen Klagen der Wiener Häftlinge über die unzureichende Ernährung dürfen nicht als eine Form der Projektion im Zuge der Anpassung an die neue Situation mißverstanden werden. Sie waren Ausdruck der ganz konkreten Versorgungskrise in der unmittelbaren Nachkriegszeit. Die Wiener Bevölkerung mußte im Frühjahr 1919 mit täglich 1.271 Kalorien überleben³³; entsprechend geringer fiel die Nahrungsmittelzuteilung im Gefängnis aus. Nach dem Ende der Versorgungskrise reduzierten sich die Klagen über die unzureichende Versorgung ziemlich rasch, wie Petrikovits in seiner Einleitung betonte³⁴. Dennoch war die Konzentration auf primäre Bedürfnisse und die bewußte Aneignung der Umwelt auch eine weit verbreitete Strategie zur Bewältigung der Hafterfahrung und findet sich etwa auch in den von Martin Scheutz untersuchten Selbstzeugnissen der Frühen Neuzeit als Reaktion auf die Einsperrung³⁵.

Der Großteil der Inschriften betraf nicht direkt das Gefängnis, sondern bezog sich auf das Leben vor der Haft oder auf Visionen von einem Leben danach, wie das Zitat am Beginn meines Beitrags zeigt. Der Ort des Gefängnisses spielte dabei eine ambivalente Rolle. Das Gefängnis wurde als Einschnitt erfahren, als eine Entfremdung von der bisherigen Rolle und ihren sozialen Bezügen, die auch für die Zeit der wiedergewonnenen Freiheit unsicher waren³⁶. Nur wenige Schreiber zeigten die Kraft und den Mut, um dieser Gefahr offensiv zu begegnen, wie ein Kaufmann, der wegen Ankauf gestohlener Waren angezeigt war. Er schrieb:

„Wenn ich verlasse des Hauses Thoren,
Dann klopf ich bei meinen Feinden an,
Dann Mut! Es ist noch nichts verloren,
ich fühle Kraft und bin ein Mann.
Denn Schmach will ich ruhig ertragen,

²⁹ Petrikovits, Schloss 30.

³⁰ Petrikovits, Schloss 26.

³¹ Petrikovits, Schloss 32.

³² Petrikovits, Schloss 31.

³³ Hanisch, Schatten 277f.

³⁴ Petrikovits, Schloss xviii.

³⁵ Scheutz, Selbstzeugnisse 204f.

³⁶ Vgl. dazu die Bemerkungen bei Ervin Goffman, Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen (Frankfurt a. M. 1973) 26f.; im folgenden zitiert Goffman, Asyle.

Wenn auch das Herz mir darunter bricht,
Doch dann müssen meine Feinde sagen,
er war ein Mann! und verzagte nicht.“³⁷

Die Erfahrung der Haft war für viele Häftlinge ein wichtiger Auslöser, um sich ihre Umwelt in der Form anzueignen, daß sie sich darin einschrieben. Sie folgten dabei nicht einfach dem – von den Kriminologen unterstellten – triebhaften Drang zum Bekenntnis der eigenen Schuld, sondern verwendeten die Wände der Zelle als Medium für verschiedene Mitteilungen: als Wandzeitung, Briefpapier oder Stammbuch (Sinnsprüche für die Mitglieder der *peer group*):

Tabelle 3: Inschriften als Kommunikation

<i>Wandzeitung</i>	<i>Stammbuch</i>
Ich „paß“ alles auch ganze Führen mit Murrer, und zahle die besten Preise, J.K., IV ³⁸ .	Edle Taten trachte zu vollbringen, Leicht und mühelos wird es Dir gelingen,
Welches junge Mädchen, ob Hure oder solid wäre	Suche nur mit edlen Menschen zu verkehren,
Geneigt mit mir ein Verhältnis anzufangen?	Acht auf das, was sie dich lehren ⁴⁰ .
Bin	Im Glück nicht jubeln,
hübsch (29 Jahre) intelligent und will jetzt das sexuelle ganz Durchkosten, anstatt mein Leben hinter diesen monotonen Kerkermauern	im Leid nicht verzagen,
trostlos und lieblos zu beschließen. I.K. ³⁹ .	Das Unvermeidliche mit Würde tragen ⁴¹ .

Briefpapier

Liebe teure gute Valli!

Ich kann Dir meinen Schmerz nicht zeigen, daß Du auch in der Lage bist wie ich; aber was sollen und können wir machen? Wenn Gott es so haben will. Du nicht allein bist unglücklich, sondern auch meine lieben Eltern, die mich so lange aufgezogen haben und meine liebe Mutter, die mir so 1000 mal sagte, mach keine solche Sachen und gehe in die ehrliche Welt zurück. Ich bitte Gott und bitte Ihn er möge uns wieder in die Freiheit geben, dann werden wir ehrlich sein und mit ruhigem Gewissen leben. Du liebe Valli wirst einige Monate sitzen, aber mich darf kein Mensch fragen ich bekomme Jahre da ich viele Einbrüche habe und das Unglück Du bei dem einen, wo ich Dich verführte, eingefallen ist. Harre Deiner Monade und warte auf mich ... Gott wird uns die Zeit, die wir bitter ferbringen, schnell vorbeigehen lassen und eine Stunde wird noch sein, wo wir uns beide treffen werden, betten wir beide zu Gott er wird uns Helfen. Mit heißen Kuß Dir Valli und mit Dank an Gott
Dein treuer FF⁴².

³⁷ Petrikovits, Schloss 63.

³⁸ Petrikovits, Schloss 79.

³⁹ Petrikovits, Schloss 122. Die Inschrift enthält die volle Adresse des Schreibers, die der Herausgeber nicht reproduziert hat.

⁴⁰ Petrikovits, Schloss 64. Die Inschrift stammt aus einer Frauenzelle, in der vor allem Prostituierte untergebracht waren.

⁴¹ Petrikovits, Schloss 60.

⁴² Petrikovits, Schloss 106.

Die Wände der Zelle waren somit eine Projektionsfläche für unterschiedliche Wünsche und Sehnsüchte. Die professionellen Diebe und vor allem die Hehler sahen den Aufenthalt als eine willkommene Gelegenheit, um neue Kontakte zu etablieren, indem sie auf der Wand-Zeitung ihre Kleinanzeigen inserierten. Andere Häftlinge verwendeten dasselbe Kommunikationsmodell, um eine Frau für die Zeit nach der Haft kennenzulernen. Mit ihren Partnerschaftsanzeigen brachten die jungen Männer und Frauen allerdings eher ihre unerfüllten Phantasien, denn eine realistische Hoffnung zum Ausdruck, weil Männer und Frauen in unterschiedlichen Zellen untergebracht waren⁴³ und deshalb die Anzeigen des anderen Geschlechts kaum lesen konnten.

Noch deutlicher kam diese Funktion der Mauer als Projektionsfläche zum Ausdruck, wenn die Häftlinge einen Brief an ihre Angehörigen schrieben. In diesen Fällen war es gänzlich unmöglich, daß die Adressaten die Mitteilung zu Gesicht bekamen. Dennoch drückte sich in diesen Briefen nicht nur das allgemeine Bedürfnis nach Mitteilung aus, sondern der Wunsch, sich einer ganz bestimmten Person mitzuteilen – der Mutter, der Ehefrau, etc. Dabei waren die Häftlinge nicht unbedingt getrieben von einem starken Drang nach Geständnis, wie das Petrikovits in Anlehnung an die Kriminologie seiner Zeit behauptete⁴⁴, sondern setzten sich in einer eigen-sinnigen Art mit ihrer Vergangenheit und Gegenwart auseinander. Das zeigt der Nachsatz zu dem oben zitierten Brief: Nachdem der Autor seiner „Valli“ die besten Vorsätze präsentiert und die Hilfe Gottes angerufen hatte, endete er mit der lapidaren Bemerkung: „Ich habe kein Glück// mit Stelen// Muß Erlich bleiben.“⁴⁵

Die Zelle als realer Kommunikationsraum wird deutlich sichtbar beim Blick auf die Stammbuchverse, die Männer wie Frauen an den Wänden hinterließen. Diese Verse waren als Kulturgut in den unteren sozialen Schichten in Stammbüchern, aber auch auf kleinen Tischdecken und anderen Objekten präsent. Als Sinnsprüche wurden sie auswendig gelernt und konnten dadurch im Gefängnis ohne weiteres reproduziert werden. Wenn eine Frau, die vermutlich wegen Prostitution inhaftiert war, von den „edlen Taten“ und dem „Verkehr“ mit den „edlen Menschen“ schreibt, zeigt sich darin ein derartiger Bruch zwischen Lebenswirklichkeit und dem moralisch-sittlichen Gehalt des Sinnspruches, daß er komisch wirkt. Die Frau verwendete diesen Spruch jedoch nicht als einen ironischen Kommentar zu ihrer eigenen Lebenserfahrung, sondern als Sinnspruch, den man Freunden und Bekannten ins Stammbuch schrieb. Die Mauern der Zelle waren dabei das Stammbuch, das nicht innerhalb der *peer group* zirkulierte, sondern in dem die *peer group* zirkulierte.

Die Präsenz der Stammbuchverse an den Wänden des Gefängnisses sagt viel über seine Wahrnehmung durch die Häftlinge aus. Denn diese Verse waren ein Teil des kulturellen Wissens, das die Schreiber mit in die Zelle brachten und das sie mit

⁴³ Petrikovits, Schloss vi.

⁴⁴ Petrikovits, Schloss vi.

⁴⁵ Petrikovits, Schloss 106.

der Normalität des früheren sozialen Lebens verband, ohne etwas Persönliches über sie auszusagen. Daher drücken gerade diese Stammbuchverse die eigenartige Funktion des Gefängnisses als Nicht-Ort sehr gut aus: Es erscheint als ein Ort des Verlustes und der Entfremdung, der aber gleichzeitig dazu motivierte, sich darin einzutragen, ohne sich selbst jedoch einzuschreiben. Einige Inschriften forderten die Häftlinge ganz in diesem Sinne dazu auf, ihre Namen nicht auf diesen Mauern zu verewigen:

„O Mensch Her Deinen Namen mehr
Und Schreib im nich Auf die Mauer her.“⁴⁶

Manche Häftlinge reflektierten in ihren Inschriften die Konfrontation mit dem Gefängnis als einem Nicht-Ort in Form eines Dialogs, in dem das Fehlen einer positiven, gesellschaftlich akzeptierten Identifikation hervorgehoben wurde. Denn selbst für den Gauner und die Prostituierte war das Gefängnis nicht positiv besetzt, obwohl sie es als unausweichlichen Teil ihrer beruflichen Laufbahn akzeptieren mußten. Gleichzeitig definierte das Gefängnis den Rahmen⁴⁷, in dem dieser Verlust sprachlich bewältigt wurde und in dem ein Austausch über die jeweiligen Reaktionen stattfinden konnte⁴⁸. Die Häftlinge waren konfrontiert mit den Inschriften ihrer Vorgänger und reagierten darauf. Die Zelle war ein sprachlicher Mikrokosmos, eine Bühne, auf der die Produktion und die Rezeption von Texten eng aufeinander bezogen waren.

Hier verliert man das Leben. (*Ein anderer schrieb daneben:*)

Aber nur das bürgerliche.

Dafür gewinnt man moralisch das Gaunerleben!⁴⁹

Welche Relevanz hatte nun das Gefängnis als Erfahrungsort für die Verbrecher? Die Inhaftierten ließen sich nicht gänzlich von der Logik des Ortes, seiner Disziplin und seinen Zuschreibungen bestimmen. Das belegt die Integration von kulturellen Referenzen aus dem früheren, bürgerlichen Leben. Aus einer erfahrungsgeschichtlichen Perspektive ist daher kritische Distanz gegenüber der Vorstellung vom Gefängnis als einer *totalen Institution* angebracht⁵⁰. Die von Erving Goffman skizzierten Charakteristika der totalen Institution treffen zweifellos auch auf das Gefängnis zu. Die Insassen waren zwar einer rigiden Disziplin unterworfen, erfuhren vielfältige Demütigungen und machten die Erfahrung einer Entfremdung von bisherigen Rollenzuschreibungen, reagierten aber darauf durch eine Mobilisierung und Anpassung ihrer kulturellen Ressourcen an die neue Situation.

Das Gefängnis ver-ortete die Gefangenen außerhalb ihrer eigenen Geschichte und jenseits von sozialen Beziehungen und identitätsstiftenden Bezügen. Es kann daher in Anlehnung an Marc Augé als anthropologischer Nicht-Ort bezeichnet

⁴⁶ Petrikovits, Schloss 81.

⁴⁷ Zur Rahmenanalyse zur Analyse der Erfahrung vgl. Erving Goffman, Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen (Frankfurt a.M. 1977) bes. 19ff.

⁴⁸ Vgl. Goffman, Asyle 70f. zum intensiven Austausch zwischen den Insassen von totalen Institutionen über die eigene Person.

⁴⁹ Petrikovits, Schloss 92.

⁵⁰ Vgl. dazu Goffman, Asyle 15ff.

werden. Die unfreiwillige, lang dauernde Präsenz an einem Nicht-Ort bedeutete eine erhebliche psychische Belastung für die Inhaftierten, auf die sie unter anderem mit sprachlichen Mitteln antworteten. Die Konfrontation mit dem Gefängnis als Nicht-Ort forderte die Häftlinge dazu heraus, die Zellen mit ihren eigenen kulturellen Referenzen wie Stammbuchversen zu besetzen – sich darin einzuschreiben, ohne sich mit dem Ort zu identifizieren.

Die Texte als Palimpseste

„On entendra donc, au figuré, par palimpsestes (plus littéralement: *hypertextes*), toutes les oeuvres dérivées d'une oeuvre antérieure, par transformation ou par imitation.“⁵¹

Die Mehrzahl der ‚Autoren‘ benutzte vorhandene kulturelle Referenzen, um ihrer Befindlichkeit, ihren Utopien und ihrem Haß Ausdruck zu verleihen. Entsprechend der heterogenen sozialen Zusammensetzung der Häftlinge in dieser Zeit des politischen Umbruchs findet man ein breites Spektrum von Referenzen und von Textsorten: Verweise auf Homer, Dante, Opernarien, Lieder, Sprichworte, Stammbuchverse – Fürbitten, politische Agitation, Spruchdichtung und Briefe.

Tabelle 4: „Copy and Paste“

<i>Klassiker</i>	<i>Lieder</i>
Singe, o Göttin des Peleiden Achilles [Zorn] (Homer) ⁵²	Ein Walzer muß es sein, aber nur ein Walzer ganz allein ⁵⁵ .
Lasciate ogni speranza voi ch'entrare. Dante, Inferno W...stud.phil. ⁵³	Salome, schönste Blume des Morgenlands, Salome wirst zur Göttin der Lust im Tanz, Salome reich den Mund mir, die Lippen so rot,
Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an (Göthes Faust) ⁵⁴	Salome, Deine Küsse sind süßer Tod ⁵⁶ .

Die Referenzen mobilisierten unterschiedliche rechts- und alltagskulturelle Deutungen zur Bewältigung der Haftsituation. Die Gefangenen standen dadurch in einem Dialog mit ihrem kulturellen, institutionellen und sozialen Umfeld. Sie konnten sich daher den Zuschreibungen nicht entziehen, von denen sie marginalisiert wurden; sie konnten allerdings die kulturellen Ressourcen ihres Milieus in einer eigen-sinnigen Form nutzen, um das eigene Leben sinnhaft erfahren zu können und

⁵¹ Gérard Genette, *Palimpsestes. La littérature au second degré* (Paris 1982) Klappentext.

⁵² Petrikovits, Schloss 32.

⁵³ Petrikovits, Schloss 48.

⁵⁴ Petrikovits, Schloss 48.

⁵⁵ Petrikovits, Schloss 90.

⁵⁶ Petrikovits, Schloss 116.

sich der Verinnerlichung und Umkehrung der sozialen Ablehnung als Selbstablehnung zu entziehen⁵⁷.

Die ironisch-distanzierende Auseinandersetzung mit den Zuschreibungen von Wissenschaft, Moral und Religion erfolgte vor allem durch Textzitate – die Autoren produzierten hier Palimpseste im Sinne von Gérard Genette, d.h. Texte, die bereits vorliegende Texte imitierten oder verfremdeten. Die Verfremdung erfolgte durch zwei Strategien – durch Parodie und die Umkehrung des ursprünglichen Sinnes. Die parodistische Bearbeitung findet man vor allem bei Sprichwörtern und politischen Parolen, d.h. bei Texten, die eine breite Zirkulation hatten.

Tabelle 5: Parodie

<i>Politische Parolen</i>	<i>Sprichwörter</i>
Nieder mit dem Arbeiterrat Ein Hoch dem Gaunerrat ⁵⁸ .	Grüß Gott, tritt ein und bring etwas zum Fressen rein ⁶⁰ .
Huren von Wien Organisiert Euch, gründet Vereine verlangt euer Recht! Ihr seid <i>Arbeiterinnen</i> Was wäre Wien ohne Euch? Man müste Vielweiberei einführen! ⁵⁹	Ehrlich währt am längsten, Wer stiehlt, der lebt am schönsten ⁶¹ .

Wie diese vier Beispiele zeigen, reagierten die Häftlinge ironisch auf die konkrete Erfahrung der Unterernährung bzw. auf die moralischen Ansprüche der Umwelt und zynisch auf die Bildung von neuen politischen Kräften. Die Ordnungskräfte der organisierten Arbeiterschaft wurden als repressiv wahrgenommen. Dagegen rief man zur eigenen politischen Organisation der Gauner und Prostituierten auf; im Fall der ‚Huren‘ wurde sogar ihr Status als Arbeiterinnen und dadurch als Teil der neuen sozialen wie politischen Normalität explizit angesprochen.

Die Transformation von Bedeutungen als die zweite Strategie der Verfremdung kam am deutlichsten bei der Bearbeitung von Sinnsprüchen zum Ausdruck, wobei die Häftlinge manchmal dichterisches Talent bewiesen. Die ‚Umdeutung‘ brachte die eigene Lebenssituation mit den moralischen Handlungsorientierungen in Einklang. Ich werde diese Strategie anhand von drei Themenkomplexen verfolgen – von Religion, Arbeit und Wertschätzung.

⁵⁷ Vgl. dazu *Goffman*, *Asyle* 62.

⁵⁸ *Petrikovits*, *Schloss* 103.

⁵⁹ *Petrikovits*, *Schloss* 103.

⁶⁰ *Petrikovits*, *Schloss* 27.

⁶¹ *Petrikovits*, *Schloss* 93.

*Religion**Tabelle 6: Gottesbezüge*

Jeder Gauner kann es lesen Vertrau nur nicht auf Gott, Hilf Dir selber in der Not, Sollte Gott jedem helfen und beistehen Müßte er selber einbrechen gehen! Dann wäre es aus mit unserer Not und Pein Und hier im Loch säße Gott allein ⁶² .	Gott hilf, daß ich nie mehr herkomme, Beschütze mein weiteres Leben vor den bösen Menschen ⁶³ .
---	--

Im ersten Beispiel setzte sich der Schreiber ironisch mit der Hilfe Gottes auseinander. Er empfahl den Gaunern, in der Not des Kerkers und des Verhörs nicht auf Gott zu vertrauen. Gleichzeitig führte er die Denkfigur von der Autorität Gottes und seiner Hilfestellung ad absurdum, indem er Gott soweit in die kriminellen Unternehmungen und in die eigene Lebenswelt integrierte, daß dieser letztlich von der weltlichen Obrigkeit bestraft wurde. Die Allmacht Gottes füllte dann den Kerker gänzlich aus – indem er die Schuld der kriminellen Welt auf sich nahm!

Diese Inanspruchnahme Gottes für die kriminelle Gegenwelt hatte Tradition. Im 19. Jahrhundert klagten die Kriminalisten immer wieder über den falschen Begriff von Gott, den die Gauner hatten. Die Religiosität der Verbrecher hatte in den Augen der kirchlichen und weltlichen Autoritäten „einen schlimmen Anstrich und eine schiefe Richtung“⁶⁴. Für die – über das allgemeine Maß hinausgehende – Korruption der religiösen Einstellung bei den Gaunern machte man die geringere Bildung sowie die offene Mißachtung moralischer Lehren in der kriminellen Lebenswelt verantwortlich⁶⁵. Die Gauner besuchten Gottesdienste und Wallfahrten nur mit der Nebenabsicht, um dort Gelegenheiten zum Diebstahl auszuspähen. Sie riefen sogar Gott zur Unterstützung für das Gelingen ihrer Unternehmungen an und belohnten ihn mit Devotionalien: „Die alte Juliane z. B. ließ das Marienbild zu Lipferdingen von Gestohlenem kleiden.“⁶⁶ In dem Zitat wurde diese traditionelle Vorstellung radikalisiert und damit auch parodiert, daß Gott ebenso für die Verbrecher da sein müßte.

Das zweite Beispiel ist ein Hilferuf an Gott – eine Fürbitte, mit der ein Häftling um Hilfe zur Beendigung seiner kriminellen Laufbahn bat. Die Hilfestellung sollte nicht innere Einkehr und moralische Reform ermöglichen, sondern vor äußeren

⁶² Petrikovits, Schloss 50.

⁶³ Petrikovits, Schloss 48.

⁶⁴ Johann Ulrich Schöll, Abriß des Jauner und Bettelwesens in Schwaben nach Akten und andern sichern Quellen (Stuttgart 1793) 254 u. 268ff.; im folgenden zitiert: Schöll, Abriß.

⁶⁵ Er nennt etwa den Brauch bei den Gaunern, daß die Kinder für die hingerichteten Genossen einige Vaterunser beten mußten: Schöll, Abriß 222.

⁶⁶ Schöll, Abriß 279ff., zuletzt 284.

Verführungen schützen. Die meisten Häftlinge hatten ganz spezifische Erwartungen an Gott, wenn sie ihn zu Hilfe riefen. Sie wollten keine Konversion, sondern erhofften sich Unterstützung für den Ausgang des Prozesses und Aufenthalt im Kerker. Diese Erwartungen an Gott setzten ebenfalls die traditionellen Gottesvorstellungen in der kriminellen Gegenwart fort und finden sich auch in den Autobiographien von Gefangenen in der Frühen Neuzeit⁶⁷. Im frühen 20. Jahrhundert stand diese Erwartung im Widerspruch zum rechtskulturellen Wissen der Häftlinge, die den Strafraum für ihre Delikte durchaus kannten. Der Bezug auf Gott drückte daher eher diffuse Hoffnung und das Gefühl von Schwäche und Hilflosigkeit aus, als konkrete Erwartungen.

Ihre naive Religiosität, die Gott instrumentalisierte und die moralisch-sittlichen Implikationen der christlichen Tugendlehre ignorierte, war kein exklusives Merkmal der Häftlinge. Trotz der Anstrengungen der Volksmission war diese Form der Volksreligiosität in den Unterschichten, vor allem im Bauerntum, weit verbreitet⁶⁸. Im Gefängnis waren die Schreiber gezwungen, die inneren Widersprüche dieser naiven Religiosität transparent zu machen, weil die eigene Lebensführung den normativen Erwartungen der Religion widersprach.

Arbeit

Tabelle 7: Verbrechen als Arbeit

... Harre Deiner Monade und warte auf mich, ich wil dan in Schweiß für Dich arbeiten aber nur erlich ... ⁶⁹ .	Hast Du durch Gaunerei etwas erspart Dann hast Du die Gerichte genarrt. Aber sitzt Du umsonst schon wieder Dann Freund, leg das Handwerk nieder! ⁷⁰
--	--

Die erste Textstelle ist ein Ausschnitt aus dem oben zitierten längeren Brief, den ein Mann an seine ebenfalls inhaftierte Frau in die Mauer seiner Zelle geschrieben hatte. In diesem Brief drückte der Schreiber seine Hoffnung auf ein neues, besseres gemeinsames Leben aus. Das neue Leben ist gekennzeichnet durch ruhiges Gewissen und ist auf Arbeit gebaut – und zwar auf ehrliche Arbeit, die um 1920, in Zeiten deutlich sinkender Arbeitslosenraten, auch zu finden war⁷¹. Seine Formulierung „ich wil dan in Schweiß für Dich arbeiten aber nur erlich“ verweist auf

⁶⁷ Vgl. Schentz, Selbstzeugnisse 203ff.

⁶⁸ Vgl. Heinz D. Kittsteiner, Die Entstehung des modernen Gewissens (Frankfurt a.M. 1991) 328f. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts publizierte der Kriminalist Albert Hellwig ein schmales Bändchen, in dem er der Verbindung zwischen Aberglauben und Verbrechen in Deutschland nachspürte: *Albert Hellwig, Verbrechen und Aberglaube* (Leipzig 1908).

⁶⁹ Petrikovits, Schloss 106.

⁷⁰ Petrikovits, Schloss 93.

⁷¹ Sandgruber, Ökonomie 356f.

eine interessante Konzeption von Arbeit, die für meine Argumentation wichtig ist. Nicht nur Erwerbsarbeit im bürgerlichen Sinn konnte im Schweiß des Angesichts geschehen, sondern auch zielgerichtete Tätigkeit im verbrecherischen Gewerbe.

Dieses Mißverständnis über die sittlichen Grundlagen der Arbeit hat ebenso Tradition wie die Umwertung religiöser Glaubenssätze. Bereits in der Zeit des Vormärz reagierten die Untersuchungsrichter sensibel auf die Versuche der Gauner, ihre Tätigkeit als eine Form der Arbeit, als ihr „saures Brod“ zu charakterisieren. Der Mecklenburger Kriminalrat Wennmohs war so irritiert davon, daß er in den 1820er Jahren eine Fußnote in seine Abhandlung einfügte⁷². Er argumentierte dort ähnlich wie Wilhelm Heinrich Riehl in seinen Überlegungen zur „deutschen Arbeit“, die sich gegen die funktionalistische Definition von Arbeit durch die Nationalökonomie wandten⁷³:

„Beim Gauner ist die ganze Welt verkehrt. Wenn wir also beim ehrlichen Arbeiter sagen, je fleißiger er arbeitet, desto näher liegt das gute Vorurtheil, daß er ein sittlich-tüchtiger Mann sey, so sprechen wir umgekehrt beim Gauner: je emsiger er schafft, ein um so niederträchtigerer Spitzbube wird er seyn ... Es fehlt ihm nur eine Kleinigkeit zum wirklichen Arbeiter: das sittliche Motiv und das sittliche Ziel, und mit dieser Kleinigkeit fehlt ihm Alles.“⁷⁴

In den Inschriften des Polizeigefangenenhauses finden sich zahlreiche Hinweise auf die Versuche der Häftlinge, diese Differenzierung zu ignorieren und die kriminelle Tätigkeit mit einem Handwerk gleichzusetzen, wie der Autor der zweiten Textstelle. Die Entscheidung für oder gegen dieses Handwerk wurde als rationales Kalkül präsentiert, das die Gewinnchancen gegenüber den Risiken aufrechnete. In diesen Aussagen drückte sich nicht nur eine Umdeutung des Arbeitsbegriffes aus,

⁷² Franz Andreas Wennmohs, Ueber Gauner und über das zweckmäßigste, vielmehr einzige Mittel zur Vertilgung dieses Uebels. Bd. 1, Schilderung des Gauners nach seiner Menge und Schädlichkeit, in seinem Betriebe, nach seinem Aeußern und als Inquisiten (Güstrow 1823) 337. Vgl. dazu auch Becker, Verderbnis 194ff. mit weiteren Nachweisen.

⁷³ Vgl. dazu Michel Foucault, Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses (Frankfurt a. M. 1977) 311, der Arbeit als den Moralersatz der bürgerlichen Gesellschaft bezeichnet. Sie folgten damit der Logik, die in der Definition der bürgerlichen *persona* von Hegel zum Ausdruck kam. Auf dieser Grundlage ließ sich eine Kritik der kapitalistischen Wirtschaft und ihrer theoretischen Grundlagen entwickeln, wie man am Beispiel der Argumentation von Oettingen zeigen kann. Er definierte das Spezifische der menschlichen Arbeit als „bewusste Zwecksetzung im Hinblick auf Production und dienende Thätigkeit im Hinblick auf die Berufsgliederung innerhalb der Gemeinschaft“: Alexander von Oettingen, Die Moralstatistik in ihrer Bedeutung für eine christliche Sociaethik (Erlangen ²1874) 362 (Hervorhebung im Original), 424 u. 579.

⁷⁴ Wilhelm Heinrich Riehl, Die deutsche Arbeit (Stuttgart 1861) 248; Werner Conze, Arbeit, in: Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck (Hrsg.), Geschichtliche Grundbegriffe. Bd. 1 (Stuttgart 1979) 154–215, bes. 188ff.; vgl. dazu auch Wilhelm Traugott Krug, Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften nebst ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft bearbeitet und herausgegeben, Bd. 1 (Leipzig 1827) 173: Bürgerliche Arbeitsamkeit war eben nur dann gegeben, wenn sie „mit dem Bewusstsein, etwas Nützliches zu leisten, und mit Interesse an der Sache selbst verknüpft [war]“.

sondern auch der Wunsch, die eigene Tätigkeit innerhalb des hegemonialen Wertekanons von Arbeit, Fleiß und Sparsamkeit zu positionieren.

Wertschätzung

Die eigen-sinnige Aneignung kultureller Symbole zeigte sich auch in den Strategien der Distinktion innerhalb der Unterwelt. Wie die grobe Skizze eines Epitaphs für den Berufsverbrecher Breitwieser veranschaulicht, verwendeten seine Freunde – die drei bekannten Schwerverbrecher Johann E., Karl M. und Rudolf U. – die Rhetorik und Symbolik der militärischen Auszeichnung, die wenige Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkrieges durchaus geläufig war.

Er fiel zwar nicht für das Vaterland, starb aber einen Heldentod – „erschossen von die Polizei-Agenten“, wie ein anderes Epitaph betonte, das in einer Frauenzelle gefunden wurde⁷⁵. Durch die Bestattung am Friedhof in Meidling wurde ein leidvoller Lebensweg beendet – der Schränker erscheint hier als Opfer im Kampf gegen Polizei und Staat. Zusätzliche Perspektiven auf die Wertschätzung von Breitwieser eröffnet eine weitere Inschrift aus einer Frauenzelle:

„Lieber Breitwieser
Du warst ein Muster in Wien, keiner kommt
Dir nach, wir trauern um Dich hoffentlich hat
Petrus im Himmel auch ein Bär für Dich.
Sonst suche Dir den alten Franzl von Schön-
brunn auf dort wird was sitzen!
Du wirst Dir schon zu helfen wissen solltest
du lieber Schani in die Höll kommen da
brich nur aus und komme wieder
in X. Hieb. (W)“⁷⁶

Diese Frau – von Petrikovits als die Geliebte Breitwiesers identifiziert⁷⁷ – präsentierte Breitwieser als Helden, als beispielhaft für die Wiener Verbrecherwelt. Für sie gab es kaum einen Zweifel, daß er Aufnahme in das Paradies finden werde. Entsprechend populärer religiöser Vorstellungen war das Jenseits klar in Himmel und Hölle geteilt. Die Hölle war der jenseitige Ort der Strafe, durchaus mit einem Gefängnis vergleichbar, aus dem man ausbrechen konnte, um wieder in die vertraute Welt des 10. Wiener Gemeindebezirks (Wien-Favoriten) zurückzukehren. Im Paradies gab es hingegen das im Übermaß, was man auf Erden gesucht hatte – auch Möglichkeiten für lukrative Einbrüche beim „alten Franzl von Schönbrunn“.

In diesen Fällen nutzten die Häftlinge eine Strategie der parodistischen Umdeutung, bei der wichtige Symbole der Auszeichnung (Militär, Religion) durch die Anwendung auf Berufsverbrecher parodiert wurden, die damit bezeichneten

⁷⁵ Petrikovits, Schloss 76.

⁷⁶ Petrikovits, Schloss 77.

⁷⁷ Petrikovits, Schloss 131, Fn. 108.

++++ + + + + + + + + +
 + *Tifoni Breitwieser* +
 + *lingt im Gefängnis* +
 + + + *Maßling* +
der glückliche fest im Gefängnis.

Abbildung 3: Epitaph für Johann Breitwieser⁷⁸

Subjekte jedoch eine Aufwertung erhalten sollten. Aus erfahrungsgeschichtlicher Perspektive ist es interessant zu verfolgen, daß die Häftlinge selbst bei der Auszeichnung einzelner Freunde und ‚Kollegen‘, auf rechts- und alltagskulturelle Deutungsmuster in eigen-sinniger Form zurückgriffen.

Mit diesen Strategien der Umdeutung versuchten die Häftlinge, ihre Lebensweise zu normalisieren – etwa durch ein Verständnis von Kriminalität als einem Handwerk, der Vorstellung vom Heldentod erschossener Einbrecher oder der Inanspruchnahme göttlicher Unterstützung für das kriminelle Gewerbe. Durch die Verfremdung der kulturellen Referenzen konnten die Häftlinge als Schreiber sich selbst innerhalb der bestehenden Rechts- und Alltagskultur positionieren, ohne deshalb die – in diesen Referenzen enthaltenen – impliziten Zuschreibungen an die eigene Identität hinnehmen zu müssen.

Das Selbst und die Anderen

Die Gefängnisinsassen waren eine sehr heterogene Gruppe – im Hinblick auf ihre soziale Herkunft, ihre kulturellen Bezüge und auf ihre Vorstellungen von einem zukünftigen Leben. Trotzdem lassen sich in ihren Inschriften Grundstrukturen der Abgrenzung gegenüber negativen und der Orientierung an positiven *Anderen* erkennen.

Tabelle 8: Negative Andere

Die Behörde gehört alle am Mist ⁷⁹ .	Furchtbare Rasse! Mensch hör die Mahnung eines Unglücklichen. Meide die Weiber und bleibe ehrlich! ⁸⁰
---	---

⁷⁸ Petrikovits, Schloss 77.

⁷⁹ Petrikovits, Schloss 7.

⁸⁰ Petrikovits, Schloss 118.

Negativ definiert waren die Repräsentanten der Staatsgewalt und die Denunzianten aus den eigenen Reihen. Die Verräter wurden namentlich genannt und mit dem Tod bedroht, weil sie die ungeschriebenen Gesetze der kriminellen Gegenwelt verletzt und die Erwartungen an die männliche Standhaftigkeit eines Gauners nicht erfüllt hatten⁸¹. In der Auseinandersetzung mit der Polizei dominierte ein ebenso aggressiver Ton, sowie der Vorwurf der Korruption und manchmal der überlegene Gestus eines hedonistisch-erfüllten Lebens. Man findet in den Inschriften wüste Beschimpfungen der Polizei sowie einzelner, namentlich genannter Polizeibeamter ebenso wie allgemeine Verdächtigungen der Polizei als bestechlich, als kriminell oder undemokratisch⁸². Die Vertreter der Staatsgewalt erscheinen als die paradigmatische Verkörperung des negativen *Anderen*. Sie waren der Grund für den Aufenthalt der Autoren im Gefängnis als einem Nicht-Ort, weil sie aus Bosheit, Mangel an Sensibilität oder aus Ignoranz den Lebensweg dieser Menschen ganz radikal und negativ beeinflussten.

Negativ definiert waren auch Frauen als *Weiber*, die hier nicht als ‚Geschlecht‘ sondern als *Rasse* apostrophiert waren. Sie wurden ebenfalls für den Beginn von kriminellen Karrieren verantwortlich gemacht. Die Schreiber bezogen sich hier auf kulturelle Codes, die nicht erst zur Zeit der Jahrhundertwende verbreitet waren. Schon im 19. Jahrhundert schrieb man den Kontakten von männlichen Jugendlichen mit Prostituierten eine verhängnisvolle Bedeutung zu. Die tabulose Sexualität der ‚Dirnen‘ – ihre „elephantiasis sexualis“ nach Petrikovits⁸³ – hatte aus der Sicht der Experten eine große Anziehungskraft auf junge Männer, die dadurch leicht in die Welt von Prostitution und Kriminalität verstrickt werden konnten⁸⁴.

Diesen negativ besetzten *Anderen* standen eine Reihe positiver Figuren gegenüber, von denen man Hilfe bei der Rückkehr in die bürgerliche Gesellschaft erwartete.

Tabelle 9: Positive Andere

Vater komm und hilf mir!⁸⁵

Durch die Liebe einer Frau werde ich
brav⁸⁶.

Zu diesen positiven *Anderen* gehörten der Vater und die liebende Frau. Diese sozial integrative Rolle der Frau verwies auf wichtige Elemente der Geschlechterver-

⁸¹ Petrikovits, Schloss 86; zu den Reaktionen der Gauner auf Denunzianten aus den eigenen Reihen vgl. Friedrich Christian Benedikt Avé-Lallemant, Das Deutsche Gaunerthum in seiner social-politischen, literarischen und linguistischen Ausbildung zu seinem heutigen Bestande. Bd. 2 (Leipzig 1858) 13; Friedrich Eberhardt, Polizeiliche Nachrichten von Gaunern, Dieben und Landstreichern nebst deren Personal-Beschreibungen. Ein Hülfsbuch für Polizei- und Criminal-Beamte, Gensd'armen, Feldjäger und Gerichtsdiener (Coburg 1828) 13; Chr. Rochlitz, Das Wesen und Treiben der Gauner, Diebe und Betrüger Deutschlands, nebst Angabe von Maßregeln, sich gegen Raub, Diebstahl und Betrug zu schützen, und einem Wörterbuch der Diebessprache (Leipzig 1846) 15; Schöll, Abriß 205.

⁸² Vgl. dazu den Kommentar von Petrikovits, Schloss xff.

⁸³ Petrikovits, Schloss xviii.

⁸⁴ Vgl. dazu Becker, Verderbnis, Kap. 3 mit weiteren Nachweisen.

⁸⁵ Petrikovits, Schloss 105.

⁸⁶ Petrikovits, Schloss 117.

hältnisse des 19. Jahrhunderts und auf die ambivalente Rolle von Sexualität. Sie war ein wichtiges Thema für die Kriminologen der Jahrhundertwende, stand im Mittelpunkt eugenischer Überlegungen, galt weiterhin als sozialisierende Kraft für den Mann⁸⁷, und erschien entsprechend ihres janusköpfigen Charakters als destruktiv. In den Inschriften kam diese Ambivalenz dadurch zum Ausdruck, daß die Autoren zwischen der verhängnisvollen Beziehung zu dem bösen *Weib* und der hoffnungsvollen Verbindung zu der guten, leidensfähigen *Frau* unterschieden, durch deren Liebe man *brav*, d. h. zu einem zuverlässigen Mitglied der menschlichen Gesellschaft wurde.

Die Figur des Vaters wurde von den Häftlingen mit einem moralischen Führungsanspruch in Verbindung gebracht. Der Vater spielte in den Inschriften eine ähnlich aktive Rolle wie die liebende Frau. Mit ihm verbanden die Autoren ihre Hoffnung auf Rettung. Darin unterschied sich die Vater- von der Mutterfigur:

„Verdamme nie Deine Mutter, den man hat wirklich
nur eine. Ich lernte erst jetzt hier mein Muterl
schätzen – wenns Dich alle verlassen, die Mutter aber nie.“⁸⁸

Die Mutter als zweite wichtige Frauenfigur spielte keine aktive Rolle. Sie war auf die archetypische Mutterrolle festgelegt⁸⁹, die das Kind ohne Bedingungen als das ihre annahm. Die Mutter erscheint daher als der ultimative Zufluchtsort, als letzter Bezugspunkt innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft und daher auch als ein weitgehend passiver Ansatzpunkt für soziale Re-Integration.

Die Auseinandersetzung mit den positiven wie negativen *Anderen* war durch die Haft als dem konstitutiven Element der Selbsterfahrung bestimmt, die den Blick auf das eigene Scheitern richtete. Die Konfrontation mit diesen *Anderen* wurde nicht dazu benutzt, um die eigene Persönlichkeit weiter zu profilieren, sondern um sich als Opfer von Verrat, Ungerechtigkeit und Verführung zu stilisieren. Viele Schreiber lehnten die Verantwortung für das eigene Schicksal ab; sie sahen keine Möglichkeit zur Umkehr aus eigenen Kräften. Um dem unheilvollen Schicksal einer kriminellen Karriere zu entrinnen, wandten sie sich an Gott, an den eigenen Vater, oder suchten die Liebe einer Frau – unterschiedlich definierte Autoritäten, mit deren Hilfe man die Rückkehr in die Gesellschaft in Form einer Menschwerdung erreichen wollte.

⁸⁷ *Krafft-Ebing*, *Psychopathia sexualis* 1f., bezeichnete das Geschlechtsleben als: „... den mächtigsten Impuls zur Betätigung der Kräfte, zur Erwerbung von Besitz, zur Gründung eines häuslichen Herdes, zur Erweckung altruistischer Gefühle, zunächst gegen eine Person des anderen Geschlechts, dann gegen die Kinder und im weiteren Sinne gegenüber der gesamten menschlichen Gesellschaft“. Zum Ursprung dieser Argumentation im ‚male sexual model‘ der Aufklärung vgl.: *Isabel V. Hull*, *Sexuality, State, and Civil Society in Germany, 1700–1815* (Ithaca 1996) 248.

⁸⁸ *Petrikovits*, *Schloss* 105.

⁸⁹ Für eine differenzierte Präsentation dieses Archetypus vgl. *Carl Gustav Jung*, *Die psychologischen Aspekte des Mutterarchetyps* (1938), in: *ders.*, *Die Archetypen und das kollektive Unbewusste* (Solothurn 1995) 91–123.

Schluß

„Was den kriminellen Menschen von dem nicht-kriminellen unterscheidet, ist die Energielosigkeit gegen die Regungen seiner Selbstsucht und seiner Leidenschaften.“⁹⁰

Mit diesen Bemerkungen beantwortete Petrikovits die selbst gestellte Frage nach dem Unterschied zwischen dem Verbrecher und dem „unbescholtenen Durchschnittsmenschen“. Haß, Lügen, Eitelkeit, Reue und Verzweiflung, aber auch Gotteslästerung und rücksichtslose Selbstsucht fand er bei dem nicht straffällig gewordenen Bürger. Bei dem ‚normalen‘ Menschen hielt die ausreichend entwickelte psycho-physische Konstitution die negativen Kräfte im Zaum. Mit diesen Überlegungen stellte sich Petrikovits auf den Boden des kriminologischen Konsens seiner Zeit, der dem ‚minderwertigen‘ Straftäter die Möglichkeit der Integration in Staat und Gesellschaft absprach. Der ‚normale‘ Bürger unterschied sich nun nicht mehr länger durch seine vorbildliche Gesinnung und damit auf der Handlungsebene von dem Straftäter, wie noch im kriminologischen Diskurs in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Der wesentliche Unterschied lag in seiner psychisch-physischen *Fitness*, die dem Straftäter fehlte. Aus dieser Perspektive wurden Grenzüberschreitungen der ‚normalen‘ Bürger eher toleriert; diese Formen abweichenden Verhaltens sollten keinesfalls mehr zur Ausgrenzung aus der Gesellschaft führen⁹¹.

Die Inschriften unterstützen eine solche Deutung und können sie gleichzeitig widerlegen. Sie faszinieren mich seit der ersten Lektüre, weil sie so viele unterschiedliche und zum Teil widersprüchliche Geschichten erzählen und doch auf derselben ‚Bühne‘ der Gefängniszelle spielen. In meinen Überlegungen habe ich versucht, diese ‚Bühne‘ als Nicht-Ort und als Ort der Aneignung von Deutungsmustern in ihrem Einfluß auf die Häftlinge zu skizzieren. Dabei bin ich von der Vielfalt der Texte ausgegangen und habe mich einer sozialwissenschaftlich inspirierten Rekonstruktion einer *totalen Institution* verweigert. Anstatt nach den Spuren einer Subkultur zu suchen, habe ich unterschiedliche Strategien der eigen-sinnigen Aneignung von alltags- und rechtskulturellen Deutungsmustern rekonstruiert.

Ich habe anhand der Inschriften zuerst auf das Bedürfnis der Häftlinge geschlossen, sich sprachlich und schriftlich mit ihrer Situation auseinanderzusetzen. Als Gefangene hatten sie keine eigene Sprache, sie waren eingebunden in ein Netzwerk von sozialen, politischen und kulturellen Beziehungen, das Ressourcen für die Entwicklung von Selbst- und Fremdbildern bereitstellte. Sie verwendeten die Sprache der *Anderen*, wenn sie mit ihren Mithäftlingen als einem realen und gleichzeitig virtuellen Publikum kommunizierten. Ihre aggressive Abgrenzung

⁹⁰ Petrikovits, Schloss xix.

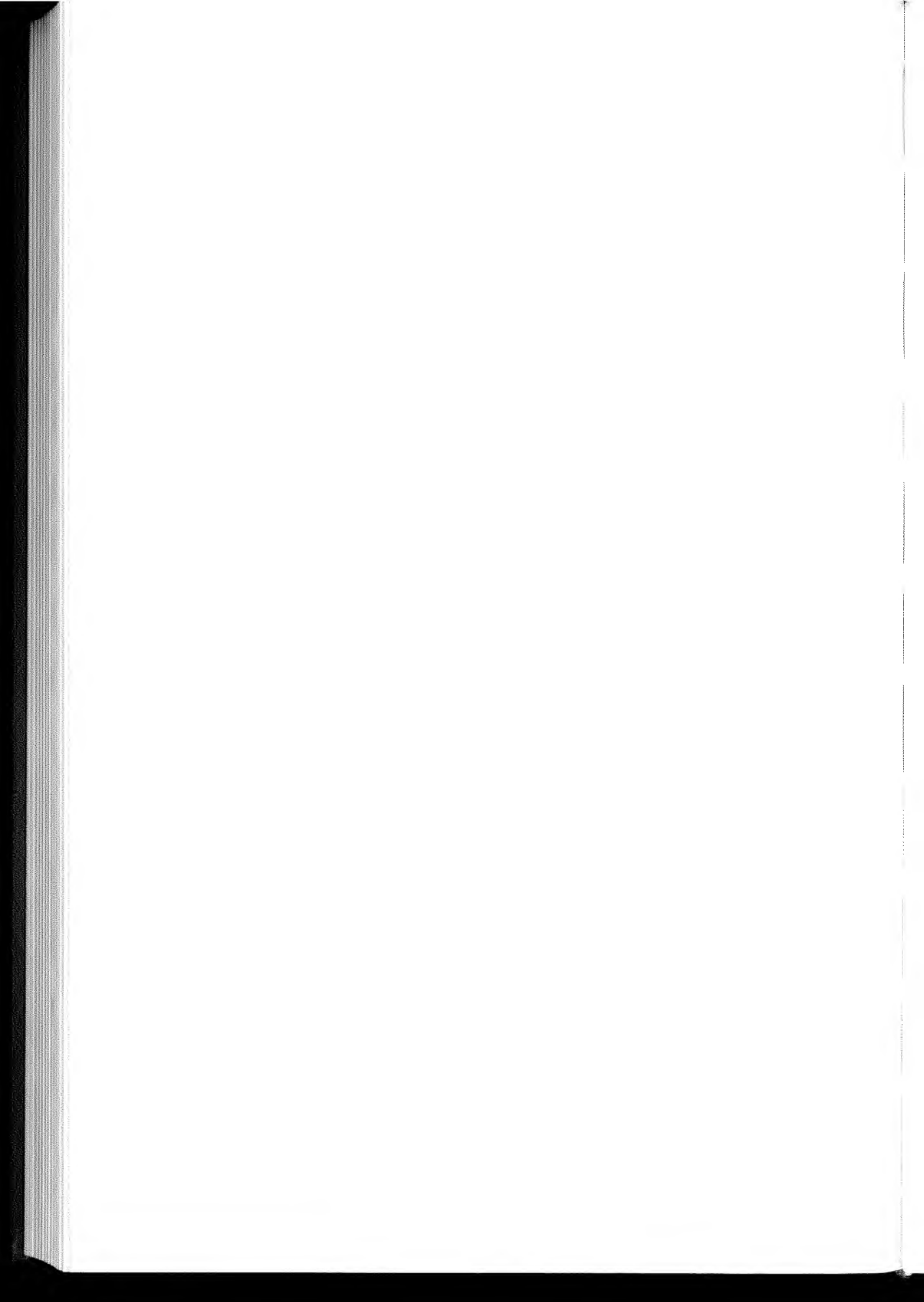
⁹¹ Vgl. Peter Becker, Der Verbrecher zwischen Dämonisierung und Normalisierung. Überlegungen zur Kriminologie des 19. Jahrhunderts, in: WZGN 4 (2004) 53–78, bes. 75ff.; sowie Becker, Verderbnis, Kap. 5 u. 6.

gegenüber den Vertretern der Staatsgewalt und ihre Entwürfe von einem neuen, reformierten Leben verstehe ich als performative Sprechakte, in denen sich Auflehnung und Anpassung nur im Aufschreiben realisierten⁹². Deshalb waren ihre Zukunftsentwürfe an einem utopischen Ort angesiedelt, der ohne konkrete soziale und topographische Bezüge auskam. Nur dort konnte sich das kriminelle Selbst in sein menschliches, sozial integriertes Alter-Ego transformieren – „zum Menschen werden“ im Sinne der am Beginn des Kapitels zitierten Inschrift.

Für Petrikovits bestätigte sich darin die kriminologische Vorstellung vom schwachen, ‚minderwertigen‘ Verbrecher. Mit dieser Interpretation wird er den Autoren nicht gerecht, die ihre Mithäftlinge dazu aufriefen, sich ihrer Schuld bewußt zu sein und ihre Straftaten bzw. Übertretungen zu sühnen: „Wer Kraft hat zur Tat//Muß Muth haben zur Sühne.“⁹³ Gleichzeitig blendete er die institutionellen, sozialen und kulturellen Kontexte der Autoren aus. Der erzwungene Aufenthalt an einem Nicht-Ort und die drohende Zerstörung der bestehenden sozialen Position hatten erhebliche Konsequenzen für das Selbstbewußtsein aller Häftlinge. Aus dieser Perspektive ist für mich der häufige Ruf nach Hilfe kein Ausdruck einer minderwertigen Persönlichkeit, sondern eher das Zeichen einer adäquaten Einschätzung der eigenen Lage.

⁹² Die Inschriften vermitteln den Eindruck, daß die Insassen des Wiener Polizeigefangenenhauses verschiedene Strategien der Anpassung verfolgten. Vgl. zu diesen Strategien *Goffman*, *Asyle* 66ff.

⁹³ *Petrikovits*, *Schloss* 85.



Register

Personenregister

- Abaelard, Peter 158
Abbot, Horace Porter 130
Accetto, Torquato 170
Ahmed I., Sultan des Osmanischen Reichs 116
Amelang, James 4, 9, 129
Andreae, Jakob 25
Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig 105

Bacon, Francis 49
Baldung, Hans 67, 70, 71, 73
Becker, Howard 6
Becker, Peter 6, 8, 9, 173
Bedos-Rezak, Brigitte 160
Beer, Peter 100
Belleman, Charel 39
Bendavid, Lazarus 100
Billson, Marcus 136
Blaak, Jeroen 34
Bloch, Marc 131
Bodin, Jean 165
Braunius, S. W. P. 37
Breitwieser, Johann 190, 191
Brunner, Otto 14
Bruss, Elizabeth 136
Buchelius, Arnoldus 131
Bullinger, Heinrich 3
Burckhardt, Jacob 2, 9, 63, 134, 135, 138, 139
Burke, Peter 2, 19
Busbecq, Ogier Ghiselin de 122

Cardano, Girolamo 2
Cavendish, Margaret 142
Çelebi, Evliya 114
Cellini, Benvenuto 2, 35
Chajes, Hirsch J. 110
Charles I., König von England 143
Charles II., König von England 143, 146
Chavatte, Pierre-Ignace 136
Christadler, Maike 5, 8, 63
Claussen, Peter Cornelius 67

Clayton, Thomas 146
Cottrell, Charles Ludowick 144, 146
Cottrell, Charles Sir 143-148, 153, 154
Coulanges, Fustel de 139
Crespin, Jean 166
Cusanus, Nicolaus 28

Dante Alighieri 185
Darnton, Robert 136
David, Alexander 8, 93, 103, 105-109
Davis, Natalie Zemon 3, 19, 20, 136, 138, 171
Dekker, Rudolf 7, 33, 136, 143, 144
Derenburg, Michel von 95, 96
Derrida, Jacques 75
Deutsch, Niklaus Manuel 75, 76
Dilthey, Wilhelm 132
Dirckx, Aeryaentgen 38
Dormer, Anne Cottrell 8, 143-154
Dormer, Clement 151
Dormer, Robert 146-153
Dülmen, Richard van 1
Dürer, Albrecht 67, 69, 70, 71, 76, 162, 163, 165
Durkheim, Émile 14, 81

Eakin, Paul 136
Efendi, Feyzullah 114
Elias, Annetje 39
Elias, Norbert 14, 81
Eliot, George 144
Engels, Friedrich 14, 81
Erasmus von Rotterdam 157, 163, 164, 171
Escher, Johann Caspar 48-52, 60
Eugen IV., Papst 28
Evelyn, John 34

Faroqhi, Suraiya 2, 8, 113
Faust, Bernhard Christoph 51
Febvre, Lucien 134
Fehl, Philipp P. 70
Foucault, Michel 54, 132

- Fränkel, Elkan 90
 Fraenkel, Beatrice 158
 Frank, Johann Peter 50, 51
 Franssens, Hendrik 39
 Friedrich III. der Weise, Kurfürst von
 Sachsen 26
 Froben, Hieronymus 164
 Furttenbach, Joseph 3
- Geizkofler, Lukas 26
 Genette, Gérard 186
 Gerson, Christian 100, 101
 Gleixner, Ulrike 4
 Glückel von Hameln, siehe Leib, Glikl bas
 Judah
 Göckenjan, Gerd 50, 51
 Goethe, Johann Wolfgang 185
 Goffman, Erving 184
 Gracián, Baltasar 169, 171
 Graf, Urs 8, 72-76
 Greiser, Daniel 26
 Greyerz, Kaspar von 1, 136, 157
 Groebner, Valentin 5, 6, 8, 157
 Güntzer, Augustin 6, 168
 Günzburg, Simon 88
 GUSDORF, Georges 136
- Hanssens, Jochem 39
 Hasan, Seyyid 8, 113-126
 Heiligensetzer, Lorenz 4, 44
 Heloise 158
 Herder, Johann Gottfried 158
 Hippokrates 49
 Hoffmann, Friedrich 50
 Homer 185
 Hufeland, Christoph Wilhelm 51
 Hutchinson, Lucy 142
 Hutten, Ulrich von 164
- Isaac, Stephan 26
- Jacobus a Voragine 160
 Jacopo de Barbari 163
 Jancke, Gabriele 6, 7, 13, 80, 102
 Jardine, Lisa 164
 Jenner, Eduard 54
- Kaegi, Werner 138
 Kafadar, Cemal 116
 Karben, Victor von 95
 Kartschoke, Dieter 18
 Kempe, Margery 35
 Kessler, Johannes 6
- Khlesel, Melchior 26
 Kikkert, Harmanus 40, 41
 Kippele, Flavia 14, 81
 Koerner, Joseph Leo 67
 Kornmann, Eva 2
 Krafft, Hans-Ulrich 6
 Kris, Ernst 65
 Kurz, Otto 65
- Lamberts, Arijan 40
 Lamprecht, Karl 132
 Leender, Ijenteen 38
 Leib, Glikl bas Judah 101-103
 Leibniz, Gottfried Wilhelm 104, 105
 Lejeune, Philippe 130, 131, 134, 136, 137
 Lemnius, Simon 26
 Leonhart, Sebastian 25
 Leutert, Sebastian 4
 Levi, Ascher (Ascher ben Elieser ha-Levi)
 98-99, 102
 Levi, Raphael 104, 105, 107
 Lippold (Münzmeister Lippold) 97
 Lombroso, Cesare 175, 177
 Lottin, Alain 136
 Lübke, Hermann 7
 Ludwig XI., König von Frankreich 161
 Luhmann, Niklas 159
 Luijtsen, Aagje 41
 Lumme, Christoph 5
 Luther, Martin 26, 35, 163
- Maimon, Salomon 100
 Marcus, Josias 26
 Margarita, Antonius 95
 Marx, Karl 14, 81
 Medick, Hans 18, 20
 Mehmed IV., Sultan des Osmanischen
 Reichs 116
 Mendelson, Sara Heller 7, 8, 141
 Mendelssohn, Moses 92
 Ménétrel, Jacques-Louis 43
 Merian-Burckhardt, Ursula 53
 Michelangelo di Lodovico Buonarroti
 Simoni 64
 Misch, Georg 2, 135
 Modena, Leone 99
 Montaigne, Michel de 3, 131, 161, 169,
 171
 Moritz, Karl Philipp 2
 Morus, Thomas 164
 Mücke, Dorothea von 46
 Murad IV., Sultan des Osmanischen Reichs
 114

- Mustafa II., Sultan des Osmanischen Reichs 114
- Niggel, Günther 2
- Nijvaer, Jan 39
- Nitschke, August 19
- Oemeken, Gerhard 26
- Olney, James 136
- Olson, David 36
- Ong, Walter 36
- Oppenheimer, Joseph Süß 90
- Oppenheimer, Simon Wolf 104
- Pantaleon, Heinrich 5
- Parets, Miquel 135
- Paşa, Fazıl Ahmed 116
- Paşa, Köprölüzade Mehmed 116
- Pascal, Blaise 158
- Pepys, Elizabeth 143, 144
- Pepys, Samuel 8, 143
- Perugino, Pietro 68
- Petrikovits, Albert 175-177, 190-195
- Pfefferkorn, Johannes 95
- Philipp II., König von Spanien 165, 166
- Philippe-Auguste, König von Frankreich 158
- Philips, Katherine 143
- Pieters, Lijntje 39
- Pieters, Orseltje 38
- Piller, Gudrun 4, 5, 6, 8, 45
- Pino, Paolo 68
- Platter, Felix 165-168
- Platter, Thomas der Jüngere 165, 166
- Porter, Roy 59
- Ranke, Leopold von 134, 138
- Ribbens, Pieter 34
- Richelieu, Kardinal 158
- Riehl, Wilhelm Heinrich 189
- Ries, Rotraud 2, 8, 79
- Roche, Daniel 136
- Rocoles, Jean-Baptiste 169
- Rosheim, Josel von 88, 93-95, 103, 111
- Rousseau, Jean Jacques 80, 134
- Ruyter, Michiel de 37
- Sabeau, David 19
- Scheutz, Martin 181
- Schlotheuber, Eva 19
- Schmitt, Jean-Claude 160
- Schorske, Carl 138, 139
- Schrader von Schliestedt 107
- Schulze, Winfried 14
- Schwarz, Matthäus 5
- Scultetus, Bartholomäus 26
- Seaver, Paul S. 136
- Senfft, Andreas Adam 51
- Shorter, Edward 54
- Simmel, Georg 14, 81
- Sinan, Mimar 113, 114
- Slooper, Jan Jansoon 39
- Sombart, Werner 42
- Staden, Hans 5
- Starobinski, Jean 136
- Stern, Süßkind 101, 102
- Straub, Jürgen 7
- Street, Brian 36
- Süleyman I., Sultan des Osmanischen Reichs 114, 116
- Taxis, Franz von 42
- Tissot, Samuel André 51
- Tizian, siehe Vecelli, Tiziano
- Tocqueville, Alexis de 139
- Tönnies, Ferdinand 14, 81
- Treu, Christian 103, 104
- Trithemius, Johannes 26
- Trumbull, Elizabeth 144-149, 154
- Trumbull, William Sir 144-149, 154
- Turhan, Hatice 116
- Ulbrich, Claudia 20, 80
- Vasari, Giorgio 64, 65
- Vecelli, Tiziano 69
- Verbeeck, Harmannus 34
- Verlaen, Willem Jacobs 40
- Vernon, Betty 151
- Villon, François 158
- Vincent, David 43
- Vinci, Leonardo da 66
- Voetius, Gisbertus 34, 35
- Voltaire (eig. François-Marie Arouet) 158
- Walker Bynum, Caroline 19
- Wallington, Nehemiah 136
- Wears, Andrew 47
- Weber, Max 14, 81
- Weissman, Ronald 25
- Wennmohs, Franz Andreas 189
- West, Frances 146
- Wirz, Anna Maria 55-58
- Wirz, Hartmann (Sohn) 55, 56
- Wirz, Hartmann (Vater) 48, 52, 54, 55, 57, 59, 60

Wolf, Hieronymus 26
 Wurstisen, Christian 3
 Wuthenow, Rainer 2

Zadock, Michael, siehe Treu, Christian
 Zimmermann, Johann Georg 51
 Žižek, Slavoi 171

Ortsregister

Alibeyköyü 119
 Amerika 5, 37, 40
 Amsterdam 34, 37, 38
 Antwerpen 166
 Avignon 165

Bacharach 162
 Bamberg 100, 162
 Barcelona 135
 Basel 46, 53, 138, 164, 165, 166, 168
 Berlin 96, 97, 134
 Bern 46
 Bernburg 100
 Biberach 103
 Böhmen 98
 Bologna 168
 Boppard 162
 Bordeaux 165, 166
 Brandenburg, Mark 97
 Braunschweig 105
 Brüssel 166

Calais 39
 China 19
 Colchester 142
 Comtat Venaissin 165

Deutschland 78, 166

Ehrenfels 162
 Elsaß 88, 94, 98
 England 33, 35, 36, 39, 40, 146, 154, 161, 165
 Essen 100
 Essex 142
 Europa 33, 36, 44

Florenz 64
 Frankfurt am Main 88, 98, 100, 101, 104, 108, 162
 Frankfurt an der Oder 96

Frankreich 39
 Fulda 100
 Fürth 96

Genf 46

Hagenau 93
 Halberstadt 108
 Hamburg 102
 Hannover 96, 104
 Helmstedt 100
 Holland 34, 39, 146
 Holzminden 106

Indien 41
 Istanbul 113-126
 Italien 78, 102

Japan 19

Konstantinopel 144, 145, 147, 148, 150
 Korfu 39
 Kreta 116

La Rochelle 166
 Leipzig 161
 Lille 136
 Lipferdingen 188
 London 33, 36, 44, 145, 146, 154, 165, 166, 171

Mähren 98
 Malaga 38, 39
 Mecklenburg 189
 Meidling 191
 Middelburg 39
 Montpellier 166
 Montserrat 166
 München 1, 67
 Münster 100

Niederlande 33, 34, 102, 162, 165, 166
Nikolsburg 108
Nîmes 168
Nóve Zámky 116

Oostende 39
Oran (Nordafrika) 39
Österreich 179, 180
Ostfriesland 103
Oxford 146, 168
Oxfordshire 145, 148

Paris 144, 147, 148, 158, 165, 166
Perugia 69

Recklinghausen 100
Rom 164
Rousham 144, 148

Schnaittach 100
Schwaben 88

Schweiz 48
Spanien 4, 161, 165, 166
Speyer 103
St. Goar 162
St. Gotthard an der Raab 117

Tangier (dt. Tanger) 147
Texel 41
Toulouse 166
Trient 165

Ungarn 116

Vasvar 117
Venedig 99

Wien 96, 173, 175, 178, 179, 181, 186,
187
Worms 88

Zürich 46, 47, 48, 52, 55

Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien

- 1 *Heinrich Lutz* (Hrsg.): Das römisch-deutsche Reich im politischen System Karls V., 1982, XII, 288 S. ISBN 3-486-51371-0 vergriffen
- 2 *Otto Pflanze* (Hrsg.): Innenpolitische Probleme des Bismarck-Reiches, 1983, XII, 304 S. ISBN 3-486-51481-4 vergriffen
- 3 *Hans Conrad Peyer* (Hrsg.): Gastfreundschaft, Taverne und Gasthaus im Mittelalter, 1983, XIV, 275 S. ISBN 3-486-51661-2 vergriffen
- 4 *Eberhard Weis* (Hrsg.): Reformen im rheinbündischen Deutschland, 1984, XVI, 310 S. ISBN 3-486-51671-X
- 5 *Heinz Angermeier* (Hrsg.): Säkulare Aspekte der Reformationszeit, 1983, XII, 278 S. ISBN 3-486-51841-0
- 6 *Gerald D. Feldman* (Hrsg.): Die Nachwirkungen der Inflation auf die deutsche Geschichte 1924–1933, 1985, XII, 407 S. ISBN 3-486-52221-3 vergriffen
- 7 *Jürgen Kocka* (Hrsg.): Arbeiter und Bürger im 19. Jahrhundert. Varianten ihres Verhältnisses im europäischen Vergleich, 1986, XVI, 342 S. ISBN 3-486-52871-8 vergriffen
- 8 *Konrad Repgen* (Hrsg.): Krieg und Politik 1618–1648. Europäische Probleme und Perspektiven, 1988, XII, 454 S. ISBN 3-486-53761-X vergriffen
- 9 *Antoni Mączak* (Hrsg.): Klientelsysteme im Europa der Frühen Neuzeit, 1988, X, 386 S. ISBN 3-486-54021-1
- 10 *Eberhard Kolb* (Hrsg.): Europa vor dem Krieg von 1870. Mächtekonstellation – Konfliktfelder – Kriegausbruch, 1987, XII, 216 S. ISBN 3-486-54121-8
- 11 *Helmut Georg Koenigsberger* (Hrsg.): Republiken und Republikanismus im Europa der Frühen Neuzeit, 1988, XII, 323 S. ISBN 3-486-54341-5
- 12 *Winfried Schulze* (Hrsg.): Ständische Gesellschaft und soziale Mobilität, 1988, X, 416 S. ISBN 3-486-54351-2
- 13 *Johanne Autenrieth* (Hrsg.): Renaissance- und Humanistenhandschriften, 1988, XII, 214 S. mit Abbildungen ISBN 3-486-54511-6
- 14 *Ernst Schulin* (Hrsg.): Deutsche Geschichtswissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg (1945–1965), 1989, XI, 303 S. ISBN 3-486-54831-X
- 15 *Wilfried Barner* (Hrsg.): Tradition, Norm, Innovation. Soziales und literarisches Traditionsverhalten in der Frühzeit der deutschen Aufklärung, 1989, XXV, 370 S. ISBN 3-486-54771-2
- 16 *Hartmut Boockmann* (Hrsg.): Die Anfänge der ständischen Vertretungen in Preußen und seinen Nachbarländern, 1992, X, 264 S. ISBN 3-486-55840-4
- 17 *John C. G. Röhl* (Hrsg.): Der Ort Kaiser Wilhelms II. in der deutschen Geschichte, 1991, XIII, 366 S. ISBN 3-486-55841-2 vergriffen

Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien

- 18 *Gerhard A. Ritter* (Hrsg.): Der Aufstieg der deutschen Arbeiterbewegung. Sozialdemokratie und Freie Gewerkschaften im Parteiensystem und Sozialmilieu des Kaiserreichs, 1990, XXI, 461 S. ISBN 3-486-55641-X
- 19 *Roger Dufraisse* (Hrsg.): Revolution und Gegenrevolution 1789–1830. Zur geistigen Auseinandersetzung in Frankreich und Deutschland, 1991, XX, 274 S. ISBN 3-486-55844-7
- 20 *Klaus Schreiner* (Hrsg.): Laienfrömmigkeit im späten Mittelalter. Formen, Funktionen, politisch-soziale Zusammenhänge, 1992, XII, 411 S. ISBN 3-486-55902-8
- 21 *Jürgen Miethke* (Hrsg.): Das Publikum politischer Theorie im 14. Jahrhundert, 1992, IX, 301 S. ISBN 3-486-55898-6
- 22 *Dieter Simon* (Hrsg.): Eherecht und Familiengut in Antike und Mittelalter, 1992, IX, 168 S. ISBN 3-486-55885-4
- 23 *Volker Press* (Hrsg.): Alternativen zur Reichsverfassung in der Frühen Neuzeit? 1995, X, 254 S. ISBN 3-486-56035-2
- 24 *Kurt Raaflaub* (Hrsg.): Anfänge politischen Denkens in der Antike. Die nahöstlichen Kulturen und die Griechen, 1993, XXIV, 461 S. ISBN 3-486-55993-1
- 25 *Shulamit Volkov* (Hrsg.): Deutsche Juden und die Moderne, 1994, XXIV, 170 S. ISBN 3-486-56029-8 vergriffen
- 26 *Heinrich A. Winkler* (Hrsg.): Die deutsche Staatskrise 1930–1933. Handlungsspielräume und Alternativen, 1992, XIII, 296 S. ISBN 3-486-55943-5 vergriffen
- 27 *Johannes Fried* (Hrsg.): Dialektik und Rhetorik im früheren und hohen Mittelalter. Rezeption, Überlieferung und gesellschaftliche Wirkung antiker Gelehrsamkeit vornehmlich im 9. und 12. Jahrhundert, 1997, XXI, 304 S. ISBN 3-486-56028-X
- 28 *Paolo Prodi* (Hrsg.): Glaube und Eid. Treueformeln, Glaubensbekenntnisse und Sozialdisziplinierung zwischen Mittelalter und Neuzeit, 1993, XXX, 246 S. ISBN 3-486-55994-X
- 29 *Ludwig Schmugge* (Hrsg.): Illegitimität im Spätmittelalter, 1994, X, 314 S. ISBN 3-486-56069-7
- 30 *Bernhard Kölver* (Hrsg.): Recht, Staat und Verwaltung im klassischen Indien/ The State, the Law, and Administration in Classical India, 1997, XVIII, 257 S. ISBN 3-486-56193-6
- 31 *Elisabeth Fehrenbach* (Hrsg.): Adel und Bürgertum in Deutschland 1770–1848, 1994, XVI, 251 S. ISBN 3-486-56027-1
- 32 *Robert E. Lerner* (Hrsg.): Neue Richtungen in der hoch- und spätmittelalterlichen Bibelexegese, 1996, XII, 191 S. ISBN 3-486-56083-2
- 33 *Klaus Hildebrand* (Hrsg.): Das Deutsche Reich im Urteil der Großen Mächte und europäischen Nachbarn (1871–1945), 1995, X, 232 S. ISBN 3-486-56084-0

Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien

- 34 *Wolfgang J. Mommsen* (Hrsg.): Kultur und Krieg. Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg, 1995, X, 282 S.
ISBN 3-486-56085-9 vergriffen
- 35 *Peter Krüger* (Hrsg.): Das europäische Staatensystem im Wandel. Strukturelle Bedingungen und bewegende Kräfte seit der Frühen Neuzeit, 1996, XVI, 272 S.
ISBN 3-486-56171-5
- 36 *Peter Blickle* (Hrsg.): Theorien kommunaler Ordnung in Europa, 1996, IX, 268 S.
ISBN 3-486-56192-8
- 37 *Hans Eberhard Mayer* (Hrsg.): Die Kreuzfahrerstaaten als multikulturelle Gesellschaft. Einwanderer und Minderheiten im 12. und 13. Jahrhundert, 1997, XI, 187 S. ISBN 3-486-56257-6
- 38 *Manlio Bellomo* (Hrsg.): Die Kunst der Disputation. Probleme der Rechtsauslegung und Rechtsanwendung im 13. und 14. Jahrhundert, 1997, X, 248 S.
ISBN 3-486-56258-4
- 39 *František Šmahel* (Hrsg.): Häresie und vorzeitige Reformation im Spätmittelalter, 1998, XV, 304 S. ISBN 3-486-56259-2
- 40 *Alfred Haverkamp* (Hrsg.): Information, Kommunikation und Selbstdarstellung in mittelalterlichen Gemeinden, 1998, XXII, 288 S. ISBN 3-486-56260-6
- 41 *Knut Schulz* (Hrsg.): Handwerk in Europa. Vom Spätmittelalter bis zur Frühen Neuzeit, 1999, XX, 313 S. ISBN 3-486-56395-5
- 42 *Werner Eck* (Hrsg.): Lokale Autonomie und römische Ordnungsmacht in den kaiserzeitlichen Provinzen vom 1. bis 3. Jahrhundert, 1999, X, 327 S.
ISBN 3-486-56385-8
- 43 *Manfred Hildermeier* (Hrsg.): Stalinismus vor dem Zweiten Weltkrieg. Neue Wege der Forschung / Stalinism before the Second World War. New Avenues of Research, 1998, XVI, 345 S. ISBN 3-486-56350-5
- 44 *Aharon Oppenheimer* (Hrsg.): Jüdische Geschichte in hellenistisch-römischer Zeit. Wege der Forschung: Vom alten zum neuen Schürer, 1999, XII, 275 S.
ISBN 3-486-56414-5
- 45 *Dietmar Willoweit* (Hrsg.): Die Begründung des Rechts als historisches Problem, 2000, VIII, 345 S. ISBN 3-486-56482-X
- 46 *Stephen A. Schuker* (Hrsg.): Deutschland und Frankreich. Vom Konflikt zur Aussöhnung. Die Gestaltung der westeuropäischen Sicherheit 1914–1963, 2000, XX, 280 S. ISBN 3-486-56496-X
- 47 *Wolfgang Reinhard* (Hrsg.): Verstaatlichung der Welt? Europäische Staatsmodelle und außereuropäische Machtprozesse, 1999, XVI, 375 S. ISBN 3-486-56416-1
- 48 *Gerhard Besier* (Hrsg.): Zwischen „nationaler Revolution“ und militärischer Aggression. Transformationen in Kirche und Gesellschaft während der konsolidierten NS-Gewaltherrschaft 1934–1939, 2001, XXVIII, 276 S.
ISBN 3-486-56543-5

Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien

- 49 *David Cohen* (Hrsg.): Demokratie, Recht und soziale Kontrolle im klassischen Athen, 2002, VI, 205 S. ISBN 3-486-56662-8
- 50 *Thomas A. Brady* (Hrsg.): Die deutsche Reformation zwischen Spätmittelalter und Früher Neuzeit, 2001, XXI, 258 S., ISBN 3-486-56565-6
- 51 *Harold James* (Hrsg.): The Interwar Depression in an International Context, 2002, XVII, 192 S., ISBN 3-486-56610-5
- 52 *Christof Dipper* (Hrsg.): Deutschland und Italien, 1860–1960. Politische und kulturelle Aspekte im Vergleich (mit Beiträgen von F. Bauer, G. Corni, Chr. Dipper, L. Klinkhammer, B. Mantelli, M. Meriggi, L. Raphael, F. Rugge, W. Schieder, P. Schiera, H.-U. Thamer, R. Wörsdörfer) 2005, X, 284 S. ISBN 3-486-20015-1
- 53 *Frank-Rutger Hausmann* (Hrsg.): Die Rolle der Geisteswissenschaften im Dritten Reich 1933–1945, 2002, XXV, 373 S. ISBN 3-486-56639-3
- 54 *Frank Kolb* (Hrsg.): Chora und Polis, 2004, XVIII, 382 S. ISBN 3-486-56730-6
- 55 *Hans Günter Hockerts* (Hrsg.): Koordinaten deutscher Geschichte in der Epoche des Ost-West-Konflikts, 2004, XVIII, 339 S. ISBN 3-486-56768-3
- 56 *Wolfgang Hardtwig* (Hrsg.): Utopie und politische Herrschaft im Europa der Zwischenkriegszeit, 2003, IX, 356 S. ISBN 3-486-56642-3
- 57 *Diethelm Klippel* (Hrsg.): Naturrecht und Staat. Politische Funktionen des europäischen Naturrechts (17.–19. Jahrhundert) (mit Beiträgen von H. Brandt, W. Brauneder, W. Demel, Ch. Dipper, M. Fitzpatrick, S. Hofer, S. Rus Rufino, W. Schmale, J. Schröder, D. Schwab, B. Stollberg-Rilinger) 2006, XI, 231 S. ISBN 3-486-57905-3
- 58 *Jürgen Reulecke* (Hrsg.): Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert, 2003, XV, 300 S. ISBN 3-486-56747-0
- 59 *Klaus Hildebrand* (Hrsg.): Zwischen Politik und Religion. Studien zur Entstehung, Existenz und Wirkung des Totalitarismus. Kolloquium der Mitglieder des Historischen Kollegs, 23. November 2001, 2003, XIV, 155 S. ISBN 3-486-56748-9
- 60 *Marie-Luise Recker* (Hrsg.): Parlamentarismus in Europa. Deutschland, England und Frankreich im Vergleich, 2004, XVIII, 232 S. ISBN 3-486-56817-5
- 61 *Helmut Altrichter* (Hrsg.): GegenErinnerung. Geschichte als politisches Argument im Transformationsprozeß Ost-, Ostmittel- und Südosteuropas (mit Beiträgen von H. Altrichter, C. Bethke, K. Brüggemann, V. Dumbrava, R. Eckert, U. von Hirschhausen, J. Hösler, I. Iveljć, W. Jilge, C. Kraft, H. Lemberg, R. Lindner, B. Murgescu, A. Nikžentaitis, A. Pók, H. Sundhaussen, S. Troebst, M. Wien) 2006, XXII, 326 S. ISBN 3-486-57873-1
- 62 *Jürgen Trabant* (Hrsg.): Sprache der Geschichte (mit Beiträgen von T. Borsche, G. Cacciatore, K. Ehlich, H. D. Kittsteiner, B. Lindorfer, Ch. Meier, T. B. Müller, W. Oesterreicher, St. Otto, U. Raulff, J. Trabant) 2005, XXIV, 166 S. ISBN 3-486-57572-4

Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien

- 63 *Anselm Doering-Manteuffel* (Hrsg.): *Strukturmerkmale der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts* (mit Beiträgen von E. Conze, A. Doering-Manteuffel, M. Geyer, H.-G. Haupt, H. James, G. Koenen, D. van Laak, M. Niehuss, L. Raphael, J. Reulecke, J. Rückert, M. Ruck, A. von Saldern, A. Schildt, A. Wirsching, M. Zimmermann) 2006, VIII, 273 S. ISBN 3-486-58057-4
- 64 *Jan-Dirk Müller* (Hrsg.): *Text und Kontext: Fallstudien und theoretische Begründungen einer kulturwissenschaftlich angeleiteten Mediävistik* (mit Beiträgen von G. Althoff, H. Bleumer, U. von Bloh, U. Friedrich, B. Jussen, B. Kellner, Ch. Kiening, K. Krüger, St. G. Nichols, P. Strohschneider, Ch. Witthöft) 2007, XIII, 272 S. ISBN 3-486-58106-5
- 65 *Peter Schäfer* (Hrsg.): *Wege mystischer Gotteserfahrung. Judentum, Christentum und Islam/Mystical Approaches to God. Judaism, Christianity, and Islam* (mit Beiträgen von W. Beierwaltes, P. Dinzelbacher, R. Elier, A. M. Haas, M. Himmelfarb, P. Schäfer, G. G. Stroumsa, S. Stroumsa) 2006, X, 164 S. ISBN 3-486-58006-X
- 66 *Friedrich Wilhelm Graf* (Hrsg.): *Intellektuellen-Götter. Das religiöse Laboratorium der klassischen Moderne* (mit Beiträgen von C. Arnold, K. Große Kracht, H. Haury, G. Hübinger, V. Krech, Ch. Nottmeier, M. Pyka, A. Reuter, U. Sieg) (in Vorbereitung)
- 67 *Werner Busch* (Hrsg.): *Verfeinertes Sehen. Optik und Farbe im 18. und frühen 19. Jahrhundert* (mit Beiträgen von U. Boskamp, W. Busch, E. Fioretini, J. Gage, B. Gockel, U. Klein, C. Meister, J. Müller-Tamm, A. Pietsch, H. O. Sibum, M. Wagner, M. Wellmann) 2008, ca. 260 S. ISBN 978-3-486-58490-5
- 68 *Kaspar von Greyerz* (Hrsg.): *Selbstzeugnisse in der Frühen Neuzeit. Individualisierungsweisen in interdisziplinärer Perspektive* (mit Beiträgen von J. S. Amelang, P. Becker, M. Christadler, R. Dekker, S. Faruqi, K. v. Greyerz, V. Groebner, G. Jancke, S. Mendelson, G. Piller, R. Ries) 2007, VII, 201 S. ISBN 978-3-486-58236-9
- 69 *Wilfried Hartmann* (Hrsg.): *Recht und Gericht in Kirche und Welt um 900* (mit Beiträgen von C. Cubitt, R. Deutinger, S. Hamilton, W. Hartmann, E.-D. Hehl, K. Herbers, W. Kaiser, L. Körntgen, R. Meens, H. Siems, K. Ubl, K. Zechiel-Eckes) 2007, IX, 249 S. ISBN 978-3-486-58147-8
- 70 *Heinz Schilling* (Hrsg.): *Konfessioneller Fundamentalismus. Religion als politischer Faktor im europäischen Mächtesystem um 1600* (mit Beiträgen von R. Bireley, H.-J. Bömelburg, W. Frijhoff, A. Gotthard, H. Th. Gräf, W. Harms, Th. Kaufmann, A. Koller, V. Leppin, W. Monter, B. Roeck, A. Schindling, W. Schulze, I. Tóth, E. Wolgast) 2007, XI, 320 S. ISBN 978-3-486-58150-8
- 71 *Michael Toch* (Hrsg.): *Wirtschaftsgeschichte der mittelalterlichen Juden. Fragen und Einschätzungen* (mit Beiträgen von D. Abulafia, R. Barzen, A. Holtmann, D. Jacoby, M. Keil, R. Mueller, H.-G. von Mutius, J. Shatzmiller, M. Toch, G. Todeschini, M. Wenniger) (in Vorbereitung)

Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien

- 72 *Tilman Nagel* (Hrsg.): Der Koran und sein religiöses und kulturelles Umfeld (in Vorbereitung)
- 73 *Karl-Joachim Hölkeskamp* (Hrsg.): Eine politische Kultur (in) der Krise? Die „letzte Generation“ der römischen Republik (mit Beiträgen von H. Beck, F. Bücher, J.-M. David, E. Flaig, K.-J. Hölkeskamp, T. Hölscher, M. Jehne, R. Morstein Marx, W. Nippel, U. Walter, G. Zecchini) (in Vorbereitung)
- 74 *Karl Schlögel* (Hrsg.): Mastering Space. Raum und Raumbewältigung als Probleme der russischen Geschichte (in Vorbereitung)

Sonderveröffentlichungen

Horst Fuhrmann (Hrsg.): Die Kaulbach-Villa als Haus des Historischen Kollegs. Reden und wissenschaftliche Beiträge zur Eröffnung, 1989, XII, 232 S. ISBN 3-486-55611-8

Lothar Gall (Hrsg.): 25 Jahre Historisches Kolleg. Rückblick – Bilanz – Perspektiven, 2006, 293 S. ISBN 3-486-58005-1

Oldenbourg

Schriften des Historischen Kollegs: Vorträge

- 1 *Heinrich Lutz*: Die deutsche Nation zu Beginn der Neuzeit. Fragen nach dem Gelingen und Scheitern deutscher Einheit im 16. Jahrhundert, 1982, IV, 31 S. vergriffen
- 2 *Otto Pflanze*: Bismarcks Herrschaftstechnik als Problem der gegenwärtigen Historiographie, 1982, IV, 39 S. vergriffen
- 3 *Hans Conrad Peyer*: Gastfreundschaft und kommerzielle Gastlichkeit im Mittelalter, 1983, IV, 24 S. vergriffen
- 4 *Eberhard Weis*: Bayern und Frankreich in der Zeit des Konsulats und des ersten Empire (1799–1815), 1984, 41 S. vergriffen
- 5 *Heinz Angermeier*: Reichsreform und Reformation, 1983, IV, 76 S. vergriffen
- 6 *Gerald D. Feldman*: Bayern und Sachsen in der Hyperinflation 1922/23, 1984, IV, 41 S. vergriffen
- 7 *Erich Angermann*: Abraham Lincoln und die Erneuerung der nationalen Identität der Vereinigten Staaten von Amerika, 1984, IV, 33 S. vergriffen
- 8 *Jürgen Kocka*: Traditionsbindung und Klassenbildung. Zum sozialhistorischen Ort der frühen deutschen Arbeiterbewegung, 1987, 48 S. vergriffen
- 9 *Konrad Repgen*: Kriegslegitimationen in Alteuropa. Entwurf einer historischen Typologie, 1985, 27 S. vergriffen
- 10 *Antoni Mączak*: Der Staat als Unternehmen. Adel und Amtsträger in Polen und Europa in der Frühen Neuzeit, 1989, 32 S. vergriffen
- 11 *Eberhard Kolb*: Der schwierige Weg zum Frieden. Das Problem der Kriegsbeendigung 1870/71, 1985, 33 S. vergriffen
- 12 *Helmut Georg Koenigsberger*: Fürst und Generalstände. Maximilian I. in den Niederlanden (1477–1493), 1987, 27 S. vergriffen
- 13 *Winfried Schulze*: Vom Gemeinnutz zum Eigennutz. Über den Normenwandel in der ständischen Gesellschaft der Frühen Neuzeit, 1987, 40 S. vergriffen
- 14 *Johanne Autenrieth*: „Litterae Virgilianae“. Vom Fortleben einer römischen Schrift, 1988, 51 S. vergriffen
- 15 *Tilemann Grimm*: Blickpunkte auf Südostasien. Historische und kulturanthropologische Fragen zur Politik, 1988, 37 S.
- 16 *Ernst Schulin*: Geschichtswissenschaft in unserem Jahrhundert. Probleme und Umrisse einer Geschichte der Historie, 1988, 34 S. vergriffen
- 17 *Hartmut Boockmann*: Geschäfte und Geschäftigkeit auf dem Reichstag im späten Mittelalter, 1988, 33 S. vergriffen
- 18 *Wilfried Barner*: Literaturwissenschaft – eine Geschichtswissenschaft? 1990, 42 S. vergriffen

Schriften des Historischen Kollegs: Vorträge

- 19 *John C. G. Röhl*: Kaiser Wilhelm II. Eine Studie über Cäsarenwahnsinn, 1989, 36 S. vergriffen
- 20 *Klaus Schreiner*: Mönchsein in der Adelsgesellschaft des hohen und späten Mittelalters. Klösterliche Gemeinschaftsbildung zwischen spiritueller Selbstbehauptung und sozialer Anpassung, 1989, 68 S. vergriffen
- 21 *Roger Dufraisse*: Die Deutschen und Napoleon im 20. Jahrhundert, 1991, 43 S.
- 22 *Gerhard A. Ritter*: Die Sozialdemokratie im Deutschen Kaiserreich in sozialgeschichtlicher Perspektive, 1989, 72 S. vergriffen
- 23 *Jürgen Miethke*: Die mittelalterlichen Universitäten und das gesprochene Wort, 1990, 48 S. vergriffen
- 24 *Dieter Simon*: Lob des Eunuchen, 1994, 27 S.
- 25 *Thomas Vogtherr*: Der König und der Heilige. Heinrich IV., der heilige Remaklus und die Mönche des Doppelklosters Stablo-Malmedy, 1990, 29 S. vergriffen
- 26 *Johannes Schilling*: Gewesene Mönche. Lebensgeschichten in der Reformation, 1990, 36 S. vergriffen
- 27 *Kurt Raaflaub*: Politisches Denken und Krise der Polis. Athen im Verfassungskonflikt des späten 5. Jahrhunderts v. Chr., 1992, 63 S.
- 28 *Volker Press*: Altes Reich und Deutscher Bund. Kontinuität in der Diskontinuität, 1995, 31 S.
- 29 *Shulamit Volkov*: Die Erfindung einer Tradition. Zur Entstehung des modernen Judentums in Deutschland, 1992, 30 S. vergriffen
- 30 *Franz Bauer*: Gehalt und Gestalt in der Monumentalsymbolik. Zur Ikonologie des Nationalstaats in Deutschland und Italien 1860–1914, 1992, 39 S.
- 31 *Heinrich A. Winkler*: Mußte Weimar scheitern? Das Ende der ersten Republik und die Kontinuität der deutschen Geschichte, 1991, 32 S. vergriffen
- 32 *Johannes Fried*: Kunst und Kommerz. Über das Zusammenwirken von Wissenschaft und Wirtschaft im Mittelalter vornehmlich am Beispiel der Kaufleute und Handelsmessen, 1992, 40 S.
- 33 *Paolo Prodi*: Der Eid in der europäischen Verfassungsgeschichte, 1992, 35 S.
- 34 *Jean-Marie Moeglin*: Dynastisches Bewußtsein und Geschichtsschreibung. Zum Selbstverständnis der Wittelsbacher, Habsburger und Hohenzollern im Spätmittelalter, 1993, 47 S.
- 35 *Bernhard Kölver*: Ritual und historischer Raum. Zum indischen Geschichtsverständnis, 1993, 65 S.
- 36 *Elisabeth Fehrenbach*: Adel und Bürgertum im deutschen Vormärz, 1994, 31 S.

Schriften des Historischen Kollegs: Vorträge

- 37 *Ludwig Schmugge*: Schleichwege zu Pfründe und Altar. Päpstliche Dispense vom Geburtsmangel 1449–1533, 1994, 35 S.
- 38 *Hans-Werner Hahn*: Zwischen Fortschritt und Krisen. Die vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts als Durchbruchphase der deutschen Industrialisierung, 1995, 47 S.
- 39 *Robert E. Lerner*: Himmelsvision oder Sinnendelirium? Franziskaner und Professoren als Traumdeuter im Paris des 13. Jahrhunderts, 1995, 35 S.
- 40 *Andreas Schulz*: Weltbürger und Geldaristokraten. Hanseatisches Bürgertum im 19. Jahrhundert, 1995, 38 S.
- 41 *Wolfgang J. Mommsen*: Die Herausforderung der bürgerlichen Kultur durch die künstlerische Avantgarde. Zum Verhältnis von Kultur und Politik im Wilhelminischen Deutschland, 1994, 30 S.
- 42 *Klaus Hildebrand*: Reich – Großmacht – Nation. Betrachtungen zur Geschichte der deutschen Außenpolitik 1871–1945, 1995, 25 S. vergriffen
- 43 *Hans Eberhard Mayer*: Herrschaft und Verwaltung im Kreuzfahrerkingreich Jerusalem, 1996, 38 S.
- 44 *Peter Blickle*: Reformation und kommunaler Geist. Die Antwort der Theologen auf den Wandel der Verfassung im Spätmittelalter, 1996, 42 S.
- 45 *Peter Krüger*: Wege und Widersprüche der europäischen Integration im 20. Jahrhundert, 1995, 39 S.
- 46 *Werner Greiling*: „Intelligenzblätter“ und gesellschaftlicher Wandel in Thüringen. Anzeigenwesen, Nachrichtenvermittlung, Rasonnement und Sozialdisziplinierung, 1995, 38 S.

Schriften des Historischen Kollegs: Dokumentationen

- 1 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft: Erste Verleihung des Preises des Historischen Kollegs. Aufgaben, Stipendiaten, Schriften des Historischen Kollegs, 1984, VI, 70 S., mit Abbildungen *vergriffen*
- 2 Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung: Horst Fuhrmann, Das Interesse am Mittelalter in heutiger Zeit. Beobachtungen und Vermutungen – Lothar Gall, Theodor Schieder 1908 bis 1984, 1987, 65 S. *vergriffen*
- 3 Leopold von Ranke: Vorträge anlässlich seines 100. Todestages. Gedenkfeier der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und der Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft am 12. Mai 1986, 1987, 44 S. *vergriffen*
- 4 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft: Zweite Verleihung des Preises des Historischen Kollegs. Aufgaben, Stipendiaten, Schriften des Historischen Kollegs, 1987, 98 S., mit Abbildungen
- 5 Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung: Thomas Nipperdey, Religion und Gesellschaft: Deutschland um 1900, 1988, 29 S. *vergriffen*
- 6 Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung: Christian Meier, Die Rolle des Krieges im klassischen Athen, 1991, 55 S. *vergriffen*
- 7 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft: Dritte Verleihung des Preises des Historischen Kollegs. Aufgaben, Stipendiaten, Schriften des Historischen Kollegs, 1991, 122 S., mit Abbildungen *vergriffen*
- 8 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft: Historisches Kolleg 1980–1990. Vorträge anlässlich des zehnjährigen Bestehens und zum Gedenken an Alfred Herrhausen, 1991, 63 S.
- 9 Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung: Karl Leyser, Am Vorabend der ersten europäischen Revolution. Das 11. Jahrhundert als Umbruchszeit, 1994, 32 S.
- 10 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft: Vierte Verleihung des Preises des Historischen Kollegs. Aufgaben, Stipendiaten, Schriften des Historischen Kollegs, 1993, 98 S., mit Abbildungen
- 11 Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung: Rudolf Smend, Mose als geschichtliche Gestalt, 1995, 23 S.
- 12 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft: Über die Offenheit der Geschichte. Kolloquium der Mitglieder des Historischen Kollegs, 20. und 21. November 1992, 1996, 84 S.

Vorträge und Dokumentationen sind nicht im Buchhandel erhältlich; sie können, soweit lieferbar, über die Geschäftsstelle des Historischen Kollegs (Kaulbachstraße 15, 80539 München) bezogen werden.

Schriften des Historischen Kollegs: Jahrbuch

Jahrbuch des Historischen Kollegs 1995:

Arnold Esch

Rom in der Renaissance. Seine Quellenlage als methodisches Problem

Manlio Bellomo

Geschichte eines Mannes: Bartolus von Sassoferrato und die moderne europäische Jurisprudenz

František Šmahel

Das verlorene Ideal der Stadt in der böhmischen Reformation

Alfred Haverkamp

„... an die große Glocke hängen“. Über Öffentlichkeit im Mittelalter

Hans-Christof Kraus

Montesquieu, Blackstone, De Lolme und die englische Verfassung des 18. Jahrhunderts

1996, VIII, 180 S. 4 Abb. ISBN 3-486-56176-6

Jahrbuch des Historischen Kollegs 1996:

Johannes Fried

Wissenschaft und Phantasie. Das Beispiel der Geschichte

Manfred Hildermeier

Revolution und Kultur: Der „Neue Mensch“ in der frühen Sowjetunion

Knut Schulz

Handwerk im spätmittelalterlichen Europa. Zur Wanderung und Ausbildung von Lehrlingen in der Fremde

Werner Eck

Mord im Kaiserhaus? Ein politischer Prozeß im Rom des Jahres 20 n. Chr.

Wolfram Pyta

Konzert der Mächte und kollektives Sicherheitssystem: Neue Wege zwischenstaatlicher Friedenswahrung in Europa nach dem Wiener Kongreß 1815

1997, VI, 202 S. 1 Abb. ISBN 3-486-56300-9

Schriften des Historischen Kollegs: Jahrbuch

Jahrbuch des Historischen Kollegs 1997:

Eberhard Weis

Hardenberg und Montgelas. Versuch eines Vergleichs ihrer Persönlichkeiten und ihrer Politik

Dietmar Willoweit

Vom alten guten Recht. Normensuche zwischen Erfahrungswissen und Ursprungslegenden

Aharon Oppenheimer

Messianismus in römischer Zeit. Zur Pluralität eines Begriffes bei Juden und Christen

Stephen A. Schuker

Bayern und der rheinische Separatismus 1923–1924

Gerhard Schuck

Zwischen Ständeordnung und Arbeitsgesellschaft. Der Arbeitsbegriff in der frühneuzeitlichen Policy am Beispiel Bayerns

1998, XXI, 169 S. ISBN 3-486-56375-0

Jahrbuch des Historischen Kollegs 1998:

Peter Pulzer

Der deutsche Michel in John Bulls Spiegel: Das britische Deutschlandbild im 19. Jahrhundert

Gerhard Besier

„The friends ... in America need to know the truth ...“

Die deutschen Kirchen im Urteil der Vereinigten Staaten (1933–1941)

David Cohen

Die Schwestern der Medea. Frauen, Öffentlichkeit und soziale Kontrolle im klassischen Athen

Wolfgang Reinhard

Staat machen: Verfassungsgeschichte als Kulturgeschichte

Lutz Klinkhammer

Die Zivilisierung der Affekte. Kriminalitätsbekämpfung im Rheinland und in Piemont unter französischer Herrschaft 1798–1814

1999, 193 S. 5 Abb. ISBN 3-486-56420-X

Schriften des Historischen Kollegs: Jahrbuch

Jahrbuch des Historischen Kollegs 1999:

Jan Assmann

Ägypten in der Gedächtnisgeschichte des Abendlandes

Thomas A. Brady

Ranke, Rom und die Reformation: Leopold von Rankes Entdeckung des Katholizismus

Harold James

Das Ende der Globalisierung? Lehren aus der Weltwirtschaftskrise

Christof Dipper

Helden überkreuz oder das Kreuz mit den Helden. Wie Deutsche und Italiener die Heroen der nationalen Einigung (der anderen) wahrnahmen.

Felicitas Schmieder

„... von etlichen geistlichen leyen wegen“. Definitionen der Bürgerschaft im spätmittelalterlichen Frankfurt

2000, VI, 199 S. 7 Abb. ISBN 3-486-56492-7

Jahrbuch des Historischen Kollegs 2000:

Winfried Schulze

Die Wahrnehmung von Zeit und Jahrhundertwenden

Frank Kolb

Von der Burg zur Polis. Akkulturation in einer kleinasiatischen „Provinz“

Hans Günter Hockerts

Nach der Verfolgung. Wiedergutmachung in Deutschland: Eine historische Bilanz 1945–2000

Frank-Rutger Hausmann

„Auch im Krieg schweigen die Musen nicht“. Die ‚Deutschen Wissenschaftlichen Institute‘ (DWI) im Zweiten Weltkrieg (1940–1945)

Ulrike Freitag

Scheich oder Sultan – Stamm oder Staat? Staatsbildung im Hadramaut (Jemen) im 19. und 20. Jahrhundert

2001, VI, 250 S. 16 Abb. ISBN 3-486-56557-5

Schriften des Historischen Kollegs: Jahrbuch

Jahrbuch des Historischen Kollegs 2001:

Michael Stolleis

Das Auge des Gesetzes. Materialien zu einer neuzeitlichen Metapher

Wolfgang Hardtwig

Die Krise des Geschichtsbewußtseins in Kaiserreich und Weimarer Republik und der Aufstieg des Nationalsozialismus

Diethelm Klippel

Kant im Kontext. Der naturrechtliche Diskurs um 1800

Jürgen Reulecke

Neuer Mensch und neue Männlichkeit. Die „junge Generation“ im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts

Peter Burschel

Paradiese der Gewalt. Martyrium, Imagination und die Metamorphosen des nachtridentinischen Heiligenhimmels

2002, VI, 219 S. 16 Abb. ISBN 3-486-56641-5

Jahrbuch des Historischen Kollegs 2002:

Wolfgang Reinhard

Geschichte als Delegitimation

Jürgen Trabant

Sprache der Geschichte

Marie-Luise Recker

„Es braucht nicht niederreißende Polemik, sondern aufbauende Tat.“

Zur Parlamentskultur der Bundesrepublik Deutschland

Helmut Altrichter

War der Zerfall der Sowjetunion vorauszusehen?

Andreas Rödder

„Durchbruch in Kaukasus“? Die deutsche Wiedervereinigung und die Zeitgeschichtsschreibung

2003, VI, 179 S. 2 Abb. ISBN 3-486-56736-5

Oldenbourg

Schriften des Historischen Kollegs: Jahrbuch

Jahrbuch des Historischen Kollegs 2003:

Jochen Martin

Rom und die Heilsgeschichte. Beobachtungen zum Triumphbogenmosaik von S. Maria Maggiore in Rom

Jan-Dirk Müller

Imaginäre Ordnungen und literarische Imaginationen um 1200

Peter Schäfer

Ex oriente lux? Heinrich Graetz und Gershom Scholem über den Ursprung der Kabbala

Anselm Doering-Manteuffel

Mensch, Maschine, Zeit. Fortschrittsbewußtsein und Kulturkritik im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts

Bernhard Löffler

Öffentliches Wirken und öffentliche Wirkung Ludwig Erhards

2004, VI, 205 S. 20 Abb. ISBN 3-486-56843-4

Jahrbuch des Historischen Kollegs 2004:

Wolfgang Frühwald

„Wer es gesehen hat, der hat es auf sein ganzes Leben“. Die italienischen Tagebücher der Familie Goethe

Kaspar von Greyerz

Vom Nutzen und Vorteil der Selbstzeugnisforschung für die Frühneuzeithistorie

Friedrich Wilhelm Graf

Annihilatio historiae? Theologische Geschichtsdiskurse in der Weimarer Republik

Werner Busch

Die Naturwissenschaften als Basis des Erhabenen in der Kunst des 18. und frühen 19. Jahrhunderts

Jörn Leonhard

Der Ort der Nation im Deutungswandel kriegerischer Gewalt: Europa und die Vereinigten Staaten 1854–1871

2005, VI, 182 S. 9 Abb. ISBN 3-486-57741-7

Schriften des Historischen Kollegs: Jahrbuch

Jahrbuch des Historischen Kollegs 2005:

Michael Mitterauer

Europäische Geschichte in globalem Kontext

Michael Toch

Das Gold der Juden – Mittelalter und Neuzeit

Heinz Schilling

Gab es um 1600 in Europa einen Konfessionsfundamentalismus? Die Geburt des internationalen Systems in der Krise des konfessionellen Zeitalters

Wilfried Hartmann

„Sozialdisziplinierung“ und „Sündenucht“ im frühen Mittelalter? Das bischöfliche Sendgericht in der Zeit um 900

Peter Scholz

Imitatio patris statt griechischer Pädagogik. Überlegungen zur Sozialisation und Erziehung der republikanischen Senatsaristokratie

2006, VI, 190 S. 17 Abb. ISBN 978-3-486-57963-5

Jahrbuch des Historischen Kollegs 2006:

Klaus Hildebrand

Globalisierung 1900. Alte Staatenwelt und neue Weltpolitik an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert

Karl-Joachim Hölkeskamp

Pomp und Prozessionen. Rituale und Zeremonien in der politischen Kultur der römischen Republik

Tilman Nagel

Verstehen oder nachahmen? Grundtypen der muslimischen Erinnerung an Mohammed

Karl Schlögel

Moskau 1937. Eine Stadt in den Zeiten des Großen Terrors

Claire Gantet

Seele und persönliche Identität im Heiligen Römischen Reich, ca. 1500 – ca. 1750. Ansätze zu einer kulturellen Wissenschaftsgeschichte

2007, VI, 211 S., 7 Abb. ISBN 978-3-486-58036-5